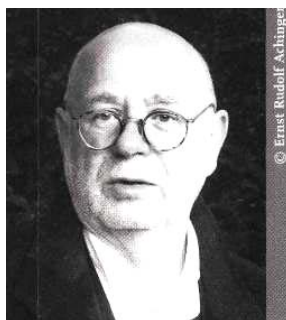


Juni 1921 wird das Berliner Landgericht zum Schauplatz eines Prozesses, der die Welt aufrüttelt. Der Angeklagte hat den Verantwortlichen für den Völkermord an den Armeniern, den ehemaligen türkischen Großwesir Talaat Pascha in Charlottenburg auf offener Straße erschossen. Der junge Angeklagte wird freigesprochen. Was das Gericht nicht weiß: Er gehört dem geheimen Kommando »Nemesis« an, das sich zum Ziel gesetzt hat, die untergetauchten Haupttäter des ersten großen Genozids unserer Zeit, dem 1,4 Millionen Armenier zum Opfer fielen, zur Strecke zu bringen.

Rolf Hosfeld erzählt die Hintergründe dieses Mordes: Die Massaker zur Zeit des Sultans Abdul Hamid II., die Europa schockieren und Kaiser Wilhelm II. gleichgültig lassen. Die Entstehung eines aggressiven türkischen Nationalismus und schließlich die systematische Vernichtungspolitik unter dem Schutz des Bündnisses mit dem Deutschen Reich im Ersten Weltkrieg.

Nach dem Krieg werden die Hauptverantwortlichen dieses Menschheitsverbrechens, das vom türkischen Staat bis heute geleugnet wird, durch ein Kriegsgericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Die meisten von ihnen jedoch fallen der »Operation Nemesis« zum Opfer.



ROBERT HOSFELD, geboren 1948, studierte Germanistik, Politik und Philosophie in Frankfurt/M und Berlin. Promotion über Heinrich Heine. Er war Verlagslektor. Redakteur bei »Merian«, Kulturchef der »Woche«. Heute arbeitet er als Filmemacher und Journalist. Rolf Hosfeld lebt in Berlin und Brandenburg.

Rolf Hosfeld

Operation Nemesis

Die Türkei, Deutschland und
der Völkermord an den Armeniern

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2005

© 2005 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg

Umschlagfoto: Istanbul, Hagia Sofia, Bildpostkarte um 1910, © akg-images

Gesetzt aus der Minion und der Univers Medium

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Bindung: Sigloch Buchbinderei, Blaufelden

ISBN 3-462-03468-5

Inhalt

Das Ende des Großwesirs	7
Zeiten der Gewalt.....	30
Das Europäische Konzert.....	48
Einheit und Fortschritt	60
Die Büchse der Pandora	83
Das Gesetz der Steppe	100
Ein Sohn ist uns geboren.....	116
Krieg.....	133
In die Wüste, ins Nichts	149
Ich mache sie alle nieder	159
Der 24. April 1915.....	172
Topographie des Terrors.....	186
Anatolische Politik.....	221
Deportationsrouten.....	236
Die 53 Tage des Musa Dagh	255
Deutsche Realpolitik.....	263
Habgier und Vernichtung.....	273
Der Traum von der asiatischen Großmacht	289
»Verbrechen gegen die Menschheit«.....	296
Enver Paschas Ende	308
Nemesis	314
Envers Rückkehr	320
Nachwort.....	323
Danksagung	326
Anmerkungen.....	327
Osmanische Begriffe und Titel	342
Literaturverzeichnis.....	343

Tehrirjan hatte sich selbst zum Vollstrecker des Gewissens der Menschheit ernannt. Doch kann jemand sich selbst dazu ernennen, Gerechtigkeit auszuüben? Wird eine solche Art von Gerechtigkeit nicht eher von Emotionen beherrscht sein und zur Karikatur ausarten? In diesem Augenblick erhielt der Mord an einem unschuldigen Volk eine größere Bedeutung für mich. Ich hatte zwar noch keine endgültigen Antworten, aber das sichere Gefühl, dass die Welt ein Gesetz gegen diese Form von rassistisch oder religiös begründetem Mord erlassen musste. Souveränität, meinte ich, kann nicht als das Recht missverstanden werden, Millionen unschuldiger Menschen umzubringen.¹

Raphael Lemkin, der »Vater der UN-Völkermordkonvention«, in seinen autobiographischen Erinnerungen an den »Prozess Talaat Pascha« 1921

Das Ende des Großwesirs

Talaat Pascha, der ehemalige Großwesir des Osmanischen Reichs, wurde am 15. März 1921 auf der Berliner Hardenbergstraße, Ecke Fasanenstraße, erschossen. Es war gegen elf Uhr morgens, ein durchwachsener, kühler Tag mit leichten Schauern und gelegentlich aufblitzender Märzsonne, als ihn der gezielte Schuss aus einer 9-Millimeter-Parabellum aus nächster Nähe unvorbereitet in den Hinterkopf traf. Er fiel sofort vornüber und war tot. »Die Schädeldecke klappte auf«, erinnert sich später ein Zeuge des Geschehens: »Der Angeklagte warf den Revolver hin und suchte zu flüchten. Vor- aus ging eine Dame. Die fiel in Ohnmacht. Ich habe sie erst aufgehoben, weil ich dachte, auch sie wäre getroffen.«²

Schnell hat sich eine Menschentraube gebildet auf der Straßenseite gegenüber der alten preußischen Militärakademie. Aufgeregtes Gestikulieren, erschrockene Lähmung; Gerüchte und erste verwegene Thesen über das Opfer und den Hintergrund des Anschlags machen die Runde, während der Täter kopflos in die Fasanenstraße flüchtet, wo ihm Leute entgegenkommen, denen er nicht ausweichen kann. Dem Handelsvertreter Nikolaus Jessen gelingt es schließlich, ihn zu fassen, während um ihn herum der Volkszorn ins Sieden gerät. »Die Leute schlugen wie wahnsinnig auf den Angeklagten ein«, wird Jessen später vor Gericht aussagen: »Ein Herr schlug ihm dauernd mit einem Schlüssel aufs Gehirn. Man rief: ›Haltet den Raubmörder!‹« Doch was sich hier ereignet hat, ist kein gewöhnlicher Mord. Es ist, wie sich schnell herausstellen soll, ein politisches Attentat. »Das ist ein Ausländer, ich bin auch ein Ausländer, das schadet nichts«, stammelt der Täter in gebrochenem Deutsch, als man ihn schließlich, noch unterwegs den Schlägen der spontanen Selbstjustiz ausgesetzt, auf die Polizeiwache am Zoo bringt. Der Mörder, auch das stellt sich

schnell heraus, ist der armenische Student Soghomon Tehlirjan. Er hat erst gar nicht versucht zu entkommen.

»Der Mord an Talaat Pascha war der letzte Akt einer Tragödie, deren frühe Szenen in der von Blut besudelten Wüste Kleinasiens spielten«, kommentiert zwei Tage später die *New York Times*: »Nicht ich bin der Mörder, sondern er«, sagte der junge Armenier, Soghomon Tehlirjan, einen Moment nach dem tödlichen Schuss zu der Polizei.« Talaat Pascha, davon ist Tehlirjan überzeugt, gehörte zu den Hauptverantwortlichen für den Völkermord, den das Osmanische Reich während des Ersten Weltkriegs an den Armeniern verübt hatte.

Der Außenamtsmitarbeiter Ernst Jäckh ist an diesem Tag gegen elf Uhr dreißig mit dem Auto auf dem Weg in die Hardenbergstraße 4, wo Talaat wohnte. »Als ich am Zoo vorbeifuhr«, erinnert er sich, »sah ich auf der anderen Straßenseite eine Menschenmenge.«³ In Talaats Neunzimmerwohnung am Charlottenburger »Knie«, dem heutigen Ernst-Reuter-Platz, wird er von dem aufgeregten Dr. Mehmed Nazim empfangen, einem engen Mitarbeiter des Großwessirs. Da ist Talaat schon tot. »Die Gattin Talaats, die sich während der Tat in seiner Wohnung befand, brach bei der Nachricht vom Tode ihres Gatten bewusstlos zusammen«, weiß der *Berliner Lokalanzeiger*. »Allah sei Dank, dass Sie hier sind«, ruft Nazim Jäckh entgegen. »Helfen Sie uns, Talaat heraufzuholen. Er liegt, von einem Armenier erschossen, ein paar Häuser weiter unten auf der Straße, und die Polizei will seine Leiche erst freigeben, wenn die Mordkommission angekommen ist.«

Der Tatort ist inzwischen von der Schutzpolizei abgesperrt worden. Erste Untersuchungen vor Ort haben ergeben, dass die Kugel über dem linken Auge wieder ausgetreten ist. Das Gehirn ist innerlich völlig zertrümmert, was darauf schließen lässt, dass der Tod sofort eintrat. Als Jäckh mit Nazim am Tatort eintrifft, gibt er sich gegenüber Kriminaloberwachtmeister Paul Scholz als Mitarbeiter des Auswärtigen Amts zu erkennen und fordert die sofortige Herausgabe der Leiche. Doch auch er wird auf das Eintreffen der Mordkommission vertröstet.

Inzwischen hat die Nachricht von dem Attentat einen türkischen

Tabakladen in der Uhlandstraße erreicht, in dem sich zu dieser Zeit Dr. Bahaeddin Schakir, ebenfalls ein enger Mitarbeiter Talaats, aufhält. Schakir, der in der Schöneberger Hohenstaufenstraße wohnt, wusste von Attentatsplänen auf den ehemaligen Großwesir. Und auch hinter ihm selbst waren armenische Kommandos her, seit er kurz vor Kriegsende in Deutschland untergetaucht war, um den Verfolgungen der Alliierten, die ihn als Kriegsverbrecher suchten, zu entkommen.

Außer Atem trifft Schakir am Tatort ein und findet dort bereits Ernst Jäckh vor, der ihm angesichts dieses unerwarteten Vorfalls sein tiefstes Bedauern ausspricht und immer noch versucht, Oberwachmeister Scholz mit Hinweisen auf seine Stellung und die Bedeutung der Person des Ermordeten zur Freigabe der Leiche zu bewegen. Es handle sich schließlich um den höchsten ehemaligen Würdenträger der verbündeten Türkei, ihren Großwesir, lässt er Scholz mit Nachdruck wissen. Doch der verfährt nach Dienstvorschrift. Erst ein Anruf im Polizeipräsidium mit dem nachdrücklichen Hinweis darauf, dass der Tote auf dem Bürgersteig an der Fasanenstraße ein loyaler Verbündeter Deutschlands im Krieg und so etwas wie ein »türkischer Bismarck« gewesen sei, der unmöglich länger der Schaulust neugieriger Passanten ausgeliefert bleiben dürfe, bewirkt schließlich die Freigabe der Leiche. Jäckh lässt Talaat in einem Krankenwagen des Roten Kreuzes in die Charlottenburger Leichenhalle bringen. Nach dem Attentat werden Schakir und Nazim sofort unter besonderen polizeilichen Schutz gestellt.

Es ist Ernst Jäckh, der auch das Begräbnis Talaats organisiert. Todesanzeigen werden in den Zeitungen aufgegeben. Unterzeichnet mit »Frau Talaat Pascha« versendet die Witwe des Ermordeten Einladungen an einflussreiche Persönlichkeiten und politische Freunde zur Trauerfeier, die am 19. März 1921 um elf Uhr vormittags in der Hardenbergstraße 4 stattfinden soll. Sie beginnt pünktlich mit einem islamischen Zeremoniell, ausgerichtet von dem Imam der türkischen Botschaft in Berlin, Shükri Bey. Danach wird der Sarg Talaats in einer großen Prozession auf den Friedhof der Matthäusgemeinde überführt.

Prominenz ist dort angesagt, um dem früheren Verbündeten im

Weltkrieg die letzte Ehre zu erweisen. Man sieht die ehemaligen Außenminister Richard von Kühlmann und Arthur Zimmermann neben einem Chef der Deutschen Bank und dem Ex-Direktor der Bagdadbahn. Diverse Militärs, die während des Kriegs auf türkischer Seite im Orient gedient haben, sind erschienen. Das Auswärtige Amt lässt einen Kranz niederlegen mit der Widmung: »Einem großen Staatsmann und treuen Freund«. Als Vertreter des im holländischen Exil lebenden Kaisers nimmt Graf Platen an den Trauerfeierlichkeiten teil. Ein um seine Fassung ringender Bahaeddin Schakir hält die Abschlussrede am Grab, bevor der mit der Mondsichelflagge, den Insignien des Osmanischen Reichs, drapierte Sarg endgültig von der Erde bedeckt wird.

Ursprünglich hatten Angehörige und politische Freunde Talaats mit dem Gedanken gespielt, ihn in die Türkei überführen zu lassen. Doch weder im besetzten Konstantinopel des Sultans Vahidettin noch in Mustafa Kemal »Atatürks« Zentrum des nationalen Widerstands, in Ankara, will man etwas davon wissen. Zu sehr ist man bei den gegenwärtig laufenden Verhandlungen um eine Revision des für die Türkei ungünstigen Friedensvertrags von Sevres auf das Wohlwollen insbesondere Großbritanniens angewiesen. Niemand möchte jetzt mit einer Person identifiziert werden, die dort nach wie vor als der schlimmste Kriegsverbrecher des vergangenen Weltkriegs gilt. Was Junus Nadi, einen Journalisten aus dem engeren politischen Zirkel des ehemaligen Großwesirs, der während des Kriegs den Beginn einer »Ära der Säuberung« gegenüber den osmanischen Armeniern verkündet hatte, allerdings nicht daran hindert, in Ankara Talaat öffentlich als großen Revolutionär und Reformator der Türkei zu preisen.

Die Zeitungen in Ankara hätten den Tod Talaats genutzt, um sein Lob in allen Tonarten zu singen, meldet der deutsche Gesandte aus Konstantinopel nach Berlin. Einflussreiche Türken, die der nationalistischen Bewegung sehr nahe stehen, hatten ihm, dem Gesandten, deutlich zu verstehen gegeben, dass Talaat auch nach dem verlorenen Krieg »ihre Hoffnung und ihr Idol« geblieben sei.⁴ Doch die Meinung in der Türkei ist gespalten. Noch gibt es im besetzten Konstantinopel, dem späteren Istanbul, auch eine oppositionelle Presse.

»Talaat ist mit dem gestraft worden, worin er gesündigt hat – sein Tod ist die Sühne seiner Taten«, kommentiert die liberale türkische Tageszeitung *Alemdar*.⁵

»Die deutsche Presse trauert um Talaat Pascha, der bis zum endgültigen Zusammenbruch der Türkei ein treuer Freund des Deutschen Reichs war«, meldet die *New York Times* drei Tage nach seinem Tod. In Wirklichkeit ist die Reaktion auch in Deutschland eher gespalten. Schon seit Kriegsende, als die ersten Nachrichten über die Massaker an den Armeniern zensurfrei an die Öffentlichkeit gelangten, war das so. »Talaat, Halil, Enver und ihre Komplizen sind neulich in Konstantinopel zum Tode verurteilt worden – vorläufig ›in contumaciam«, da sie sämtlich flüchtig sind«, berichtete das *Berliner Tageblatt* im August 1919, um prophetisch mit den Worten zu schließen: »Sollte das Schicksal, oder der Gendarm, sie eines Tages erreichen, so hätte man keinen Anlass, diesen Tag als Trauertag zu begehen.«

Besonders die *Deutsche Allgemeine Zeitung* jedoch, die während des Krieges so etwas wie ein halbamtlicher Regierungsanzeiger war und die sich nun unter der Leitung des ehemaligen Marineattachés in Konstantinopel, Hans Human, befindet, entfacht nach dem Attentat eine regelrechte antiarmenische Kampagne. Ein verblendeter feiger Meuchelmörder sei Tehlirjan, ein »Mordbube«, der einen greisen Mann hinterrücks erschossen habe. Talaat war zum Zeitpunkt seines Todes gerade einmal 47 Jahre alt. Das Attentat, so die *DAZ*, bewiese durch die »echt armenische Art«, in der es ausgeführt wurde, nur ein weiteres Mal, was die Ereignisse im Weltkrieg schon gezeigt hätten, nämlich dass die Armenier »von einem fanatischen Hass gegen die Türken beseelt« seien. »Keinem Volke der Erde ist je ein Unrecht geschehen wie dem armenischen«, meinte dagegen der Schriftsteller Armin T. Wegner bereits Anfang 1919 im *Berliner Tageblatt*. Der »berechtigte unmenschliche Hass gegen Talaat Pascha«, diagnostiziert der *Berliner Lokalanzeiger* nach dem Anschlag, sei deshalb wenn nicht zu billigen, so doch zumindest nachvollziehbar.

Talaats Flucht zu organisieren war die letzte deutsche Kriegshandlung in der Türkei. Es war klar, dass die Führer des Osmanischen

Reichs nach dem Zusammenbruch Ende Oktober von der Entente gesucht würden, und so hatte man ihre Evakuierung von langer Hand vorbereitet, wohl wissend, dass man sich dabei auf ein kompliziertes diplomatisches Spiel einlassen musste. »Einige Führer der alten Regierung haben nach Mitteilung Großwesirs Land verlassen«, drahtet der deutsche Gesandte in Konstantinopel Anfang November 1918 nach Berlin: »Pforte bat mich wiederholt um Festnahme und Auslieferung der Flüchtlinge. Da Rückkehr derselben nach der Türkei nicht in unserem Interesse liegt, bitte ich trotz Entlastung gegenüber hiesiger Regierung mich umgehend zu Erklärung zu ermächtigen, dass wir Nachforschung nach dem Verbleib der erwähnten Persönlichkeiten anstellen werden. Bitte Militär- und Marinebehörden in Krim und Ukraine rechtzeitig anzuweisen, dass Auslieferung hierher keinesfalls erfolgen soll.«⁶

Mit einem deutschem Torpedoboot trafen die Flüchtlinge aus Konstantinopel am 3. November in dem von den Deutschen besetzten Krimhafen Sewastopol ein und reisten sofort über Simferopol nach Deutschland weiter. Die Seekriegsleitung hatte strengstes Inognito und absolute Geheimhaltung des Unternehmens angeordnet.

Talaat erreicht gemeinsam mit Nazim, Schakir und anderen türkischen Führern am 10. November 1918 Berlin, einen Tag nach Ausrufung der Republik. Enver Pascha, der ehemalige osmanische Kriegsminister, der sich auch an Bord befunden hatte, kommt später nach. Talaat hat jetzt einen falschen Pass, der ihn als türkischen Geschäftsmann mit dem Namen Ali Sah Bey ausweist. Er steigt zunächst in einem Hotel am Alexanderplatz ab, das er jedoch nach wenigen Tagen wieder verlässt. Das Auswärtige Amt hatte Informationen, dass Talaats Name als Nr. 1 auf einer armenischen Vergeltungsliste stand, und wollte ihn deshalb auf dem mecklenburgischen Gut des ehemaligen osmanischen Generalstabschefs Bronsart von Schellendorf unterbringen. Doch Talaat lehnte ab. Er wollte weiter politische Fäden ziehen, und dafür brauchte er die Netze der Hauptstadt.

Für einige Zeit lebt er in einem Sanatorium in Neubabelsberg bei Potsdam, bevor er mit seiner Frau Hayriye Hanim eine große möblierte Wohnung in der Hardenbergstraße 4 bezieht, »neun Zim-

mer in bester Gegend«, wie der Publizist Maximilian Harden spottet. Etwas später schlägt dort auch Dr. Mehmed Nazim seine Zelte auf. Während der nächsten Jahre wird »die Hardenbergstraße« zum Hauptquartier jenes Mannes werden, den der russische Außenminister der Kriegezeit, Sergej Sasonow, mit einer gewissen Mischung von Respekt und Abscheu gern als »die niederträchtigste Figur unserer Zeit«⁷ bezeichnete.

Talaat war ein rigoroser, prinzipienfester und machtbewusster Mann von hoher Intelligenz und absolut funktionalen Moralvorstellungen. »Ich bin der Überzeugung, dass die Welt es bewundert und für moralisch gerechtfertigt hält, wenn eine Nation die eigenen Interessen an die erste Stelle setzt und damit Erfolg hat«, sagte er einmal, und über sich selbst: »Ich bin bereit, für das, was ich getan habe, zu sterben, und ich weiß, dass ich dafür sterben werde.«⁸ Sasonow hatte Talaat während eines Staatsbesuchs beim Zaren auf der Krim vor Ausbruch des Weltkriegs kennen gelernt, vorgewarnt durch den russischen Botschafter in Konstantinopel, ihm kein einziges Wort zu glauben. In Livadia und an Bord der Jacht des Sultans in Jalta war es zu mehreren persönlichen Begegnungen der beiden Staatsmänner gekommen. »Die äußere Erscheinung Talaats«, so der russische Außenminister, »war die eines reinblütigen Turaniers. Er war mittelgroß und kräftig gebaut, hatte ein breites, flaches Gesicht und vorstehende Backenknochen, eine niedrige Stirn und intelligente, ruhelose braune Augen, die sich um einen lebenswürdigen Blick bemühten. Die lebhaft und ausdrucksvolle Miene Talaat Beys zeugte von einer gewissen Schüchternheit, wie sie Menschen von geringerem Rang oft an den Tag legen, wenn sie sich zufällig in guter Gesellschaft befinden.«

Der leicht indignierte aristokratische Blick des Russen mag auch davon beeinflusst gewesen sein, dass ihm hier neben Zar und Sultan ein ehemaliger Telegraphenbeamter entgegentrat, der einen für Europäer der *Belle Epoque* fast unbegreiflichen sozialen Aufstieg hinter sich gebracht hatte. 1874 in Adrianopel (Edirne) geboren, hatte Talaat nach dem Besuch der lokalen Schule als Angestellter des Telegraphenamts gearbeitet, bis er 1897 wegen illegaler Untergrundarbeit gegen die autokratische Herrschaft des Sultans Abdul Hamid

verhaftet wurde. Talaat hatte eine lange Karriere als professioneller Konspirateur hinter sich, als er nach dem Sturz Abdul Hamids schnell zum einflussreichsten Mann im politischen Konstantinopel aufstieg.

»Talaat war die geborene Führernatur«⁹, meinte der deutsche Außenamtsmitarbeiter Wipert von Blücher, der ihn persönlich kannte, und auf den Generalstabschef Paul von Hindenburg machte Talaat »den Eindruck eines genialen Staatsmannes«.¹⁰ Der amerikanische Journalist S. S. McClure, der noch während des Kriegs öfter mit ihm zusammentraf, empfand eine widerwillige Faszination, fast wie gegenüber einem Mafia-Paten oder einem in die Politik eingestiegenen amerikanischen Selfmademan: »Er beeindruckte mich als ein Mann, der absolute Macht, unglaubliche Energie und starkes Durchsetzungsvermögen besitzt. Talaat Bey ist der unumschränkte Diktator der Türkei. Er gleicht einem großen amerikanischen politischen Boss. Er ist der geborene Führer. Leben, Freiheit und Besitz aller Bürger der Türkei liegen in seiner Hand. Ich würde sagen, Talaat ist der stärkste Mann zwischen Berlin und der Hölle.«¹¹

Talaat galt als rigoros und unbestechlich – auch wenn er, wie in Gegenwart des Herausgebers der Londoner *Times*, Henry Wickham Steed, mit der Geste des Machers und Kraftmenschen am Ende des Ramadan glasweise Raki und flaschenweise Champagner hinunterstürzen konnte.¹² Er wird als ein absolut irreligiöser, kühl berechnender Mensch beschrieben¹³, dessen Blicke nie etwas über seine Absichten verrieten.¹⁴ Talaat war, so der deutsche Botschafter Wolff-Metternich Ende 1915 in einer Depesche an Reichskanzler Bethmann-Hollweg, ohne Zweifel die kaltblütige »Seele der Armenierverfolgungen«.⁵

Dass Talaat sich nach dem Krieg in Deutschland aufhält, ist interessierten Kreisen trotz der neu angenommenen Identität bekannt. Talaat »mischt mit« in Berlin, er hat Verbindungen zu den höchsten Kreisen. Während des Weltkriegs, berichtet Matthias Erzberger, hatte er sogar persönlichen Zugang zum Kaiser. Anfangs, in den unruhigen Revolutionszeiten, sieht er sich gewissen Anfeindungen selbst aus den Reihen eigener Landsleute in Berlin ausgesetzt. Der Türkische Klub steht zu dieser Zeit unter dem Einfluss von jungen

Offiziersanwärtern, die an der Marineakademie ausgebildet wurden. Sie sind dort in Kontakt mit revolutionären Matrosen gekommen, haben sich von deren Ideen der Gleichheit und eines allgemeinen Menschenrechts infizieren lassen und fordern nun, die Verantwortlichen für den Völkermord an den Armeniern zur Rechenschaft zu ziehen. In Berlin erscheint ein Buch mit dem Titel »Raubmörder als Gäste der deutschen Republik« eines gewissen Mehmed Zeki Bey, das eine detaillierte Kriminalgeschichte der Verbrechen Talaats und seiner Genossen auflistet.

Doch Talaat hat in Deutschland von Anfang an einflussreiche Freunde, die mit ihm das gleiche Ziel verfolgen, nämlich jede so genannte Erfüllungspolitik der Bestimmungen des Versailler Vertrages mit allen denkbaren Mitteln zu verhindern. An erster Stelle geht es dabei um das Thema Kriegsverbrechen. Die Briten verlangen Anfang 1920 die Auslieferung von Talaat, Enver und anderen Türken als Kriegsverbrecher, doch die von ihnen vorgelegte Liste enthält auch Namen wie Hindenburg, Mackensen, Tirpitz und Ludendorff. In Deutschland hat die Kampagne gegen die Auslieferung zu dieser Zeit einen Höhepunkt erreicht und ist kurz davor, eine internationale Krise auszulösen. Gewaltsame Straßendemonstrationen und Massenversammlungen im ganzen Land erheben das Thema zu einer Frage der nationalen Ehre und beschuldigen die Regierung der Komplizenschaft mit dem ehemaligen Feind. Ein Ausweg aus der Krise ist erst gefunden, als sich die Deutschen bereit erklären, selbst Kriegsverbrechertribunale einzurichten, die im Frühjahr 1921 vor dem Reichsgericht in Leipzig auch tatsächlich stattfinden. Die Stimmung gegen Versailles ist es, die Talaat und seinen Genossen in Deutschland Immunität verleiht.

»Talaat Pascha«, berichten die *Berliner Neuesten Nachrichten* schon Anfang 1919, »verfolgt von hier aus aufmerksam die Aufteilungspläne der Engländer und die Vorgänge in Stambul, die früher oder später ja doch bestimmend auf den Gang des weltgeschichtlichen Geschehens dieser so entscheidungsvollen Tage einwirken und alsdann eine so prominente Persönlichkeit wie den früheren Großwesir, den »einzigsten unbestechlichen Mann des Orients«, wie selbst seine erbittertsten Gegner ihn nennen, wieder an irgendeine

bedeutende Stelle im Rate seiner schwer geprüften Volksgenossen führen werden.«

Es ist Paul Weitz, der ehemalige Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* in Konstantinopel, der das Auswärtige Amt über die Aktivitäten »der Hardenbergstraße« auf dem Laufenden hält. Weitz stand schon während des Krieges auf der Gehaltsliste des Amtes, hatte die besten Verbindungen zu türkischen Politikern, ohne sich mit ihnen zu sehr gemein zu machen, und versorgte die Botschaft regelmäßig mit wichtigen Informationen, die er auf informellen, oft nächtlichen Treffen in Konstantinopel erfahren hatte. Weitz geht jetzt in der Hardenbergstraße ein und aus. Talaat und seine Genossen sind keineswegs gewillt, berichtet er dem Auswärtigen Amt, die Niederlage als etwas Endgültiges hinzunehmen. Als Ernst Troeltsch im März 1920 eine Pressekonferenz der Kapp-Putschisten besuchte, die ebenfalls nicht gewillt waren, die Niederlage als etwas Endgültiges hinzunehmen, war auch »Talaat Bey, der erfahrene Meister der Revolutionen«, dort zu sehen, um öffentlich kritische Worte über den Dilettantismus der Putschpartei von sich geben.¹⁶

Aber Talaat war kein Dilettant wie Wolfgang Kapp. Über den italienischen Außenminister Graf Sforza erwirkt er die Freilassung von in Malta inhaftierten jungtürkischen Führern durch die Engländer. Talaat zieht von Berlin aus die Fäden der türkischen Nationalbewegung in Anatolien, die auf Pläne zurückgeht, die er selbst während des Krieges ausgearbeitet hatte. Damals ging es darum, bei einer eventuellen Besetzung Konstantinopels den Widerstand von Kleinasien aus neu zu organisieren. Talaat unterstützt den späteren Staatsgründer Mustafa Kemal, anfangs in der Hoffnung, ihn als Marionette für seine eigenen Pläne benutzen zu können. Er hält sich lange Zeit noch selbst für den eigentlichen Führer der anatolischen Bewegung¹⁷ und erteilt von Berlin aus sogar konkrete militärische Weisungen an nationalistische Generäle in Anatolien. »Unsere Führung in Berlin steht mit den bewaffneten Kräften im Innern des Landes in enger Verbindung«¹⁸, resümiert Bahaeddin Schakir 1920.

Für die deutsche Politik ist das Attentat vom 15. März 1921 eine delikate Angelegenheit. Nach wie vor beherrscht das Thema der

Kriegsschuldfrage die internationale Debatte. In Großbritannien setzt sich langsam die Meinung durch, dass Deutschland doch wahrscheinlich den Krieg nicht absichtlich herbeigeführt habe, als in Antwort auf einen Artikel des Historikers Hans Delbrück in der *Contemporary Review* plötzlich dort ein ganz anderes Thema aufgeworfen wird: Die Schuld Deutschlands an seiner türkischen Politik während des Krieges. Das war nur wenige Tage vor dem Anschlag auf Talaat Pascha. Noch einmal war durch den Pistolenschuss des Armeniers Tehlirjan jetzt publik geworden, dass die deutsche Republik gesuchte türkische Kriegsverbrecher beherbergte, und die Gefahr war groß, dass bei seinem Prozess die Rolle der deutschen Regierung während des armenischen Völkermords öffentlich zur Sprache kommen könnte.

Es ist jedoch in erster Linie der Streit mit Polen um die ober-schlesischen Gebiete, der während der Vorbereitung des Prozesses gegen Tehlirjan die große Politik bestimmt. Ende Mai hatten deutsche Freikorps den Annaberg besetzt, und die Alliierten bereiten die Entsendung von britischen Einheiten vor, um die Kämpfe dort zu beenden. Der Prozess kommt in dieser Situation höchst ungelegen. Ursprünglich hatte die Verteidigung mindestens drei Verhandlungstage beantragt, um ausführlich die in der Person und den Verbrechen des Opfers begründeten Motive ausleuchten zu können, die Tehlirjan zu seiner Tat getrieben hatten. Doch politischer Druck bewirkt, dass die Prozessdauer letztlich auf zwei Tage beschränkt wird. Man will unter allen Umständen vermeiden, dass sich die Verhandlung zu einem »politischen Mammutfall« auswächst, was angesichts der ungelösten ober-schlesischen Frage zu höchst unerwünschten internationalen Reaktionen führen könnte, wie Staatsanwalt Gollnick dem Preußischen Justizministerium gegenüber erklärt.¹⁹

Der Mord an Talaat Pascha geschah zudem in einer Zeit, als die Eröffnung der Leipziger Kriegsverbrecherprozesse bevorstand. Der erste Prozess – zur Verhandlung standen die Folterungen belgischer Jungen im Alter zwischen neun und zwölf Jahren durch einen deutschen Offizier – wird am 23. Mai 1921 eröffnet, und die Prozesse in Leipzig sind noch lange nicht zu Ende, als der Prozess gegen Tehlirjan beginnt. Auch vor diesem Hintergrund wird verständlich, wes-

halb das Auswärtige Amt Bedenken hat, »wenn im Laufe des Prozesses eingehender auf die allgemeine politische Rolle Talaat Paschas und seiner Stellung zu Deutschland eingegangen würde«. ²⁰

Die Verhandlung ist auf Anfang Juni 1921 vor dem Landgericht Berlin-Moabit in der Turmstraße anberaumt. Johannes Lepsius, der »deutsche Anwalt Armeniens«, spielt bei der Vorbereitung eine große Rolle. Lepsius, ein umtriebiger Theologe mit ausgeprägtem Sinn für Menschenrechtsideen, ist der Sohn eines bekannten Orientalisten. Er hatte 1896 nach den großen Armeniermassakern, die damals unter der Regentschaft des Sultans Abdul Hamid stattfanden, zum ersten Mal die armenischen Gebiete der Türkei besucht und seitdem ein armenisches Hilfswerk in Persien und Kleinasien unterhalten. Als Kenner Armeniens war er eine international respektierte Persönlichkeit.

1919 hatte Lepsius im Auftrag des Auswärtigen Amtes eine Sammlung diplomatischer Aktenstücke unter dem Titel »Deutschland und Armenien 1914-1918« herausgegeben. Das Buch ist von der Presse sehr ausführlich wahrgenommen worden, weil es eine präzise Dokumentation der türkischen Weltkriegsverbrechen aus diplomatischen Quellen mit einer Entlastung Deutschlands verbindet. Der Leser erfährt erschütternde Details über die Vorkommnisse in der Türkei während des Kriegs, wie sie von deutschen Konsulaten, teilweise auch Militärs, an die Botschaft in Konstantinopel und von dort nach Berlin berichtet wurden. Danach steht es außer Zweifel, dass die türkische Regierung eine systematische Ausrottungspolitik gegenüber den Armeniern betrieben hatte. »Die Schuld liegt bei wenigen, damals mächtigen und allmächtigen Persönlichkeiten der Türkei«, heißt es in einer Rezension des sozialdemokratischen *Vorwärts*.

Dennoch wollte das Auswärtige Amt, das die Publikation von Lepsius anfangs gefördert hatte, weil es sich von ihr eine Entlastung versprach, das Erscheinen des Buchs in letzter Minute noch verhindern. In der Türkei wurde 1919 den Kriegsverbrechern des Weltkriegs, unter ihnen Talaat, Enver, Schakir und Nazim, in Abwesenheit der Prozess gemacht, etwas, das Deutschland möglicherweise noch bevorstand. »Falls Ihr Buch jetzt erschiene«, so das Auswärtige

Amt an Lepsius, »müssten wir damit rechnen, dass es von unseren Feinden für den Prozess benutzt werden würde. Der öffentliche Ankläger würde sich sicher die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das eine oder andere kräftige Wort der deutschen Botschafter und Konsuln in seinem Requisitorium zu verwerten. Es ist ein peinlicher Gedanke, dass wir auf diese Weise den Feinden Waffen gegen unsere früheren Freunde liefern.«²¹

Zu diesem Zeitpunkt ist allerdings die deutsche und internationale Presse schon längst mit Rezensionsexemplaren beliefert; das Buch erreicht folglich auch seine übrigen Leser. »Es scheint, dass wir am Beginn der Enthüllungsperiode stehen«, kommentierte das *Berliner Tageblatt* das Erscheinen von Lepsius' Aktensammlung: »Man könnte beim Lesen dieser endlos aufeinander folgenden Dokumente wie Karl Moor den dreimal schrecklichen Gott anrufen, der rächt und verdammt über den Sternen, aber es gibt ein Maß an Jammer und Ruchlosigkeit, bei dem die großen Worte klein werden und jede Theatererinnerung abgeschmackt erscheint. Es gibt ein Grauen, das kein Pathos verträgt.«

Dem Gericht in Berlin wird »Deutschland und Armenien« 1921 mit den Unterlagen der Verteidigung als Beweisstück eingereicht. Johannes Lepsius, der auch Vorsitzender der Deutsch-Armenischen Gesellschaft ist, wird zum eigentlichen Drahtzieher hinter den Vorbereitungen der Verteidigung. »Von unserer Seite«, schreibt er einem Freund, »geschieht alles, was geschehen kann, um die Verteidigung, die in die Hände von zwei oder drei der ersten Anwälte gelegt ist, mit dem nötigen Material auszurüsten, und ich selbst habe mit dem Staatsanwalt auf dessen Bitte gesprochen. (...) Die Presse wird mobil gemacht.« Die Hauptaufgabe der Verteidiger werde es jedoch sein müssen, »nachzuweisen, dass Talaat in erster Linie für die Deportationen und Massakers verantwortlich ist.«²²

Es ist ein heißer Sommertag, als der Prozess gegen Soghomon Tehlirjan am 2. Juni 1921 vor dem Landgericht in Berlin-Moabit eröffnet wird. Der Andrang zu den Treppenaufgängen des wuchtigen wilhelmischen Sandsteingebäudes an der Turmstraße ist so groß, dass der Verhandlungssaal bald bis auf den letzten Platz gefüllt ist.

Internationale Presse ist anwesend. »Dunkelschöne Menschen«, die mit brennenden Wünschen dem Mörder beistehen, beobachtet die *Vossische Zeitung*, deren Korrespondenten es besonders eine prachtvolle romantische Gestalt in hellblauer Bluse angetan hat, die auf dem Balkon des Gerichtssaals sich konzentriert zuhörend über das Uhrgehäuse lehnt. Nicht verwunderlich ist, dass viele Armenier aus der kleinen Berliner Gemeinde zum Prozess erschienen sind. Aber auch Türken sind im Saal, unter ihnen Hayriye Hanim, die Witwe des Ermordeten, eine »zierliche, jugendliche Gestalt in einem seidenen Trauergewand, das nicht ganz aus der europäischen Mode zu erklären ist«. Unter den ortsansässigen Zuschauern befindet sich auch der junge Jurastudent Robert M. W. Kempner, der später als deutscher Jude in die USA emigrieren und nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem der Ankläger im Nürnberger Prozess gegen die Nazis werden sollte. Bei Prozessbeginn wird der Angeklagte hereingeführt, schlank, dunkel gekleidet, »hohe, schmale fein gewölbte Schädelbildung des Intellektuellen«, wie die *Vossische Zeitung* bemerkt.

»Er war ein feiner, anständiger Junge«, sagt die Zeugin Frau Dittmann, in deren Pension in der Hardenbergstraße er gewohnt hatte, als die Tat geschah. Sie beschreibt ihn als einen nervösen, unsicheren, oft etwas melancholisch wirkenden Menschen, der den Eindruck vermitteln konnte, von schweren Gedanken geplagt zu sein.

Tehirjan hatte das Zimmer bei Frau Dittmann gerade einmal zwei Wochen vor der Tat bezogen. Nachdem er, wie er dem Gericht gegenüber zugibt, den Aufenthaltsort des ehemaligen Großwesirs herausgefunden hatte, wollte er damit die Möglichkeit haben, ständig in seiner Nähe zu sein, um ihn beobachten zu können. Von seinem Zimmer in der Höhe der heutigen Mensa der Technischen Universität hatte er das Haus Talaats, das zwischen Knesebeck- und Schillerstraße gelegen war, fest im Blick, als er am Morgen des 15. März Talaat Pascha in das Licht der Frühjahrs Sonne auf seinen Balkon treten sieht. Etwas muss ihn dabei so erregt haben, dass das Zimmermädchen von draußen ein Weinen vernommen haben will. In diesem Augenblick fasst er den Entschluss, Talaat auf dem Fuß zu folgen, sobald er das Haus verlässt. Er holt seine 9-Millimeter-Parabellum aus dem Koffer, in dem sie unter der Wäsche sorgsam

versteckt ist, versenkt sie in die Jackeninnentasche und wartet den Moment ab, als Talaat vor die Tür tritt. Kopfüber stürzt er aus dem Zimmer und lässt dabei, ganz entgegen seinen Gewohnheiten, noch eine angetrunkene Flasche französischen Cognacs auf dem Tisch stehen, wie Frau Dittman dem Gericht mitzuteilen weiß.

Talaat passiert den Steinplatz und den Zeitungskiosk an seinem Ende, während Tehlirjan ihm auf der anderen Straßenseite, entlang der Hochschule der Künste, auf den Fersen ist. Hier überquert er die Straße. Eine Minute später ist Talaat tot. »Ich habe einen Menschen getötet«, sagt der Angeklagte Tehlirjan, »aber ein Mörder bin ich nicht gewesen.« Tehlirjan meint das so, wie er es sagt, doch es ist eine andere Geschichte dahinter als die, die er dem Gericht präsentiert.

Soghomon Tehlirjan ist 25 Jahre alt, aber dem Gericht gegenüber gibt er zu Beginn der Verhandlung sein Alter mit 24 an. Er wird das mit Bedacht getan haben, denn ein wesentliches Detail seiner Biographie, das er bewusst verschweigt, wird dadurch unwahrscheinlicher. Keineswegs war er, wie er dem Gericht erzählt, im Sommer 1915 in Erzincan, wo seine Familie deportiert und anschließend ermordet wurde. Er war zu dieser Zeit Angehöriger eines auf russischer Seite kämpfenden armenischen Freiwilligenbataillons, das von Eriwan aus Operationen auf türkischem Staatsgebiet unternommen hatte.²³ Die kleine Korrektur seines Alters sollte diese Möglichkeit bei eventuellen Fragen des Gerichts von vornherein ausschließen.

Tehlirjan war persönlich nicht das Opfer, als das er sich vor Gericht präsentierte. Er war ein armenischer Revolutionär, wie ihn die türkische Propaganda nicht besser hätte zeichnen können. Was nicht ausschließt, dass es intensiv erlebte persönliche Erfahrungen waren, die ihn auf diesen Weg geführt hatten. Sein Vater war 1905, als er von einem Aufenthalt als Gastarbeiter in Serbien in die Türkei zurückkehrte, ohne Beweise als »russischer Spion« verhaftet, sechs Monate ins Gefängnis gesteckt und anschließend für immer des Landes verwiesen worden. Die Erinnerung an die grauenvollen Blutbäder zur Zeit des Sultans Abdul Hamid war noch wach, und die Angst vor neuen Gewalttätigkeiten, da wird er vor Gericht die Wahrheit gesagt haben, spielte bei den Armeniern in der Gegend

um Erzincan immer eine große Rolle und sorgte für eine stets prä-sente latente Panik.

Soghomon Tehlirjan folgt, nachdem er die protestantische Real-schule in Erzincan beendet hat, dem Vater nach Belgrad. Nach dem Beginn des Weltkriegs verlässt er Serbien und schließt sich den armenischen Freiwilligen in Tblissi an. Von den Massakern, über die er dem Gericht in aller Ausführlichkeit berichtet, hat er nur gehört, wahrscheinlich aber immer wieder und mit allen Details. Er hört Geschichten von Flüchtlingen, die ihr Leben gerettet hatten, als sie über die russische Grenze kamen. Er selbst sieht all die 1915 durch Plünderung, Vandalismus und Massaker verursachten Zerstörungen in den armenischen Dörfern und den armenischen Quartieren der Städte Ostanatoliens, als er nach einem russischen Vormarsch 1916 in diese Gebiete kommt. Auch in Erzincan, wo seine Mutter und der Rest seiner Familie wohnten, die nun nicht mehr auffindbar sind. Sie sind, Erzählungen zufolge, einem Massaker während der Deportation zum Opfer gefallen. Das Haus seiner Familie ist eine Ruine, das ganze armenische Viertel verwüstet. Und die einst zwanzigtausend Armenier des Orts sind bis auf einige vereinzelte Flüchtlinge, die sich irgendwo in den Bergen versteckt halten, verschwunden. Auch deren Schreckenserzählungen wird er gehört haben. Am Ende des Kriegs ist er, eine sensible Natur, nur noch von einem Gedanken beherrscht: sich an den Verantwortlichen für all dies zu rächen.

Anfang 1919 ist Tehlirjan in Konstantinopel und erfährt von den Prozessen, die dort gegen Talaat, Enver, Schakir, Nazim und andere begonnen haben. Die Hinrichtung des Schlächters von Yozgat, Kemal Bey, erlebt er mit eigenen Augen. In dieser Zeit beginnt sich die fixe Idee einer persönlichen Mission bei ihm festzusetzen. Er erschießt den armenischen Kollaborateur Harutiun Mugerditchian, einen »Judas«, der Talaat eine Liste für seine erste große Verhaftungswelle in Konstantinopel im April 1915 zusammengestellt hatte, während einer Abendgesellschaft in seinem Haus. Tehlirjan ist zum *Avenger*, zum Rächer, geworden. Im November ist er in Paris. Den Auftrag, Talaat Pascha zu ermorden, erhält er im Herbst 1920 in den USA, im Bostoner Restaurant »Koko«. Auftraggeber ist der ehemalige osmanische Parlamentsabgeordnete von Erzurum, Armen

Garo, der nach dem Krieg als Botschafter der kurzlebigen Republik Armenien in den USA residiert.

Mit Tehlirjans Auftrag beginnt eine armenische Vergeltungspolitik, die sich selbst den Namen »Nemesis« gegeben hat. Talaat ist in Berlin von den Rächern systematisch gesucht, und als man ihn gefunden hatte, auch überwacht worden. Zwischen Hardenbergstraße, Savignyplatz und Uhlandstraße war im Frühjahr 1921 ein armenisches Netz aufgespannt, dem Talaat kaum enttrinnen konnte.

Als Thelirjan, aus Boston kommend, am 3. Dezember 1920 in Berlin eintrifft, wird er dort bereits von einem Mitglied dieses Netzes erwartet. Enver Pascha, erfährt er, befindet sich zu dieser Zeit in Moskau, während Talaat, der von Berlin aus operiert, einen immer engeren Anschluss an Mustafa Kemals Nationalbewegung sucht. Es ist ein kalter Februartag, als er ihm zum ersten Mal begegnet. Ein Maulwurf, den das armenische Netz in türkische Kreise eingeschleust hatte, wollte aus verlässlichen Quellen erfahren haben, dass die Abreise einer türkischen Delegation vom Bahnhof Zoo zu einem konspirativen Treffen in Rom kurz bevorstand. Jetzt wird auch über den Bahnhof ein permanentes Netz ausgespannt. Rund um die Uhr ist jemand dort postiert, der jeden Zug beobachtet, der in den Süden fahren könnte.

An einem Abend Ende Februar taucht plötzlich Bahaeddin Schakir in der Bahnhofshalle auf und kurz nach ihm ein untersetzter, stämmiger Mann in elegantem Pelzmantel, der sich mit großer Würde auf den bereits eingefahrenen Expresszug nach Rom zubewegt. Es ist Talaat Pascha, der gekommen ist, um Schakir und seine Begleitung zu verabschieden. Er trägt keinen Schnurrbart wie sonst üblich, aber Tehlirjan erkennt ihn sofort. »Pascha, es sind bereits alle im Zug«, sagt jemand auf Türkisch. Es ist tatsächlich Talaat Pascha, der sich in diesem Augenblick in seiner unmittelbaren Nähe auf dem Bahnsteig befindet.

Tehlirjan wird diese Szene im Prozess auf die Straße vor dem Filmpalast am Zoo verlegen, um ihr eine gewisse Beiläufigkeit und Zufälligkeit zu verleihen, doch er bleibt auch in seiner Aussage bei der für ihn kathartischen Wirkung des Worts »Pascha«. »Ich hörte, dass in meiner Nähe Türkisch gesprochen und einer der Männer

mit ›Pascha‹ angeredet wurde«, sagt er dem Gericht. »Ich drehte mich um, und ich sah, dass der Mensch der Talaat Pascha war.« In diesem Augenblick beschließt er, ihn nicht mehr aus den Augen zu lassen, und mietet deshalb das Zimmer bei Frau Dittmann in der Hardenbergstraße 37.

Anfang März erhält er aus Boston grünes Licht. »Die Zeit zum Handeln ist gekommen«, heißt es in einer Anweisung Armen Garos. »Wir ordnen an, Talaat sofort zu töten und die anderen Verbrecher erst einmal ungeschoren zu lassen, selbst wenn sie dadurch entkommen sollten.« Talaat war tatsächlich, wie das Auswärtige Amt vermutet hatte, die Nummer eins auf der Vergeltungsliste von »Nemesis«. Doch davon erfährt das Gericht natürlich nichts.

Auch Johannes Lepsius weiß nichts über diese Hintergründe, als er, vom Gericht zum Sachverständigen berufen, über die Systematik von Talaats Vernichtungspolitik referiert. Aber sie spielen für seine Beweisführung auch keine Rolle. Lepsius bezieht sich auf die dem Gericht vorliegenden diplomatischen Akten der Kaiserlichen Botschaft und des Auswärtigen Amtes aus seiner Sammlung »Deutschland und Armenien« und auf die im osmanischen *Journal Officiel* veröffentlichten Protokolle des Kriegengerichtshofs, der am 5. Juli 1919 Talaat und andere in Konstantinopel zum Tode verurteilt hatte. Auf Grund »deutscher und türkischer Dokumente« kommt Lepsius so zu dem Schluss, »dass die Verschickung vom Jungtürkischen Komitee beschlossen wurde und dass Talaat Pascha, die Seele und ihr stärkster Mann, die Ausrottung befohlen und nichts getan hat, um ihre Schrecken zu mindern«.

Lepsius hatte ursprünglich zur Bekräftigung seines Vortrags eine Reihe von Depeschen, in denen Talaat konkrete Anweisungen im Rahmen seiner Vernichtungspolitik erteilt, als Beweismittel verwenden wollen und eigens die Quelle dieser Dokumente, den Journalisten Aram Andonian, durch die Verteidigung aus Paris als Zeugen vorladen lassen. Doch weder dem Antrag der Verteidigung, die Depeschen vorzulesen, noch dem Antrag des Angeklagten, Andonian als Zeugen in den Gerichtssaal zu laden, wird stattgegeben. Schließlich, so der Staatsanwalt, sei es ganz ausgeschlossen, »hier in diesem Gerichtshof die Schuld Talaats zu klären«.

Doch es sind gerade diese Depeschen, die in der Öffentlichkeit ein hohes Aufsehen erregen. »Die entscheidende Phase dieses dramatischen Prozesses«, heißt es in einem ausführlichen Artikel der zeitgeschichtlichen Beilage der *New York Times*, »begann, als Professor Lepsius offizielle türkische Dokumente vorlegte, die bewiesen, dass die Führer der türkischen Regierung in Konstantinopel – und besonders Talaat selbst – unmittelbar dafür verantwortlich waren, dass die Deportationen zu einem Blutbad wurden.«²⁴ Nur ansatzweise von der Verteidigung während der Verhandlung zitiert, haben diese Dokumente dem Gericht natürlich vorgelegen und waren auch der Presse zugänglich. Ihre etwas abenteuerliche Herkunft aus den wirren Tagen des Kriegsendes im Orient wird die journalistische Neugier noch beflügelt haben.

Aram Andonian, der die Gerichtstage im Warteraum für Zeugen verbringen muss, hatte zu einer Gruppe von armenischen Intellektuellen gezählt, die Talaat Ende April 1915 in Konstantinopel verhaften und ins Landesinnere deportieren ließ. Er überlebte nur dank eines Menschenhandels mit dem etwas korrupten, zugleich aber auch menschlich zugänglichen Direktor der Deportationsstelle im syrischen Meskene, Naim Sefa. Naim ließ sich von Andonian zu profitablen Schleusungsaktionen überreden, die aber auch vielen Armeniern das Leben retteten. Andonian selbst konnte mit Naims Hilfe in Palästina untertauchen, wo ihn niemand vermutete. Dieser Naim war es, den Andonian nach dem Krieg in Aleppo wieder traf. Diesmal hatte Naim ihm ein anderes Geschäft vorzuschlagen. Er hatte sich vor dem militärischen Zusammenbruch einige Depeschen Talaats aus dem Büro der Deportationsstelle besorgt, teils im Original, teils in Abschriften, die eigentlich sofort nach Eingang hätten vernichtet werden sollen. Sie enthielten Anweisungen zu Vernichtungsbefehlen aus den Jahren 1915 und 1916, und alle waren unterzeichnet mit »Talaat«.

»Das Recht der Armenier, auf dem Gebiet der Türkei zu leben und zu arbeiten, wird gänzlich abgeschafft«, heißt es da in einem allgemeinen Dekret. Doch die Anweisungen selbst sind sehr konkret. Sie gehen von dem Befehl, mit Frauen und Kindern ebenso zu verfahren wie mit den Männern (die in der Regel erschossen

wurden), über die Zusage von Straffreiheit bei Exzessen gegenüber Armeniern bis zu dem Verbot, unnötig Geld für hungernde armenische Kinder auszugeben. Alle diese Depeschen weisen Talaat Pascha eindeutig als die treibende und lenkende Kraft des Völkermords an den Armeniern aus. Andonian bot sich an, die Dokumente zu kaufen, wenn er vorher ihre Echtheit überprüfen könne. Als ihm diese von einer armenischen Kommission unter dem Vorsitz des Katholikos im Libanon bestätigt wird, bringt er sie in seinen Besitz und veröffentlicht sie, zusammen mit den Erzählungen Naim Beys, in Frankreich als Buch.

Lepsius ist sich der abenteuerlichen Herkunft der Dokumente Andonians voll und ganz bewusst, als er im April 1921 mit dem Gedanken spielt, sie in den bevorstehenden Prozess gegen Tehlirjan einfließen zu lassen. Deshalb lässt er seinerseits noch einmal eine Überprüfung vornehmen, und zwar durch den ehemaligen Konsul Walter Rößler, der während des Krieges die deutsche Vertretung in Aleppo, dem Schaltzentrum der Deportationen, geleitet hat. »Sie kennen besser als sonst irgendjemand die einschlägigen Verhältnisse«, schreibt er an Rößler und bittet ihn um sein Urteil über den Wert des Berichts und die Authentizität der Dokumente.²⁵

Rößler hat sich ausführlich damit beschäftigt. Der Inhalt des Buchs mache auf ihn einen glaubwürdigen Eindruck, versichert er Lepsius und meint, dass die veröffentlichten Dokumente verglichen mit dem Hergang der Dinge, die er selbst über Jahre genau beobachtet hatte, »durchaus die innere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Viele mir bekannte einzelne Züge sind unbedingt zutreffend geschildert, andere mir bis dahin nicht bekannte geben die Erklärung für Erscheinungen, die ich beobachtet habe und mir damals nicht erklären konnte.« Auch die Echtheit der Unterschrift des Wali Mustafa Abdul Chalik Bey, den Rößler persönlich kannte und der später Unterstaatssekretär in Talaats Innenministerium wurde, kann er bestätigen.²⁶

Rößler war ursprünglich von der Verteidigung als Sachverständiger geladen. Sein Erscheinen ist jedoch von einer Genehmigung des Auswärtigen Amts abhängig. Er könne bei einer eidlichen Aussage vor Gericht nicht anders, als »meiner Überzeugung Ausdruck

zu geben, dass Talaat in der Tat einer derjenigen türkischen Staatsmänner ist, welche die Vernichtung der Armenier gewollt und planmäßig durchgeführt haben«²⁷, teilt er seiner vorgesetzten Behörde mit, die daraufhin am Vorabend des Prozesses ihre ursprünglich erteilte Aussagegenehmigung widerruft. »Subjektive Auffassungen und Werturteile des Herrn Konsul Rößler« könne das Auswärtige Amt vor Gericht grundsätzlich nicht zulassen, wird der Verteidigung mitgeteilt, und da die »rein tatsächlichen Verhältnisse« aus der Literatur hinlänglich bekannt seien, erübrige sich auch aus diesem Grund eine Vorladung.²⁸

Eine Aussage von Rößler hätte dem Verfahren sicher mehr Gewicht verliehen, doch der Prozess wird auch so in den Augen der Geschworenen, der Zuschauer und der Presse im Kern zu einer Verhandlung über die Taten des Opfers. »In einer merkwürdigen Umkehrung der Verhältnisse geschieht es«, so der ursprünglich auch als Zeuge geladene Schriftsteller Armin T. Wegner, »dass der Angeklagte, ohne in diesem Sinne selber ein Wort zu äußern, ein leidendes und verschwiegenes Opfer, allein durch die Wucht der hinter ihm stehenden Tatsachen zum Ankläger wird, und dass nicht mehr Soghomon Tehlirjan auf der Anklagebank steht, sondern der blutbefleckte Schatten eines Toten.«²⁹

Tehlirjan wird freigesprochen, das ist die große Überraschung des zweiten Prozesstages. Der Verteidigung war es gelungen, durch medizinische Gutachten hinsichtlich der Epilepsie des Angeklagten erfolgreich auf seine eingeschränkte Willensfreiheit zu plädieren. Das kräftige »Nein« des Obmanns der Geschworenen Otto Reinicke auf die Frage nach der Schuld Tehlirjans war einstimmig zustande gekommen, und nach den Regeln deutscher Schwurgerichte dieser Zeit konnte kein Richter, selbst wenn er juristische Bedenken gehabt hätte, etwas gegen diesen einstimmigen Beschluss unternehmen. »Ihr Spruch wird wahrscheinlich nach Tausenden von Jahren noch wegen dieser gemeinen Verbrechen beachtet werden«, hatte Rechtsanwalt Werthauer in seinem leidenschaftlichen Schlussplädoyer den Geschworenen ans Herz gelegt. »Welche Jury der ganzen Welt würde Wilhelm Teil verurteilt haben, weil er den Landvogt niedergeschossen hat?«

Der Publikumsandrang ist an diesem zweiten Prozesstag noch größer als am ersten, doch trotz der unerträglichen Hitze im überfüllten Gerichtssaal ist bei fast allen Zuschauern eine bis aufs Äußerste angespannte Konzentration spürbar. Minutenlanges Händeklatschen und Bravorufe folgen auf die Verkündung des Urteils. Tehlirjan kann das Moabiter Landgericht, umarmt und beglückwünscht von Landsleuten, als freier Mann verlassen. »Obwohl die Verteidigung von Tehlirjan auf zeitweilige Unzurechnungsfähigkeit plädierte«, kommentiert die *New York Times*, »war seine wirkliche Verteidigung die entsetzliche Vergangenheit von Talaat Pascha, wodurch der Freispruch des Armeniers von der Anklage des Mordes in deutscher Sicht zum Todesurteil für den Türken wurde.« Es ist diese innere Dialektik, die den Prozess vom Juni 1921 zu einem der denkwürdigsten gemacht hat, die jemals in Deutschland stattgefunden haben. Die Tatsache, dass Tehlirjan, wenn sein Vorsatz dem Gericht bekannt gewesen wäre, niemals hätte davonkommen können, spielt dabei nur noch eine untergeordnete Rolle.

Der Pistolenschuss Tehlirjans, schrieb später Robert M. W. Kempner, einer der Ankläger im Nürnberger Prozess gegen die Nazis, erinnerte die Welt noch einmal an ein völkerrechtliches Dilemma, in dem sie sich während des Ersten Weltkriegs befunden hatte. Wie weit darf sich ein Staat in die Angelegenheiten eines anderen souveränen Staates einmischen, wenn dieser Verbrechen gegen die Menschheit begeht? In seinem formalen Verlauf hatte der Tehlirjan-Prozess es zwar nicht möglich gemacht, den Völkermord an den Armeniern auf die Agenda der Anklage zu setzen, doch die ganze Verhandlung und die Art und Weise, wie sie öffentlich wahrgenommen wurde, hatte etwas von einem frühen Völkerrechtstribunal an sich.

»Rechtspolitisch war dieser Prozess von besonderer Bedeutung«, meint deshalb Kempner, der als Berliner Student unter den Zuschauern weilte, »weil zum ersten Mal in der Rechtsgeschichte der Grundsatz zur Anerkennung kam, dass grobe Menschenrechtsverletzungen, insbesondere Völkermord, begangen durch eine Regierung, durchaus von fremden Staaten bekämpft werden können und keine unzulässige Einmischung in innere Angelegenheiten eines anderen Staates bedeuten.«³⁰ Die Augen der Welt ruhen auf uns, hatte

in diesem Sinne Rechtsanwalt Werthauer den Berliner Geschworenen einzuschärfen versucht. Denn der Befehl, ein ganzes Volk zu deportieren, sei das Scheußlichste, was sich ein pervertierter nationalistischer Militarismus bis dahin ausgedacht hatte.

Zeiten der Gewalt

Die Geschichte dieses ungewöhnlichen Prozesses hat ihre Vorgeschichte, und die ist nicht unwesentlich mit Johannes Lepsius verbunden. Lepsius stammt aus dem preußischen Bildungsbürgertum. Einer seiner Vorfahren war der mit dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn befreundete Aufklärer und Verleger Friedrich Nicolai. Sein Vater, Carl Richard Lepsius, hatte die deutsche Ägyptologie begründet. Ihm verdankt Berlin sein Ägyptisches Museum. Von Boghos Nubar, dem Leiter der armenischen Delegation bei den Friedensverhandlungen in Paris, hatte Johannes Lepsius nach dem Freispruch Tehlirjans ein Telegramm mit den Worten »Es gibt noch Richter in Berlin« erhalten. Er war der Sohn des armenischen Reformers von Ägypten, Nubar Pascha, mit dem Carl Richard Lepsius in enger Verbindung stand und dem Johannes Lepsius bereits als Kind und Jugendlicher in seinem Berliner Elternhaus begegnen konnte.

Den Vater hatten auch die Probleme, denen sich die christlichen Minderheiten im Orient ausgesetzt sahen, lebhaft interessiert. Die Massaker an den Maroniten im Libanon, die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu einer Intervention Frankreichs, Großbritanniens und Russlands und zu einschneidenden Reformen in Beirut geführt hatten, waren Gesprächsthema im Hause Lepsius ebenso wie die Situation der Kopten in Ägypten, die Carl Richard Lepsius aus eigener Anschauung kannte. Johannes Lepsius war noch ein Kind, als sein Vater einer preußischen Hilfsorganisation für die protestantischen Armenier im Osmanischen Reich beitrug. Dass der Sohn nach vollendetem Theologiestudium 1884 als Hilfsprediger und Lehrer an die evangelische Schule nach Jerusalem ging, lag ganz auf der Linie der orientalistischen Interessen, mit denen er von Kindheit an konfrontiert war.

In Jerusalem, wo er seine in Nazareth geborene spätere Frau Margarethe kennen lernt, begegnet ihm zum ersten Mal die Realität des osmanischen Vielvölkerstaats, dessen Probleme sein Leben bestimmen werden. Palästina ist zu der Zeit ein Vielvölkerkosmos für sich. Muslimische und christliche Araber leben in dieser osmanischen Provinz, Juden, Armenier, Türken, Griechen und Europäer. Margarethe Zeller ist eine Enkelin des britisch-preußischen evangelischen Erzbischofs von Jerusalem. Zwei Jahre bleibt Lepsius in Palästina. 1886 verlässt er Jerusalem gemeinsam mit Margarethe wieder, um ein Pfarramt im Harz anzutreten, doch der Orient wird ihn auch dort weiter beschäftigen. Er ist zu seinem Lebensthema geworden.

Im Frühjahr 1896 ist Johannes Lepsius, getarnt als deutscher Teppichhändler, auf dem Weg zu einer Informationsreise in die Türkei. Nachrichten von Massakern in den armenischen Gebieten Anatoliens, die seit 1894 die europäische Öffentlichkeit erreichten, hatten ihn zu dem Entschluss gebracht, eine eigene Erkundungsreise zu unternehmen. »Als aus den englischen Zeitungen Berichte nach Deutschland kamen, die den schauderhaften Umfang und den bestialischen Charakter der Blutbäder nicht mehr verschwiegen«, erinnert er sich später, »schrie die deutsche Presse wie mit einem Munde: Englische Lügen! Englische Lügen!«³¹ Dem wollte er, unterstützt durch Freunde der 1895 gegründeten Deutschen Orient-Mission und ganz in der aufklärerischen Tradition seines Vorfahren Friedrich Nicolai, die eigene Anschauung und das eigene Urteil entgegenzusetzen. Als Begleiter hat er sich dabei den im persischen Täbris geborenen und in Gütersloh aufgewachsenen armenischen Studenten James Greenfield ausgesucht, der mehrere orientalische Sprachen, darunter auch das osmanische Türkisch, fließend beherrscht.

Am 21. April 1896 trifft Lepsius in Belgrad ein, wenig später schon in Konstantinopel, wo er mit der deutschen Botschaft Kontakt aufnimmt. Die Botschafter der europäischen Großmächte, darunter das Deutsche Reich, hatten Ende 1895 eine unabhängige Kommission mit der Untersuchung der »von Türken an den Armeniern begangenen Gräueltaten« beauftragt und waren über die Vorgänge im Landesinneren bestens informiert. Wilajet für Wilajet, Provinz für

Provinz, sind die Vorkommnisse genau untersucht worden, weiß der deutsche Botschafter Freiherr von Saurma zu berichten. Die Angaben über die von Armeniern bewohnten großen Städte sind dabei naturgemäß präziser als die Informationen über das, was sich in den teils abgelegenen Dörfern ereignet hatte. »Aus der vorliegenden Arbeit geht leider auch hervor, dass neben den Kurden und der niederen mohammedanischen Bevölkerung häufig auch die Beamten und die Truppen ihren Anteil an den an den Armeniern begangenen Schandtaten hatten«, meldet Saurma Anfang 1896 etwas angewidert nach Berlin. Die Botschaft kann die Besucher mit ersten verlässlichen Informationen versorgen.

Doch ihr Ziel ist Kleinasien. Mit der Fähre von der Galatabrücke aus erreichen Lepsius und Greenfield über das Marmarameer den Bahnhof Haidar Pascha auf der asiatischen Seite. Hier beginnt die anatolische Eisenbahn. »Wir reisen nach Angora«, schreibt er seiner Frau Maragarethe auf einer Ansichtspostkarte mit Motiven der Hagia Sophia und des Bosphorus am 30. April von einer Station der anatolischen Eisenbahn, »und beabsichtigen über Kayseri-Zeitun-Marasch-Aintab nach Mersina zu gehen.« Einen Tag später sind sie in Angora, dem heutigen Ankara, das damals noch, wie Lepsius feststellt, ein unansehnliches und schmutziges Provinznest ist. Hier endet die Eisenbahn, und sie müssen auf Pferde umsatteln, um ihr nächstes Ziel, die Festung Zeitun nördlich von Marasch zu erreichen.

Zeitun ist eine armenische Legende. In den unwirtlichen Bergen des Marasch-Taurus, deren Gipfel übers Jahr von eiszeitlichen Gletschern bedeckt sind und in deren Tälern besonders im Winter häufig kalte und böartige Fallwinde auftreten, hatte sich eine Welt konserviert, die in vielem noch an die Zeit erinnerte, als die armenischen Fürstentümer dieser Gegend mit den benachbarten Reichen der Kreuzfahrer verbündet waren. Seit dem 10. Jahrhundert hatten sich hier in den Tälern und auf den Bergen vor den Seldschuken geflüchtete Armenier angesiedelt, die auch später, als die Kreuzfahrer schon längst vertrieben waren, nie wirklich unter die Herrschaft der osmanischen Zentralgewalt gerieten. Teils wegen der Unwirtlichkeit der Berglandschaft, teils wegen der Beharrlichkeit ihrer Traditionen

konnten sich die Armenier des Gebiets von Zeitun immer eine gewisse Autonomie bewahren.

Zeitun unterhielt bis ins Ende des 18. Jahrhunderts eine eigene Armee, und 1862 hatten die Zeitunioten in ihrer Bergfestung der Belagerung durch ein Heer von einhunderttausend Mann so lange widerstanden, bis es einem armenischen Priester in Paris gelungen war, das Problem Napoleon III. vorzutragen, und die Franzosen den Sultan durch diplomatischen Druck zum Rückzug seiner Truppen zwingen konnten. Damals hatten die Europäer, die darüber in den Zeitungen zu lesen bekamen, Armenien entdeckt, und um Zeitun hatte die europäische Phantasie den romantischen Mythos eines »asiatischen Montenegro«, eines unbesiegbaren Bergvolks, gesponnen.

Zeitun war der einzige Ort, in dem es zur Zeit der landesweiten Massaker 1895 tatsächlich zu einem armenischen Aufstand gekommen war. Der Gewalt an anderen Orten entkommene Armenier hatten sich in die Festung geflüchtet, und aus Angst vor einer Bedrohung durch die Besatzung einer Kaserne oberhalb der Stadt schnitt man der die Wasserzufuhr ab, um sie so zur Aufgabe zu zwingen. Am 14. Dezember begann als Antwort der Staatsmacht die Belagerung Zeituns. Sie war wegen des eisigen Winters trotz vielfacher Übermacht nicht sehr erfolgreich, doch auch sie wurde letztlich durch diplomatischen Druck beigelegt, diesmal durch eine gemeinsame Aktion der sechs europäischen Großmächte, die im Februar 1896, als die Massakerwelle im übrigen Land schon abgeklungen war, eine Generalamnestie für die Bergfestung aushandelten. Zeitun erlebte als einziger bedeutender Ort mit armenischer Bevölkerung kein Massaker. Das war der Grund, weshalb Lepsius Zeitun aufsuchen wollte.

Allerdings kommen Lepsius und Greenfield niemals dort an. Sieben Tage reiten sie über das anatolische Hochplateau, durch das in das Bergland tief eingeschnittene Tal des Kizil Irmak, am Kloster der für ihre Reinlichkeit bekannten Derwische von Hadji Bektasch vorbei, bis sie Kayseri erreichen. Beinahe wären sie auf dem Weg dorthin von tscherkessischen Reitern überfallen worden. In Kayseri, wo im November 1895 mehrere Hundert Armenier einem Massaker zum Opfer gefallen sind, machen sie ihre erste Bekanntschaft mit dem omnipräsenten Überwachungsstaat des Sultans Abdul Hamid.

Die Aufenthaltsgenehmigungen müssen von Ort zu Ort erneuert werden, überall sind ihnen Polizisten, Soldaten und undurchsichtige Privatpersonen auf dem Fuß. »Die türkische Regierung, auf uns aufmerksam geworden, war erfinderisch in Hindernissen und versperrte uns den Weg nach Osten«, berichtet Lepsius. »In Kayseri mussten wir unsere Reiserichtung ändern und schlugen den Weg nach Süden ein.«

Tagelang das Panorama des Taurus vor Augen, werden sie am Himmelfahrtstag von einem unkundigen Führer in die Irre geleitet und bei heftigem Sturm und Regen vom Einbruch der Nacht überrascht, in der sie beinahe vollends die Orientierung verlieren. Kurz vor Tarsus scheut ein Pferd auf einer schmalen Brücke und stürzt in die reißenden Fluten eines Flusses. Die abenteuerliche Reise endet nach sechs Tagen in der Hafenstadt Mersin am Mittelmeer. Ende Mai ist Lepsius in Jerusalem, wo er als junger Pfarrer Margarethe kennen gelernt hatte.

Überall unterwegs haben der angebliche deutsche Teppichhändler und sein persischer Begleiter Menschen gefunden, Überlebende der Gewalt, aber auch Türken, die von den Massakern, die zwischen 1894 und 1896 in den armenischen Gebieten stattgefunden haben, berichten konnten. Sie haben in den Städten verwüstete Quartiere und auf dem Land zerstörte Dörfer zu sehen bekommen. Die deutsche Botschaft hat ihnen Material zur Verfügung gestellt. Wertvolle Informationen erhält Lepsius auch von amerikanischen Missionaren, die gregorianische Armenier zum Protestantismus bekehren wollen und im gesamten Massakergebiet Missionsstationen unterhalten.

Nach seiner Rückkehr reist Lepsius wochenlang mit Vorträgen über die armenischen Massaker durch Deutschland. Am 12. August 1896 erscheint der erste Artikel seiner Serie »Die Wahrheit über Armenien« in der Zeitung *Der Reichsbote*. Im Herbst kommt sein Buch »Armenien und Europa« heraus, das bis 1897 sieben Auflagen erreicht. »Wir bitten unsere Leser bei der folgenden Darstellung im Auge zu behalten, dass die armenischen Massacres, denen 100000 schuldlose Menschen zum Opfer fielen, an einem friedlichen und wehrlosen Volke verübt wurden«, schreibt Lepsius in »Armenien

und Europa«, und man glaubt zu spüren, dass es ihm angesichts des Ungeheuerlichen, das er in Erfahrung gebracht hat, fast die Sprache verschlägt.

Das strategische Morden begann am 30. September 1895 nach einer armenischen Demonstration in Konstantinopel und breitete sich im Herbst und Winter über das ganze Land aus. Die Vorgeschichte dieser Massaker hatte 1894 begonnen, als es in den Bergen des Sassun eine Auseinandersetzung mit Armeniern gegeben hatte, die sich weigerten, weiterhin Schutzgelder und Sondersteuern an kurdische *Warlords* zu zahlen. Der lokal begrenzte armenische Aufstand wurde niedergeschlagen und endete in einer Metzelei. Beginnend mit diesem Ereignis war in der Türkei plötzlich überall eine große Beunruhigung in den Gemütern zu spüren.

Ende Januar 1895 werden in Pera, dem Europäerviertel von Konstantinopel, in dem auch viele Armenier leben, 17 Personen im Laufe einer Stunde ermordet, ohne dass die Polizei eingreift. Anfang Februar wird ein junger Grieche, der gerade das Theater am Piccolo Campo verlassen will, durch Messerstiche niedergestreckt. »Die Anarchie macht sich in der Regierung mehr als jemals fühlbar«, berichtet der französische Botschafter Paul Cambon, »die Verwaltung, die Behörden selbst erregen durch ihr Beispiel und ihre Sprache den Fanatismus.«³²

Die Botschafter der europäischen Mächte verlangen von der Pforte, dem Sitz der Regierung, Maßnahmen zur Beruhigung der Bevölkerung und die Aufstellung eines Polizeicorps, das die öffentliche Sicherheit garantieren soll. Doch nichts passiert. Der von Niedergangsängsten geplagte Sultan Abdul Hamid hält seit vier Jahren alle politische Macht in seinen Händen und führt vom Palast aus ein persönliches Regiment – mit dem Ergebnis eines undurchschaubaren Kompetenzwirrwarrs. Beamte verweigern Anweisungen des Großwesirs und seiner Minister und korrespondieren direkt mit den Sekretären des Sultans. Niemand in der Regierung hat mehr die Kontrolle über das, was im Land vor sich geht, als im Ausland der Palast selbst für die Ausschreitungen gegen die Armenier des Sassun verantwortlich gemacht wird. Das Osmanische Reich hatte 1875 den

Staatsbankrott erklären müssen. Der Balkan rebelliert. 1878, nach einer Niederlage im Krieg gegen die Russen, hatte Abdul Hamid das kurzlebige erste osmanische Parlament wieder aufgelöst.

In dieser von Untergangsstimmung geprägten Zeit entdeckt der Sultan den Islam als kulturelles Schutzschild der osmanischen Nation und als Waffe gegen den Westen. Für ihn wie für die meisten Anhänger des damals populär werdenden Panislamismus sind die Ursachen des Niedergangs der islamischen Welt nicht in ihren inneren Schwächen oder Fehlern zu suchen, sondern in der aggressiven imperialistischen Natur des christlichen Europa, das die Muslime versklaven und den Islam zerstören will. Anders kann und will Abdul Hamid auch europäische Forderungen nach Reformen in den armenischen Gebieten des Reichs nicht sehen, die nach den Metzeleien im Sassun immer lauter werden. Sie beherrschen die politische Agenda den ganzen Sommer über.

Im Mai 1895 überreichen die Botschafter Englands, Frankreichs und Russlands ein Memorandum zur armenischen Frage, das der Palast Anfang Juni jedoch zurückweist. Die Verhandlungen ziehen sich hin. »Besonders entrüstet war der Sultan über das Verlangen«, schreibt Johannes Lepsius, »dass in solchen Bezirken, wo es eine zahlreiche christliche Bevölkerung gab, Christen als Adjunkten muhamedanischer Beamten angestellt werden sollten.«³³

Als im September einige radikale Armenier Konstantinopels eine Demonstration ankündigen, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, explodiert ein Pulverfass. Am 30. September, morgens zwischen zehn und elf Uhr, ist eine Gruppe von zweitausend Armeniern auf dem Weg zur Hohen Pforte, dem Regierungssitz am Gülhane-Park. Sie werden unterwegs von einem Gendarmeriemajor aufgehalten, der seiner Truppe Schießbefehl erteilt, als die Armenier sich weigern, die Demonstration aufzulösen. 15 Gendarmen und 60 Armenier werden bei einem anschließenden Schusswechsel verletzt. Der Major ist tot. »Nachdem der Auflauf zerstreut war, wurde den ganzen Tag von Polizisten und Mollahs, die zum größten Teil mit Stöcken und Revolvern bewaffnet waren, auf die Armenier Jagd gemacht«, berichtet Paul Cambon, »die ganze Nacht dauerte dies wüste Treiben.«³⁴ Der Aufmarsch eines Haufens armenischer Radikaler

ist im Licht der Reformdebatte als Angriffe eines ganzen Volks auf die islamischen Grundfesten des Reiches verstanden worden. Entsprechend war die Reaktion.

Gerüchte machen die Runde und schaukeln sich hoch, dass die Europäer mit ihren Reformplänen nur den Zweck verfolgten, den Armeniern zu einer bevorzugten Stellung auf Kosten der Muslime zu verhelfen. Paranoia breitet sich aus, die in selbstbezüglichen Phantasien einer letzten Möglichkeit präventiver Notwehr zur Rettung des Reiches gipfelt, gepaart mit der Trotzreaktion, die *Rayas*, die Ungläubigen, wieder auf den ihnen zugehörigen Platz einer geduldeten Minderheit verweisen zu müssen. Der Ruf des *Djihad*, des heiligen Krieges, geht um. »In geheimen Versammlungen erörtern sie, scheint es, die unheilvollsten Pläne«, so ein französischer Bericht aus Diyarbakir. »Unser Vertreter bezweifelt, dass der Wali [Provinzgouverneur] imstande sei oder die Absicht habe, eine Erhebung, wie man sie für drohend hält, zu verhindern.«³⁵ Am 17. Oktober unterschreibt der Sultan, der dem diplomatischen Druck nicht mehr standhalten kann, ein ihm von den Mächten vorgelegtes Reformprogramm. Es wird nie verwirklicht werden. Es wird nicht einmal veröffentlicht. Die Tinte des Sultans unter das Dokument ist noch nicht trocken, als das Land von einer Welle bis dahin unbekannter Gewalt heimgesucht wird.

Am 21. Oktober wütet der Mob in Erzincan, am 25. Oktober in Baiburt, am 27. Oktober in Bitlis, am 30. Oktober in Erzurum, Anfang November in Arapgir, Harput, Sivas, Diyarbakir und Malatya und Mitte November in Amasia, Marsowan, Marasch und Kayseri. Am 8. Oktober ist es als Reaktion auf die Ereignisse in Konstantinopel bereits in Trapezunt zu Ausschreitungen gekommen. Alles das, meint der französische Botschafter Paul Cambon beobachten zu können, war »vorbedacht und von langer Hand vorbereitet.«³⁶

In Arapgir wird seit Anfang September ein Anwachsen der Spannungen beobachtet. Gerüchte schießen ins Kraut, Verdächtigungen machen die Runde, Verschwörungstheorien bemächtigen sich der Wortführer in den Teehäusern, als sei mit den bevorstehenden Reformen eine armenische Machtübernahme und der Untergang des Islam zu befürchten. In Malatya, Harput und anderen Orten hatte

die Polizei bereits Waffen an Kurden und Türken verteilt. Jetzt werden auch die Türken von Arapgir mit Martini-Gewehren ausgerüstet. Vor der Stadt kommt es zu Übergriffen. Auch in Arapgir selbst wird das Auftreten in der Öffentlichkeit für Armenier zunehmend gefährlich. Viele verbarrikadieren ihre Läden und Buden, werden jedoch von der Polizei gezwungen, sie wieder zu öffnen.

Am Mittwoch, dem 25. Oktober, erhält der oberste Geistliche der Stadt die Anweisung, dass alle Armenier ihre Waffen abzuliefern hätten. Doch nicht einmal dazu lässt man ihnen die Zeit. Am Mittwochnachmittag ist Arapgir bereits von fünftausend kurdischen Irregulären und 1600 türkischen Soldaten besetzt. »Sie begannen mit dem Viertel von Garogh«, berichtet ein Augenzeuge, »niemand von den Unsrigen konnte mehr das Haus verlassen; das Volk, die regulären Truppen und die Reserven hatten sich in Massen in den Straßen angehäuft. Das Blutbad begann.«³⁷

Ausrufer waren zuvor durch die Dörfer gezogen und hatten im Namen des Sultans an alle Gläubigen eine Lizenz zum Töten verteilt. In Trapezunt hatte ein Trompetenruf das Signal zum Losschlagen gegeben. Überall im Land setzt die Nacht der langen Messer durch öffentliche Ankündigungen ein und wird durch solche auch wieder beendet. In Arapgir werden dabei nach einem gemeinsamen Bericht der Botschafter der sechs europäischen Großmächte 2800 Armenier ermordet. 2400 Häuser werden geplündert, mehrere Kirchen entweiht. »Mein lieber Bruder«, schreibt einer der Überlebenden, »das, was das Schmutzigste ist in dieser Sache, ist dies, dass man uns jetzt, nach all dem, was wir haben leiden müssen, noch zwingen will, Dankesschriften an den Sultan zu unterzeichnen! Man will uns sogar sagen machen, dass wir, Armenier, es gewesen seien, die all dies getan haben!«³⁸

Eines der letzten und schrecklichsten Blutbäder findet Ende Dezember in Urfa statt. Am 28. Dezember hatten dreitausend reguläre und irreguläre Truppen das armenische Quartier der Stadt umzingelt. Bis morgens gegen zehn Uhr herrscht unter den Belagerern eine angespannte Ruhe. Doch plötzlich, pünktlich wie nach einem vorbereiteten Zeitplan, brechen die Fieberdämme, und eine unkontrollierte Raserei bricht aus. Das Viertel wird gestürmt. Türen werden

eingeschlagen, Mauern niedergerissen, Brände gelegt, die Männer ermordet, die Frauen auf dem Markt zum Kauf angeboten.³⁹ Ein Scheich namens Djelal rühmt sich, im Namen der Religion an die einhundert männliche Kleinkinder eigenhändig abgeschlachtet zu haben; der örtliche Mullah Sait Ahmed hat ein Fetwa erlassen und öffentlich zu diesem Anlass einen Armenier geköpft. Am nächsten Tag werden fast alle Armenier, die sich in die Kathedrale geflüchtet hatten, bei lebendigem Leibe verbrannt.

Urfa, das antike Edessa, ist nach gemeinsamer Überlieferung der drei großen Religionen die Stadt, in der Abraham gelebt hat, mit dem das Menschenopfer zugunsten des Tieropfers abgeschafft wurde. Die Geschichte, in der Abraham von Gott aufgefordert wird, seinen Sohn Isaak nicht zu opfern, zählt zu den schönsten und eindringlichsten Initiationsmythen der menschlichen Zivilisation. In diesen Tagen erlebt Urfa jedoch plötzlich einen atavistischen Ausbruch präabrahamitischer Leidenschaften. Die mächtige armenische Kathedrale war einmal das beherrschende Gebäude Urfas. Nach der Gewaltorgie ist sie nur noch ein Trümmerhaufen. »Das geschwärzte Deckengewölbe, von grauen zerbröckelnden, etwas plumpen Säulen getragen, lastete unheimlich auf dem wie ausgestorbenen Raum«, berichtet ein Augenzeuge nach dem Brand. »An den Seitenwänden ragten verkohlte Ballenstümpfe hervor. Augenscheinlich waren die hölzernen Emporen zu beiden Seiten ein Raub der Flammen geworden.«⁴⁰

Vor der in der Stadt tobenden Mordlust waren viele Armenier in ihre Kirche geflohen. Am Morgen des 29. Dezember wird sie von dem neu aufgebrochenen Mob umstellt, der die Kirche mit Petroleum begießt und sie unter lautstarker Anrufung des Propheten und des Sultans bald in lodernden Flammen erleuchten lässt. Die steinernen Seitenstiege des Gotteshauses hatte man verbarrikadiert, um das Entweichen der Opfer aus dem Inferno zu verhindern. Körbe mit frischem grünen Pfeffer werden in die Flammen geschüttet, um Qualm zu erzeugen, an dem die Menschen, die noch nicht verbrannt sind, ersticken sollten. »Ich sah, wie die Flammen am Boden entlangleckten und die Betäubten erwachten und aufschrien, wenn Feuer sie ergriffen hatte«, berichtet einer der zwei Davongekomme-

nen. »Vor mir stand eine Frau wie eine Feuersäule auf, brannte einige Augenblicke wie eine Fackel und sank dann zu einem verkohlten und qualmenden Haufen zusammen.«⁴¹ Die Gesamtzahl der armenischen Opfer dieser Mordtage beträgt zehntausend. Mehrere Tage lang bleiben die Leichen übereinander geschichtet auf den Straßen liegen, bis die Juden Urfas von den Behörden dazu gezwungen werden, die Kadaver zu entfernen und in die Stadtgräben zu werfen.

Alles ist möglich geworden in diesen Zeiten der Gewalt, sobald die Dämme einmal gebrochen sind. Grausamkeit erzeugt neue Grausamkeiten. »Das eintönige Geschäft, Hunderte von waffen- und wehrlosen Armeniern aus ihren Häusern und Schlupfwinkeln zu zerren, Mann für Mann zu köpfen, zu erstechen, zu erdrosseln, zu erhenken, mit Knütteln, Äxten und Eisenstangen zu erschlagen, ermüdete bald«, schreibt Lepsius mit Abscheu in »Armenien und Europa« über den orgiastischen Nihilismus dieser apokalyptischen Tage. »Der joviale Pöbel verlangte nach Abwechslung. Das einfache Totschlagen war zu langweilig – man musste die Sache unterhaltender machen. Wie wäre es, ein Feuer anzuzünden und die Verwundeten drin zu braten, etliche an Pfählen die Köpfe nach unten aufzuhängen, andere mit Nägeln zu spicken oder ihrer fünfzig zusammenzubinden und in das Menschenknäuel hineinzuschießen. Wozu hat ein Armenier so viel Glieder, als dazu, dass man sie einzeln abhackt und ihm die blutigen Stümpfe in den Mund stopft. Das Ausstechen der Augen, das Abschneiden der Nasen und Ohren wird zur Spezialität ausgebildet.« Essig wird in Wunden geschüttet, Menschen werden mit Kerosin übergossen und angesteckt, abgeschlagene Köpfe auf Bratspießen ausgestellt, Ermordete an Fleischerhaken aufgehängt, Schwangeren die Bäuche aufgeschlitzt. Das Osmanische Reich durchlebt in dieser Zeit eine Welle der entgrenzten Gewalt, wie sie für Europa seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs nicht mehr vorstellbar war. Blutige Saturnalien, die in Urfa einen Tag nach dem Brand der Kathedrale auf Befehl des Mutasarifs wieder eingestellt werden.

»Massaker sind wie Windpocken«, lässt Armin T. Wegner den Wali von Erzurum in einer Novelle sagen. »Alle müssen sie haben; aber jeder bekommt sie nur einmal.«⁴² Die seelischen Schäden, die

diese Gewaltorgie unter den Türken anrichtete, sind in ihren Konsequenzen kaum zu unterschätzen. Eine Subkultur des Massakers hat sich ungestraft ausbreiten können. »Mein Bruder, ich kann dir berichten, dass wir 1200 Armenier getötet haben, die nur noch Hundefutter sind«, schreibt ein türkischer Soldat des 25. Regiments in einer Feldpost nach Hause.⁴³ Dieser Soldat, oder der Schlächter in Aintab, der sechs Armenierköpfe auf seine Bratspieße steckt, oder der in Subaschigulp, der Armenier wie Hammel schlachten und an Fleischhaken aufhängen lässt, alle diese Leute sind Teil einer mörderischen Subkultur, die von oben nicht nur nicht gebremst, sondern bewusst gefördert worden ist.

»Ist es wirklich nur ein durch nichts motivierter Einfall der türkischen Behörden von acht großen Provinzen gewesen, ihren armenischen Untertanen a tempo den Krieg bis aufs Messer zu erklären?«, fragt Lepsius: »Mehr als unwahrscheinlich – unmöglich! Das türkische Reich ist absolut und zentralistisch regiert. Suprema lex regis voluntas. Der Palast und nicht die Walis regieren das Reich.«

Das Ergebnis ist mehr als fatal. Denn der Geist des Massakers, das Erlebnis der rituellen Entgrenzung, die Erlaubnis zum Vandalismus sind nicht schon in dem Augenblick aus den Köpfen verschwunden, wenn die Mordaktionen selbst vorüber sind. Umso weniger, als die Täter von niemandem zur Rechenschaft gezogen wurden. »Dadurch verbreitete sich eine Mentalität«, schreibt der Historiker Vahakn N. Dadrian, »die Elemente einer kryptischen Kultur beinhaltete, die Massaker als Mittel der staatlichen Politik für etwas Selbstverständliches hielt.«⁴⁴

Nach dem Ende der großen Pogrome macht sich 1897 in der muslimischen Unterschicht Konstantinopels erneut eine angespannte Erregung bemerkbar. Grund ist das Gerücht, dass einem Gendarmen nachts ein Heiliger erschienen sei und ihn aufgefordert habe, in der alten Eyüp-Moschee am Goldenen Horn das heilige Schwert zu holen, da die Zeit zur Niederwerfung der Ungläubigen nun endgültig gekommen sei.⁴⁵ Die Büchse der Pandora bleibt geöffnet.

Sultan Abdul Hamid II. war ursprünglich einmal mit dem Versprechen einer konstitutionellen Monarchie angetreten. »Er redete wie

ein aufgeklärter Christ«, meinte der britische Botschafter Sir Henry Layard, der ihn zu Beginn seiner Regentschaft als »einen der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind«, bezeichnete, »ohne einen einzigen schlechten Charakterzug«. ⁴⁶ Doch Abdul Hamid, den nicht nur Layard als Freigeist erlebt hatte und dem die wirtschaftliche und vor allem die militärische Modernisierung des Landes am Herzen lag, entwickelte zunehmend Züge eines Despoten. Autokratie, ein paranoider Überwachungsstaat und immer stärker ausgeprägte antiwestliche Ressentiments bestimmen den Stil seiner Regierungszeit. Ein gegen den europäischen Imperialismus, seine wirtschaftliche und militärische Übermacht und seine vorgeblichen Menschenrechtsanmaßungen gerichteter Islamismus wird unter Abdul Hamid II. zur offiziellen Staatsideologie eines ansonsten aufgeklärten Sultans und Kalifen.

Abdul Hamid wusste, dass der Balkan auf lange Sicht für das Osmanische Reich verloren war. Immer mehr wird nun Anatolien zum eigentlichen Kern des Reichs, zu einem neu zu gestaltenden islamischen »Lebensraum« für Türken und muslimische Flüchtlinge aus dem Balkan und dem Kaukasus. Durch eine strikt zentralistische Politik will Abdul Hamid Anatolien vor dem Schicksal des Balkans bewahren. Doch dort leben nicht nur Türken, sondern auch Armenier und Kurden.

Im 10. Jahrhundert zum sunnitischen Islam bekehrt, beherrschten die Kurden unter ihren meist kriegerischen Aghas, den Großgrundbesitzern, die Bergregionen in den Ostprovinzen Anatoliens, ohne sich jemals wirklich der osmanischen Zentralgewalt zu unterwerfen. Die meist in den Tälern lebenden armenischen Bauern waren ihnen tributpflichtig. Nahezu vollständig rechtlos, waren sie auch regelmäßiges Ziel von Raubzügen zur Erntezeit, bei Hochzeiten oder an Markttagen.

So war es über Jahrhunderte gewesen, bis im 19. Jahrhundert liberale Reformen im Osmanischen Reich, die kulturelle Wiedergeburt und wachsendes politisches Selbstbewusstsein der Armenier zu ständig neuen Spannungen zwischen Armeniern und Kurden führten. Aber auch die Spannungen zwischen den Kurden und der Zentralregierung nahmen zu. Abdul Hamid sah sich plötzlich mit

aufständischen Kurdenstämmen wie denen des Scheichs Ubeydullah konfrontiert, die Autonomieforderungen innerhalb des Osmanischen Reichs erhoben und selbstbewusst »Privilegien wie andere Nationen« forderten. Seine strategisch durchdachte Reaktion bestand darin, die sunnitischen Kurden durch die Gewährung von Privilegien an Thron und Kalifat zu binden. Um sie für sich zu gewinnen, machte der Sultan ihre Stammesführer zu Chefs einer ihm persönlich unterstellten militärischen Spezialorganisation.

Im Jahre 1891 gründet er seine so genannten *Hamidiye*-Regimenter nach dem Vorbild russischer Kosakenverbände. Feldmarschall Zeki Pascha, ein Schwager Abdul Hamids und Kommandeur der in Erzincan stationierten 4. Armee, hatte bereits 1890 damit begonnen, irreguläre Kavallerieregimenter aufzustellen, die nur ihm und dem Sultan unterstellt waren. Die nach Sultan Abdul Hamid benannten *Hamidiye* bestanden fast ausschließlich aus nomadischen Kurden sunnitischen Glaubens und sollten, so ihre Gründungsstatuten, der »Verteidigung gegen ausländische Übergriffe und Bedrückungen« dienen. Sie waren vom regulären Militärdienst ausgenommen, genossen Steuerfreiheit und blieben ihren in den Rang von Obersten erhobenen Stammesführern unterstellt. Ihre Verwendung gegen »ausländische Übergriffe« ist von Anfang an sehr vieldeutig zu verstehen. Natürlich sah Abdul Hamid in ihnen irregulär einsetzbare Einheiten, die sich im Grenzgebiet vorteilhaft gegen Russen und schiitische Perser verwenden ließen. Doch in des Sultans Kopf setzte sich zunehmend auch die Vorstellung eines mit den imperialistischen Mächten verbündeten »Feindes im eigenen Land« durch.

Alle Reformen, die von seinen Vorgängern zugunsten der nicht-muslimischen Minderheiten im Reich vollzogen worden waren, hatten in seinen Augen letztlich zu nichts anderem geführt als zu einer Stärkung des Einflusses ausländischer Mächte eben durch diese traditionell mit dem Westen oder Russland verbundenen christlichen Minoritäten. Sämtliche armenischen Beamten, die es seit den liberalen Reformen des frühen 19. Jahrhunderts in den anatolischen Ostprovinzen gab, werden jetzt zeitgleich mit der Gründung der *Hamidiye* aus ihren Ämtern entlassen.

Abdul Hamid gewährte den kurdischen Nomaden weit mehr, als

der aufständische Scheich Ubeydullah je gefordert hatte. Er schenkte ihnen zwar keine Autonomie, doch er setzte sie »von seinen Gnaden« als marodierende Herrscher der anatolischen Ostprovinzen ein und spielte sie damit bewusst und sehr erfolgreich gegen die Armenier aus. Von Anfang an waren die *Hamidiye* aufgefordert, sich auf Kosten der Armenier zu bereichern. Nur ihre Offiziere erhielten Sold, die Mannschaften selbst wurden lediglich mit Martini-Gewehren, Bajonetten und Munition ausgerüstet. Ihren Lebensunterhalt mussten sie zwangsläufig mit Raubzügen bestreiten, die ihrerseits mit Beginn der neunziger Jahre die ethnischen Spannungen in den Ostprovinzen schürten.

»Im Kriege sind sie völlig unverwendbar«, meint Johannes Lepsius, »nur bei der Verfolgung und Plünderung würden sie ihren Mann stehen. Während sich die selbst von ihren Stammesgenossen verachteten Räuberkurden um der guten Beute und völliger Straffreiheit willen vom Sultan kaufen ließen, suchten sich die sesshaften Kurden, die die Mehrzahl bilden, so gut sie konnten, durch ihre bewaffneten Bauern gegen dieses Raubgesindel zu schützen, während die Armenier, die in den Ebenen von Hocharmenien den Acker bebauen, von der Regierung entwaffnet und den Kurden ausgeliefert wurden.«⁴⁷

Für die kurdischen Aghas hatte sich durch Abdul Hamids Politik eine erhebliche Statusveränderung vollzogen. Aus lokalen Clanführern wurden plötzlich Stützen des Reichs, die ihre Privatinteressen jetzt leicht unter dem Mantel einer vorgeblichen nationalen Sicherheit verstecken konnten. Das war 1894 der Fall, als sich die Armenier des Sassun gegen die bedrückende Steuerlast ihrer kurdischen Feudalherren erhoben.

Der Aufstand hatte damit begonnen, dass sich die relativ wohlhabenden Schafzüchter und Bauern der Bergregion unter dem Einfluss armenischer Revolutionäre geweigert hatten, weiterhin Schutzgelder an die kurdischen Stammeshäuptlinge zu zahlen. Gewöhnlich hätte ein solcher Vorfall zu einer lokalen Auseinandersetzung zwischen Kurden und Armeniern geführt. Doch im Zeitalter von Abdul Hamids staatlichem Zentralismus wird daraus plötzlich eine nationale Angelegenheit. In einer raffinierten Vermischung ih-

rer privaten räuberischen Interessen und ihrer neuen Stellung als Repräsentanten des Reichs beschuldigen die kurdischen Aghas die Armenier des Sassun, sie seien »Separatisten«, die eine Abspaltung planten, und fordern Verstärkung aus Konstantinopel an. »Über-eifrige Beamte glaubten in Sassun ein Zentrum der Verschwörung entdeckt zu haben«, meldet damals die *Frankfurter Zeitung*, »worauf die erschreckten Machthaber im Palais zu Konstantinopel den Befehl zum entschiedenen Dreinschlagen gaben.«⁴⁸

15000 reguläre Truppen kreisen in einem riesigen Aufmarsch gemeinsam mit vier Regimentern *Hamidiye* und kurdischen Banden die Bergdörfer des Sassun ein. Einen Monat lang dauern die Kämpfe, in denen sich auf armenischer Seite besonders die Figur des Zimmermanns Andranik Ozanian hervorhebt. Er wird nach der Schlacht im Sassun zu einem der bekanntesten armenischen Freischärler werden, ein armenischer »Robin Hood«, dessen kleiner Legion sich im Ersten Weltkrieg auch Soghomon Tehlirjan, der spätere Attentäter von Berlin, anschließt.

Der Aufstand im Sassun wird brutal niedergeschlagen, worauf eine Metzelei folgt. Vierzig Dörfer werden dabei zerstört, acht-tausend Armenier umgebracht. Wer gefangen genommen wurde, musste anschließend unter Folter Geständnisse unterschreiben, dass die Vorgänge im Sassun Teil einer landesweiten armenischen Verschwörung gewesen wären.

Die Legitimation und das Muster für die Gewaltorgien der Jahre 1895 und 1896 war damit vorgegeben, aber auch das Muster für die eigentümliche Vermischung von staatlicher Politik und mörderischer Subkultur, mit dem die Ära Abdul Hamids Geschichte schreiben sollte. Überall, wo es zu Massakern kommt, bildet Zeki Paschas Spezialorganisation der *Hamidiye* die Speerspitze. »Die Kurden sagen, dass Zeki Pascha ihnen erlaubt habe, mit den Armeniern zu machen, was sie wollen«, berichtet der Amerikaner Herman Barnum aus Harput.⁴⁹ »Und oh! Was für entsetzliche Wunden«, ruft der amerikanische Missionar George Reynolds nach einem *Hamidiye*-Angriff auf flüchtende Armenier aus. »Schreckliche Schwerthiebe auf Kopf und Nacken waren vielleicht am häufigsten Ursachen. Eine tiefe, klaffende Wunde enthüllte den bloßen Schädelknochen

im Nacken, eine andere, die nicht bis auf den Knochen ging, aber ausgefranst und klaffend war, stammte vom Montag und war voller Würmer, was eine stundenlange Reinigung erforderte. Ein alter Mann hatte lange Wunden am Kopf, ein herabhängendes Ohr und Anzeichen von Gehirnverletzungen. Wir mussten Kugeln aus Gliedern und Bauchdecken entfernen und zerfetzte und gebrochene Hände behandeln. Die Opfer waren in jedem Alter und von beiderlei Geschlecht, und viele von ihnen erzählten, dass man ihre Männer, Väter und Söhne getötet hatte.«⁵⁰

Der Einsatz der Kurden ist wild und brutal, doch ist er selten von jenem orgiastischen Fanatismus getragen, mit denen die meist türkischen Stadtbewohner ihre Nachbarn dem Inferno ausgeliefert haben. »Die Kurden töteten nicht so viel wie die Türken, sie zogen die Plünderung dem Morden vor«, berichtet ein Augenzeuge.⁵¹ Ohne die irregulären kurdischen *Hamidiye* und ihre vormoderne nomadische Wildheit jedoch wäre wahrscheinlich kaum eine Stimmung entstanden, in der noch jede Regelverletzung als legitimes Mittel staatlicher Politik, jede Grenzüberschreitung als gottgewollt, jeder sadistische Reiz als heiliger Akt der Befreiung empfunden werden kann. »Morde, Plünderungen von Gehöften und Weilern, Raub von Vieh«, meldet der französische Botschafter Paul Cambon, »alles bleibt ungestraft.«⁵² Die armenische Bevölkerung ist nach der Mordwut dezimiert, die Überlebenden sind eingeschüchtert. Insbesondere kurdische Aghas haben sich während der Pogrome in großem Stil armenischen Grundbesitz aneignen können.

»Stellt euch die am ärgsten heimgesuchten Gegenden Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege vor – dann habt ihr das Armenien von heute«, berichtet der deutsche Journalist Paul Rohrbach nach einer Reise durch die anatolischen Ostprovinzen 1899. Nichts ist mehr so wie vorher. »In unseren Distrikten greift die Hungersnot mehr und mehr um sich, unser Haus wird umlagert von hungernen Menschen, die von weit her aus den Dörfern zu uns kommen«, so eine Meldung aus Malatya, »die Frauen und Kinder gehen von Haus zu Haus, um Brot zu betteln.« Nachdem die Männer erschlagen sind und das Vieh geraubt ist, kommt die Ernte zum Erliegen. »In dem ersten Dorf waren während des Massacres 300, im zweiten

nur 50 getötet worden. Nach und nach sind diesen beiden Dörfern von den Kurden 13000 Stück Vieh geraubt worden«, so die Nachrichten aus Ertschek und Karagundus. »Das Schlimmste ist, dass die armenischen Bauern in vielen Distrikten ihre Äcker nicht bestellen können, weil ihnen von den Kurden alles Vieh und Ackergerät geraubt worden ist.«

Das Nachspiel der Gewalt ist in weiten Teilen der anatolischen Ostprovinzen eine Hungersnot, die ihrerseits neue Opfer fordert. Der Mangel führt zu einer zweiten Welle von Enteignungen. Bauern, die ihre Steuern nicht zahlen können, werden zum Verkauf ihres Grundbesitzes gezwungen. Viele Armenier emigrieren nach Russland oder Persien. 1899 besucht Lepsius zum zweiten Mal Türkisch-Armenien. »Hier 170, dort 200 getötet, Häuser zerstört, Habe geplündert«, berichtet er von den Dörfern am Wan-See, »ein armes Volk, das sich nicht zu regen und kaum Hand anzulegen wagt, um die zerstörten Wohnungen wieder zu bauen, die Äcker zu bestellen, die verlorene Habe wieder zu erarbeiten.« Doch die europäische Politik ist in diesen Tagen merkwürdig still.

Das Europäische Konzert

Lepsius' Berichte im *Reichsboten* und in dem Buch »Armenien und Europa« waren neben den englischen »Blaubüchern« und den französischen »Gelbbüchern« die ersten großen Dokumentationen über die hamidischen Massaker, die Europas Gewissen herausforderten. 1896 wurde das Buch ins Französische und 1897 ins Englische übersetzt. Das politische Europa war merkwürdig still, das meinte auch der britische Liberale und ehemalige Premier William Ewart Gladstone, als er sich zu einem persönlichen Dankschreiben an Lepsius veranlasst sah, in dem er dem »Autor des wertvollen Buchs über die Massaker an den Armeniern, das mir selbst von großem Nutzen war«, seinen persönlichen Respekt bekundet. »Ich bin der Ansicht, dass alle oder fast alle Nationen in Europa die richtige Einstellung zu diesem fürchterlichen Problem haben«, so Gladstone. »Das falsche Bild, das ihre Regierungen verbreitet haben, ist eine der traurigsten, wenn nicht die traurigste Tatsache dieser Zeit.«⁵³

William Ewart Gladstone war ein außergewöhnlicher europäischer Politiker. Als Mitglied des britischen Kabinetts hatte er 1854 für den Eintritt Großbritanniens in den Krimkrieg gegen Russland an der Seite des Osmanischen Reichs votiert. Im Ergebnis dieses Kriegs, der nach der Kapitulation von Sewastopol, das ein ganzes Jahr belagert wurde, 1856 mit dem Frieden von Paris endete, wurde das Osmanische Reich in das europäische Staatensystem aufgenommen und gleichzeitig seine Integrität durch ein internationales Abkommen garantiert. Gladstone, der das »europäische Konzert« immer als das wichtigste Ergebnis des Krimkriegs bezeichnete, fühlte sich deshalb in gewisser Weise verantwortlich für das, was im Innern des Osmanischen Reichs geschah.

Der Gedanke eines europäischen Konzerts, nach den napoleo-

nischen Kriegen entstanden, war mit der Vorstellung verbunden, gewisse konstitutionelle Mindeststandards, unter ihnen die Glaubensfreiheit und das Verbot religiöser und ziviler Diskriminierung, als Verpflichtung für alle Staaten zu fordern, die der europäischen Familie der Nationen beitreten wollten. Als »Entrebillet« in das europäische Konzert hatte der Sultan 1856 in einem Erlass die volle Gleichheit aller osmanischen Untertanen unabhängig von ihrer Religion und eine Reihe ziviler Reformen verkündet.

Der Goodwill Europas wird jedoch durch die Rücksichtslosigkeit, mit der das Osmanische Reich gegen die Rebellionen auf dem Balkan vorgeht, ernsthaft in Frage gestellt. Als im Sommer 1876, nach dem Beginn eines Aufstands in Bulgarien, Berichte über türkische Massaker an der bulgarischen Zivilbevölkerung öffentlich werden, erhebt Gladstone lautstark seine Stimme gegen das pro-osmanisch eingestellte konservative Kabinett des Premierministers Benjamin Disraeli. »Welche Konsequenzen hätte es für die Zivilisation, für die öffentliche Ordnung«, fragt er im Unterhaus, »wenn die Interessen Großbritanniens die Richtschnur für die britische Politik auf der ganzen Welt und den alleinigen Maßstab für Recht oder Unrecht bilden sollen?«⁵⁴ Gladstones Broschüren »Bulgarian Horrors« und »Lessons in Massacre« tragen erheblich dazu bei, das moralische Gewissen der Briten in Fragen der Balkanpolitik zu schärfen.

Es gehe nicht darum, sich zwischen Russland und der Türkei zu entscheiden, sagt Gladstone, der kein erklärter Freund Russlands ist. Es gehe vielmehr darum, mit dem leichtfertigen Argument aufzuräumen, »dass die Türkei ihre unterworfenen Völker nach Belieben malträtieren kann, nur weil Russland sich an den Polen versündigt hat«. Die sicherste Einbindung Russlands sei das europäische Konzert. Das betrifft aber auch die Türkei, der Gladstone allerdings in diesem Fall vorwirft, in Bulgarien ein Regierungsverbrechen begangen zu haben. Ahmed Aga und Schevket Pascha, die Haupttäter, sind bei ihrer Rückkehr nach Konstantinopel nicht nur unbelangt geblieben, sie wurden sogar mit Verdienstorden für ihre »Bulgarian Horrors« ausgezeichnet. Für den calvinistisch geprägten Menschenrechtler Gladstone ist das eine Blasphemie: »Keine

Regierung hat jemals so gesündigt; keine hat sich in ihrer Schuld so unverbesserlich gezeigt, oder, was dasselbe ist, so unfähig zu Reformen.« Es sei deshalb die Aufgabe des »Vereinigten Europa«, die Türkei zu radikalen Reformen und zur Einhaltung der Menschenrechte zu zwingen.

Gladstone ist ein für seine Zeit weitsichtiger Politiker. Er ist im Milieu von religiösen Dissidenten aufgewachsen, hat deshalb eine gewisse Neigung zum Nonkonformismus, und er hatte schottische Wurzeln, was seine Sensibilität gegenüber den Problemen von Minderheiten eher geschärft hat. Er ist ein überzeugter Vertreter der irischen *Home Rule*, weil er weiß, dass auch seine Regierung auf dieser Insel gesündigt hat. Nur mit einer Art *Honte Rule* für die christlichen Minoritäten hat in seinen Augen das Osmanische Reich eine Chance zum Überleben im europäischen Konzert, selbst wenn dies in der Konsequenz zur vollen politischen Unabhängigkeit der osmanischen Völker führen kann.

Doch spätestens seit sich Großbritannien auf dem Berliner Kongress 1878 hinter dem Rücken der europäischen Mächte mit dem Osmanischen Reich über die Abtretung Zyperns geeinigt hat, kann von einem europäischen Konzert keine Rede mehr sein. Zypern war ein Dankeschön dafür, dass Disraeli – durch die Entsendung von Kriegsschiffen in die Dardanellen und den Zwang zu einem europäischen Friedenskongress in Berlin – das Osmanische Reich vor weitgehenden Gebietsabtretungen an Russland während des Kriegs von 1877/78 bewahrt hatte. Österreich-Ungarn sichert sich in Berlin Bosnien-Herzegowina als Mandatsgebiet, nach der deutschen Reichsgründung eine Art österreichisches Elsass. Die Pforte war froh, auf diese Weise den immer wieder von russischer Seite angedrohten Marsch auf Konstantinopel ein weiteres Mal verhindert zu haben. Seit Katharina die Große 1787 in ihrem frisch von den Osmanen eroberten Schwarzmeergebiet einen Triumphbogen mit der Aufschrift »Der Weg nach Byzanz« aufstellen ließ und sich zur Schutzherrin der christlichen Völker des Osmanischen Reichs erklärt hatte, ging in Konstantinopel die Angst vor christlichem Irredentismus um.

Doch dass die Interessen der Mächte auf dem Berliner Kongress

wieder einmal der alleinige Maßstab für die Frage *right or wrong* waren, hatte seinen Preis für Türkisch-Armenien. Die Händel um Zypern und Bosnien hatten zur Folge, dass eine mit dem Abzug der Russen aus Ostanatolien für Armenien vorgesehene Verwaltungsautonomie, die von den Türken im Artikel 16 des ursprünglich mit den Russen abgeschlossenen Friedensvertrags von San Stefano schon zugesagt war, im Artikel 61 des Berliner Vertrages durch unverbindliche Zusagen der Pforte zu »Verbesserungen und Reformen« in den armenischen Gebieten ersetzt wurde.

Die Armenier hatten auf eine Regelung ähnlich der gehofft, die schon seit 1860 für den osmanischen Libanon gültig war und die eine Dezentralisierung und die Einbeziehung von Armeniern in die Exekutive auch in Ostanatolien bedeutet hätte. Damals waren Frankreich, England und Russland nach dem Mord an vierzigtausend maronitischen Christen mit einer Flotte vor Beirut erschienen und hatten einen christlichen Generalgouverneur für den Libanon durchgesetzt, um die Krise zu lösen. Umso mehr war die Hoffnung auf eine ähnliche Lösung noch wach, als Napoleon III 1862 nach der Belagerung von Zeitun der Pforte zu verstehen gegeben hatte, Frankreich habe Zeitun immer als unabhängig betrachtet, und durch diplomatischen Druck eine osmanische Militäraktion gegen Zeitun aufhalten konnte.

Die Interessengegensätze zwischen den europäischen Mächten und die Angst besonders der Briten und Habsburger vor einem zu stark wachsenden Einfluss der Russen und des Panslawismus auf dem Balkan hatten diesmal allerdings eine gemeinsame Aktion verhindert. Als die armenische Delegation, der auf dem Berliner Kongress kaum Beachtung geschenkt wurde, tief enttäuscht wieder abreist, sendet Patriarch Nerses Varjabedian ein formales Protestschreiben an die Großmächte, in dem es heißt: »Die armenische Delegation wird mit der Lektion in den Osten zurückkehren, dass man ohne Kampf und Rebellion nichts erreichen kann.«⁵⁵

Der Berliner Kongress war der Geburtshelfer der armenischen revolutionären Komitees. Zwar war die armenische Frage in Berlin zum ersten Mal zu einem Gegenstand der internationalen Diplomatie geworden, doch ohne sichtbare Ergebnisse für die Armenier

selbst. Lokale Gruppen, die sich in den achtziger Jahren zur Selbstverteidigung organisierten, wurden in den neunziger Jahren immer mehr durch geheime politische Gesellschaften ersetzt. Der Berliner Kongress war ein Wendepunkt. »Vor dem Berliner Vertrag wusste der Sultan nichts von Feindschaft gegen die Armenier«, so der Gladstone-Vertraute James Bryce, »noch hatte die armenische Nation irgendwelche politischen Aspirationen.«⁵⁶ Für viele Türken war Berlin eine Urgeschichte des »armenischen Verrats«. Talaat Pascha sah das noch 1917 so, als er auf einem Parteikongress seine Vernichtungspolitik gegenüber den Armeniern mit dem Hinweis auf die im Berliner Vertrag angemahnten Reformen in den armenischen Gebieten rechtfertigte.⁵⁷

Während der armenischen Massaker in den neunziger Jahren kann von einem vereinigten Europa weniger denn je die Rede sein. Abdul Hamid wollte Teil des europäischen Konzerts bleiben, aber nur zu den von ihm diktierten Bedingungen. Er glaubte, die Widersprüche zwischen den europäischen Mächten für sich nutzen zu können. Als Gladstone 1880 erneut Premierminister wird, kann er den Sultan zwar zur Einhaltung der Montenegro und Griechenland betreffenden Klauseln des Berliner Vertrags zwingen, in der ebenfalls angesprochenen armenischen Frage geschieht jedoch nichts. Am 11. Mai 1895 mahnt der britische Botschafter noch einmal in einem Memorandum Reformen in Armenien nach den Grundsätzen des Berliner Vertrags an, wieder ohne Ergebnis. Abdul Hamid wusste, schreibt der Viscount Grey of Fallodon, »dass die britische Flotte die Berge Armeniens nicht erreichen konnte (wie den Libanon). Und die Großmächte wagten nicht, den Status quo zu gefährden, um nicht untereinander in Streit zu geraten.«⁵⁸

Als Ende Juli 1895 Lord Salisbury angesichts der armenischen Krise eine Generalbereinigung der Orientfrage unter den Großmächten anregt, ist die deutsche Diplomatie davon völlig überrascht. Wilhelm II sieht fortan in jedem Versuch, durch gemeinsame Aktionen der Großmächte den Sultan zur Aufgabe seiner brutalen Unterdrückungspolitik gegenüber den christlichen Minoritäten zu zwingen, nur noch finstere imperialistische Manöver zur Vergrößerung des britischen Einflusses im Orient am Werk.

Auch Russland zeigt ungewohnte Zurückhaltung, weil es eine Ansteckung der russischen Armenier mit dem Autonomiegedanken fürchtet, wie Prinz Lobanoff zu erkennen gibt, und der Zar erklärt im September Reichskanzler Hohenlohe, er sei der armenischen Frage überdrüssig.

Doch Lobanoff lässt sich von den Briten davon überzeugen, dass sie keinen unabhängigen armenischen Staat wollen, und so präsentieren Großbritannien, Frankreich und Russland im Oktober 1895 dem Sultan ein Reformprogramm, das er zunächst zu akzeptieren scheint. Abdul Hamid erlässt zwar am 17. Oktober ein Reformdekret, aber da waren die Massaker schon in vollem Gange. Er glaube, meinte der deutsche Botschafter Radolin prophetisch bereits im Frühjahr 1895, »dass der Sultan von seinem unheilvollen Weg nicht eher abgeht, als bis es zu spät sein wird«. Abdul Hamid war vielmehr zu der Ansicht gelangt, so James Bryce, der 1876 als begeisterter Alpinist den Ararat bestiegen hatte und seitdem ein engagierter Anwalt der armenischen Frage war, »der beste Weg«, das Problem zu lösen, »sei, durch Verminderung der Zahl der Armenier die Einführung der Reformen unnötig zu machen«. ⁵⁹

Im August 1896, als Lepsius' Berichte über Armenien in Serie im *Reichsboten* erscheinen, überfallen armenische Revolutionäre, unter ihnen Armen Garo, der spätere Initiator der Verfolgung von Talaat Pascha in Berlin, in einem Akt der Verzweiflung die Osmanische Bank in Konstantinopel. Ursprünglich war eine weit größere Aktion geplant, nachdem am Ende der großen Massakerwelle der Sultan Anfang August 1896 auch noch den armenischen Patriarchen von Konstantinopel zum Rücktritt gezwungen hatte. Bomben sollten den Regierungssitz, die Hohe Pforte, in die Luft sprengen, das Gebäude des *Credit Lyonnais* besetzt und im Viertel Samatya ein Aufstand angezettelt werden. All das sollte ein solches Chaos in der Hauptstadt hervorrufen, dass die europäischen Mächte gezwungen gewesen wären, militärisch zu intervenieren. »Die Zeit der diplomatischen Spiele ist vorbei«, heißt es in zeitgemäßem revolutionären Tonfall in einem an die Mächte adressierten Flugblatt. »Das Blut, das unsere hunderttausend Märtyrer vergossen haben, gibt uns das Recht, die Freiheit zu verlangen.«

Doch als am 25. August in Samatya ein armenisches Waffenlager auffliegt, platzt der Plan einer ganz großen Aktion. Die Besetzung der Osmanischen Bank am nächsten Tag ist nur noch eine überhastet zustande gekommene Sparversion. Um zwei Uhr nachmittags treten zunächst zwei Mitglieder des Kommandos an einen Schalter, um Geld wechseln zu lassen. Als sie feststellen, dass keine besonderen Vorkommnisse im Schalterraum zu verzeichnen sind, geben sie das Zeichen zum Sturm. 25 Armenier, angeführt von Babken Siuni, dringen in die Bank ein und töten die Wächter. Als die Polizei anrückt, wird Siuni erschossen. Der Rest der Gruppe verbarrikadiert sich mit 140 Geiseln, elf Kilo Dynamit und 45 Bomben im Bankgebäude. Nach dem Tod Siunis ist jetzt Armen Garo ihr Anführer.

Bereits in der Nacht zum 26. August waren die armenischen Häuser in Konstantinopel mit Kreide gekennzeichnet worden. Wahrscheinlich geschah das in Reaktion auf die in Samatya entdeckten Waffenlager, vielleicht aber auch in Kenntnis eines bevorstehenden großen Anschlags. Am 26. August jedenfalls, während die Osmanische Bank besetzt wird, toben organisierte Todesschwadronen auf den Straßen. Konstantinopel erlebt noch einmal eine Massenschlächtere, weit schlimmer als im Vorjahr. Überall stehen schon zu Beginn der Morde Karren bereit, um die Toten abzutransportieren. Die Polizei hat alles unter Kontrolle, tut aber nichts, um die Ausschreitungen zu verhindern. »In den Stadtvierteln Kasim Pascha und Haskoi kam es zu fürchterlichen Exzessen«, meldet die *Londoner Times*, »kaum ein Armenier entkam der Raserei des Pöbels. Im ersteren Viertel wurden 45 Frauen und Kinder, die auf dem flachen Dach eines Hauses Zuflucht gesucht hatten, entdeckt, erbarmungslos umgebracht und danach auf die Straße geworfen.«⁶⁰

Es ist eine infernalische Racheaktion, der unterschiedslos jeder Armenier Konstantinopels zum Opfer fällt, den die organisierten Banden auf der Straße antreffen. »Wer dieser Nation angehörte, wurde eben abgeschlachtet, gleichviel wo man ihn fand oder ihm begegnete. Jeder Niedergeschlagene wurde so lange getreten, gestochen oder geschossen, bis der letzte Atemzug entflohen war«, berichtet der deutsche Botschafter von Saurma-Jeltzsch: »Bestialische Verstümmelungen der entseelten Körper fanden häufig statt (...)

Während all dieses Mordens und Tobens des Pöbels war die Sicherheit der Fremden nicht einen Augenblick gefährdet. Sowohl von den Truppen als auch von der Polizei, als sogar von dem mit den Keulstöcken arbeitenden Volk wurde denselben stets mit Höflichkeit begegnet.«⁶¹ Sechstausend Armenier sind dieser »Bartholomäusnacht von Konstantinopel« zum Opfer gefallen.

In einer Depesche der nun erst zu einer gemeinsamen Antwort bereiten sechs Großmächte an den Sultan vom 27. August 1896 heißt es, während die Massaker noch andauern, diese Ereignisse, die »alle Anzeichen einer speziellen Organisation« aufwiesen, müssten »sofort aufhören oder stellen den Bestand der Türkei und ihrer Dynastie in Frage«.⁶² Lord Salisbury und für einen kurzen Augenblick selbst der deutsche Kaiser Wilhelm II gehen in diesen Tagen so weit, die sofortige Absetzung Abdul Hamids zu fordern. »Jetzt muss Effendimis klar gemacht werden, dass er gerade so verschwinden werde wie [sein Vorgänger] Abdul Aziz«, notiert Wilhelm.⁶³

Der Schock, den die losgelassene Mordlust bei den Botschaftern der europäischen Großmächte auslöst, ist nicht unwesentlich daran beteiligt, dass die versuchte Erpressung der Regierung des Sultans durch die Geiselnahme in der Osmanischen Bank unblutig ausgeht. Über die Vermittlung der russischen Botschaft gelingt es, die Geiselnnehmer zum Aufgeben zu bewegen, indem ihnen freies Geleit zugesichert wird. Unter Zwang willigt auch die Pforte ein. An Bord des französischen Dampfers *La Gironde* verlassen Armen Garo und sein Kommando einige Tage später Konstantinopel Richtung Marseille. »Da senden diese Heißsporne ein Dutzend Desperados mit Bomben (nach europäischem Muster gemacht) und diese setzen einen Putsch in Szene in der Ottoman-Bank«, kommentiert damals ein deutscher Beobachter. »Dafür machen die Türken, nachdem sie die eigentlich Schuldigen haben entwischen lassen, das friedliebende, jede Gewalttat verabscheuende armenische Volk verantwortlich und lassen es totschiessen.«⁶⁴ Unverhältnismäßigkeit der Mittel ist dafür die falsche Bezeichnung. Es geht um etwas ganz anderes. Es geht um »armenische Politik«.

Abdul Hamid hat es gelernt, mit den Großmächten russisches

Roulette zu spielen. Möglicherweise sei er »der letzte der Khalifen«, hat er einmal den russischen Botschafter Nelidow wissen lassen: »Aber ich will niemals ein zweiter Khedive werden« (wie der von den Engländern abhängige Statthalter in Ägypten).⁶⁵ Das politische Ziel Abdul Hamids, meint der britische Historiker Arnold Toynbee, war es nie, das Reich durch die Versöhnung der Nationalitäten zu stärken, sondern die Nationalitäten auf Kosten des Reichs zu schwächen. Er glaubt sich sicher zu sein, dass die Interessengegensätze der Großmächte stark genug sind, um ihm nicht gefährlich zu werden, und streitet die Vorgänge in Konstantinopel einfach ab, indem er die Opfer zu Tätern macht. »Die Hohe Pforte ist die Erste«, heißt es in der Antwort an die europäischen Mächte, »die Unruhen zu beklagen, die bei der Gelegenheit der durch die armenischen Revolutionäre provozierten Ereignisse sich zugetragen haben.«⁶⁶ Dagegen die Großmächte: Es sei eindeutig festgestellt worden, dass organisierte »Korporationen in geschlossenen Abteilungen zum Massacre« marschierten. Deshalb müsse man vielmehr davon ausgehen, »dass die Aufregung, welche durch die armenische Provokation hervorgerufen wurde, weniger Einfluss hatte auf die Ausschreitungen des Pöbels als die Überzeugung, dass dieser Pöbel dieselbe Straflösigkeit genießen würde wie ihre Glaubensgenossen in Anatolien in ähnlichen Fällen.«⁶⁷

Aufgrund einer Interpellation des sozialistischen Abgeordneten Jean Jaures und des Grafen de Mun beschäftigt sich die französische Nationalversammlung am 3. November 1896 mit dem Thema. Außenminister Hanotaux sagt: »Was sich mehrere Tage lang in den Straßen Konstantinopels zutrug, bot Europa den schmerzlichsten Anblick, Europa, das zuerst gegen die Urheber des Attentats aufgebracht war, bald aber ganz anders durch die Grausamkeiten und Ausschreitungen, für welche die Wiedervergeltung nur ein Vorwand war, erregt wurde.«⁶⁸

Überall in Europa, besonders in England, in der Schweiz, in Berlin und anderen deutschen Orten, finden Versammlungen statt, auf denen das Eingreifen der europäischen Mächte gefordert wird, am deutlichsten bei Gladstones letztem Auftritt in Liverpool im Herbst 1896. Der 87-jährige Gladstone nennt Abdul Hamid dort in einer

leidenschaftlichen Rede einen »großen Mörder«. ⁶⁹ Eine der wichtigsten Stimmen in Deutschland ist, neben Lepsius, Martin Rades Zeitschrift *Christliche Welt*. Rade macht unter Berufung auf Immanuel Kants »moralisches Gesetz in mir« deutlich, dass die Beurteilung solcher Vorgänge, ebenso wie die der Judenpogrome in Russland oder der Gräueltaten an Türken auf dem Balkan, unter keinen Umständen durch so genannte realpolitische Erwägungen beeinträchtigt werden dürfte. Eine kleine Sensation ist, dass sich die Botschafter der sechs Mächte in diesem Jahr weigern, ihre Häuser, wie üblich, zum Geburtstag des Sultans zu illuminieren. Doch sonst passiert nichts. Zu sehr divergieren die Interessen der Großmächte. Russland ist immer mehr im Fernen Osten gebunden, England ist letztlich sein Mandat über Ägypten näher als die armenische Frage.

Einer der letzten Versuche diplomatischer Intervention ist der Besuch des französischen Botschafters Paul Cambon beim Sultan am 7. November 1896, währenddessen dieser ungerührt behauptet, dass er alle von den Europäern verlangten Maßnahmen ergriffen hätte und »die Reformen der sechs östlichen (armenischen) Wilajets Kleinasiens fast vollständig durchgeführt« worden seien. Cambons lakonischer Kommentar an Außenminister Hanotaux (der vier Tage zuvor in der Nationalversammlung gesagt hatte: »Das geeinte Europa wird, hoffen wir, sich dem Sultan verständlich zu machen wissen«): »Betreffend den letzten Punkt bemerkte ich, dass die Informationen Seiner Majestät in vollkommenem Widerspruch mit den unsrigen ständen.« ⁷⁰

In den Augen Abdul Hamids jedoch hat sich die Sache längst erledigt. 1897 erklärt er die armenische Frage für gelöst. »Die Gläubigen des Propheten durchleben in diesen Tagen unter der ruhmreichen und unvergleichlichen Regierung Abdul Hamids II ein seltenes, kaum erwartetes Glück«, frohlockt indessen das Palastorgan *Malumat*. »Durch die gesamte islamische Welt (...) geht das eine Gefühl, dass jetzt die Zeit gekommen ist, das Reich des Propheten in seiner alten Herrlichkeit wieder aufzurichten.« ⁷¹ Die ausgestreckte Hand des deutschen Kaisers wird den Sultan in dieser Hoffnung noch bestärkt haben.

Wilhelm II, der 1896 noch gemeinsam mit Lord Salisbury der Meinung war, der Sultan gehöre abgesetzt, schickt wenig später Abdul Hamid ein persönliches Bild der kaiserlichen Familie, als wäre nichts gewesen. Für Wilhelm ist das Osmanische Reich längst zu einem Faktor der deutschen »Weltpolitik« geworden. Die Türkei sei sehr lebendig und keineswegs ein Land, das im Sterben liege, schreibt er an den Zaren, und es sei deshalb nicht ratsam, die nationale Ehre der Muselmanen oder ihren Kalifen anzutasten.⁷² Als wolle er das seinem russischen Cousin unter Beweis stellen, lässt Wilhelm sich von der Agentur Thomas Cook 1898 eine pompöse Orientreise zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem organisieren, um sich anschließend in der Großen Moschee von Damaskus zum Schutzherrn aller Muslime der Welt zu erklären. »Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die 300 Millionen Mohammedaner«, so Wilhelm dort in Anwesenheit seines neuen Freundes Abdul Hamid, »welche auf der Erde zerstreut lebend in ihm ihren Khalifen verehren, dessen versichert sein, dass zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.«⁷³

Die europäische Öffentlichkeit war irritiert, nicht nur wegen der dort geäußerten Weltmachtansprüche und angesichts der Tatsache, dass die Mehrheit der Muslime im Britischen Empire lebte, sondern auch, weil Wilhelm sich hier unumwunden mit dem Regime des geächteten Abdul Hamid identifizierte. »Die Begeisterung, die sein Auftreten in den muslimischen Ländern hervorrief, ist eine historische Tatsache, die nicht bestritten werden kann«, meint dagegen der Geheimdiplomate Armgaard Karl Graves nicht ohne Anerkennung für den Schachzug. »Das war wirklich eine diplomatische Meisterleistung, auch wenn sie damals scharf kritisiert wurde.«⁷⁴ Abdul Hamid bedankt sich mit weitreichenden Konzessionen für den Bau einer Bahn von Konia nach Bagdad und Basra.

Von den armenischen Gräueln ist bei dieser Reise nicht die Rede. Und wenn, dann höchstens in verstiegenen Theodizeen wie der des nationalliberalen Pfarrers Friedrich Naumann, der den armenischen Opfern einen höheren Sinn abgewinnen will, der in Deutschlands angeblicher Bestimmung zur Weltpolitik begründet liegt. »Hier«, so Naumann, nämlich in Deutschlands weltpolitischer Sendung, »liegt

der tiefe sittliche Grund, weshalb wir gegen die Leiden der christlichen Völker im türkischen Reiche politisch gleichgültig sein müssen«. Allzu sehr war anscheinend dem Vater des deutschen Liberalismus das Privileg, Seine Majestät persönlich nach Palästina und Damaskus begleiten zu dürfen, in den Kopf gestiegen.

Einheit und Fortschritt

Der gut aussehende, etwas südländisch wirkende Mann, der Anfang September 1905, aus Marseille kommend, auf dem Pariser *Gare de Lyon* eintrifft, hat eine abenteuerliche Reise hinter sich. Im Frühjahr war Dr. Bahaeddin Schakir, 35 Jahre alt und Privatarzt des Prinzen Yusuf Izzeddin, in Konstantinopel verhaftet worden. Spione des allgegenwärtigen Geheimdienstes von Sultan Abdul Hamid hatten von Verbindungen Wind bekommen, die Schakir, der auch als Assistenzprofessor an der Militärischen Medizinhochschule lehrte, zu osmanischen Oppositionskreisen in der französischen Hauptstadt unterhielt. Es war aufgefliegen, dass er eine größere Summe Geld über gut organisierte Kanäle, die unter anderem bei der französischen Post in Galata wirksam waren, nach Paris schaffen ließ. Möglicherweise stammte die Spende von Prinz Yusuf Izzeddin, der mit der Opposition sympathisierte. Eine unglücklich plazierte Meldung in dem in Paris erscheinenden osmanischen Oppositionsjournal *Surayi Ümmet*, dass man kürzlich von einer »großzügigen Person, die Patriotismus und eine erhabene Seele in sich vereint«, unterstützt worden sei, hatte eine fieberhafte Suche nach den Quellen in Konstantinopel hervorgerufen.⁷⁵

Neben Schakir traf es eine Reihe anderer Personen im Staatsdienst, alle aus dem Umfeld des Prinzen. Schakir wurde nach Erzincan in Ostanatolien verbannt. Doch seine guten Verbindungen in der Hauptstadt, die bis in die Garnison von Erzincan wirksam sind, ermöglichen ihm bald die Flucht nach Trapezunt ans Schwarze Meer, wo ihn der Hafenkommendant Major Galib Bey als blinden Passagier auf einen Dampfer nach Marseille schleusen kann. Schakir hat eine Mission, als er in Paris ankommt.

Sultan Abdul Hamid II war es mit Hilfe von Polizei und Geheimdienst um die Jahrhundertwende gelungen, die politische Opposition im Land fast gänzlich auszuschalten. 1897 hatte es Mehmed Talaat, den späteren Talaat Pascha, erwischt. Er war verhaftet worden. Talaat gehörte wie Bahaeddin Schakir zu den frühesten Mitgliedern des osmanischen »Komitees für Einheit und Fortschritt«, das am 2. Juni 1889 von vier Studenten der Königlichen Medizinhochschule nach dem Vorbild der Carbonari, des italienischen nationalliberalen Geheimbundes unter österreichischer Besatzung, gegründet worden war. In Zellen organisiert, in denen jeder statt mit Namen als anonyme Nummer registriert war, entwickelt sich das Komitee schnell zu einer einflussreichen politischen Geheimorganisation und zur bedeutendsten Opposition im Osmanischen Reich. Mitglieder haben auf Koran und Revolver vor einem mit der grünen Fahne des Propheten geschmückten Tisch absolute Loyalität und Verschwiegenheit zu schwören. Das Komitee hat ein Programm, mit dem es sich an alle Nationalitäten des Vielvölkerstaats richtet.

Im Oktober 1895, nach den ersten Pogromen in Konstantinopel, lässt es ein Flugblatt zirkulieren, das zu gemeinsamen Aktionen von Muslimen und Christen gegen den Sultan aufruft. Sogar Armen Garo erhält ein Angebot, als er nach dem Überfall auf die Osmanische Bank ins Ausland entkommen war. 1899 treten Vertreter des Komitees und armenische Delegierte gemeinsam auf einer internationalen Konferenz in Den Haag auf und bezichtigten den Sultan, in bewusster Anlehnung an Gladstone, ein »Mörder« zu sein. Die Sache sorgt für erhebliches Aufsehen. Von Tyrannenmord ist in Komiteekreisen die Rede, doch alle Attentatsversuche auf Abdul Hamid schlagen fehl.

In dieser Zeit ist der 1875 in Adrianopel als Sohn des einfachen Hodschas Ahmed Wossif Effendi geborene Mehmed Talaat als junger Telegraphenbeamter dem Komitee für Einheit und Fortschritt beigetreten. Im Herbst 1897 fliegt die Zelle in Adrianopel auf, nachdem während einer Durchsuchung bei Talaat und seinen Genossen verschlüsselte Instruktionen gefunden worden sind. Talaat wird zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. 1903, mittlerweile nach Saloniki verbannt und dort wieder auf dem Telegrafenamts tätig, nimmt er

zum ersten Mal Kontakt zu Ahmed Riza auf, der damals unumstrittenen Führungsfigur des Komitees im Pariser Exil. Seitdem steht er mit ihm in regelmäßigem Nachrichtenkontakt. Riza ist 1905 auch das Ziel der Reise Bahaeddin Schakirs.

Ahmed Riza war der Sohn eines in der Verbannung gestorbenen liberalen osmanischen Politikers, der wegen seiner perfekten Englischkenntnisse »Ingiliz Ali« genannt wurde, und einer zum Islam konvertierten Ungarin. Er hat in Paris studiert, spricht fließend Französisch und lebt als Direktor des Erziehungswesens in Bursa, als er 1889 Hals über Kopf vor den Nachstellungen der Polizei des Sultans nach Frankreich fliehen muss. In Paris entwickelt Riza die ideologischen Grundlagen der jungtürkischen Oppositionsbewegung gegen die panislamistische Autokratie des Sultans Abdul Hamid. Riza ist »modern«. Seine von der positivistischen Philosophie Auguste Comtes beeinflussten Artikel in der französischen Presse und seine Konferenzen über die Emanzipation der osmanischen Frau erregen erhebliche Aufmerksamkeit. Seit Anfang der neunziger Jahre gilt Riza als der unumstrittene Kopf der oppositionellen osmanischen Kolonie in Paris, die sich regelmäßig im *Cafe des Thermes* am Boulevard St. Germain trifft. Immer neue Flüchtlinge finden zu dieser Zeit den Weg in die französische Hauptstadt, unter ihnen Dr. Mehmed Nazim, der 1894 als Emissär nach Frankreich geschickt wird, um Riza davon zu überzeugen, auch offiziell als Führer der Organisation in Europa zu amtieren.

Ahmed Riza, dessen intellektueller Einfluss in Zukunft bestimmend sein wird, ist ein Schüler und Freund des Positivisten Pierre Lafitte, nach dessen Vorstellung die »kritische« Zeit, die durch die Französische Revolution ausgelöst wurde, eines Tages durch das »positive Zeitalter« überwunden wird; gewissermaßen als Negation der Negation eines als »organisch« verstandenen Mittelalters so etwas wie dessen verjüngte und zivilisierte Wiederkehr. Es war die Faszination der Überwindung von Zerfall und Zerrissenheit und die tröstende Hoffnung, die Vergangenheit in einer modernisierten Neuausgabe wiedergewinnen zu können, die Riza bei den Positivisten verspürte und die ihm einen Schlüssel zu den Problemen des untergehenden Osmanischen Reichs und dessen Rettung zu ver-

sprechen schien. »Durch den Fortschritt zur Ordnung« war die Devise dieses sehr modernen und dynamischen Konservatismus. Doch Riza konnte sich gegenüber Nazim nicht mit dem Ansinnen durchsetzen, den Namen des Komitees in »Ordnung und Fortschritt« umzubenennen. Zu sehr signalisierte das Wort »Einheit« den grundlegenden Impuls des Komitees, das Osmanische Reich auf dem Weg einer konservativen Modernisierung vor dem Auseinanderbrechen bewahren zu wollen.

Im Pariser Milieu machten die türkischen Intellektuellen auch Bekanntschaft mit der Verbindung von Positivismus und Nationalismus, wie sie von Charles Maurras und der protofaschistischen *Action Francaise* repräsentiert wurde, deren Köpfe man regelmäßig im zweiten Stock des *Cafe de Flore* sehen konnte. Maurras' atheistischer katholischer Integralismus, ein militanter und antisemitischer nationalfranzösischer »Kulturkatholizismus«, hat sich stilbildend auf das Verhältnis der jungtürkischen Intelligenz zum Islam ausgewirkt. Die Lehre des Propheten hat für Riza als Religion kaum eine Bedeutung, dafür umso mehr als eigenständige »Kultur«, die sich vom Westen absetzt und als nationales Integrationsband die osmanischen Muslime zusammenhält. Islam ist für ihn eine Quelle weltanschaulich begründeter Politik. Eine vollständige Ablehnung westlicher Werte bei gleichzeitiger Inanspruchnahme westlicher wissenschaftlicher und technischer Errungenschaften ist das Markenzeichen dieser frühen rechtsmodernistischen Bewegung. Die Erneuerung des Osmanischen Reiches soll für Riza aus einem wie auch immer gearteten islamischen Geist erfolgen, der für ihn viele Berührungspunkte mit der »positiven Religion« Auguste Comtes aufweist, die er in Paris kennen gelernt hatte.

Im Herbst 1905, als Bahaeddin Schakir in Paris seine Mission aufnimmt, sind die Aktivitäten des Komitees auf einem Tiefstand angelangt. Ahmed Riza sorgt zwar dafür, dass seine Ideen durch ins Reich geschmuggelte Zeitschriften dort eine gewisse Verbreitung finden, aber dem Komitee, das ist die Meinung Schakirs, fehlt ein politisches Aktionsprogramm und die dafür notwendige Organisation. »Als ich meine patriotischen Freunde in Paris traf«, schreibt er später, »erzählte ich ihnen von den Nöten des Vaterlands und den

Erwartungen des Komitees. Ich schlug auch vor, in das evolutionäre Programm revolutionäre Prinzipien« aufzunehmen.« Das eigentliche Ziel seiner Reise ist es jedoch, Ahmed Riza zu entmachten und die Fäden selbst in die Hand zu nehmen.

Dr. Nazim, der engste Vertraute Rizas, weilt zu dieser Zeit in Cambridge, wo er Studenten Türkisch beibringt und dabei den Eindruck eines etwas grimmigen, pummeligen Orientalen hinterlässt. Nazim ist bereits auf Schakirs Linie gebracht worden. Nach seiner Rückkehr aus England eröffnet er seinem Mentor Ahmed Riza, man habe beschlossen, ein erneuertes Komitee zu bilden, dem er sich gern anschließen könne. Das ist ein Affront, doch Riza kann sich dem nicht widersetzen. Er bleibt zwar Herausgeber der französischen Ausgabe des Komitee-Organs *Mechveret*, aber die Entscheidungen treffen in Zukunft andere. Nazim und Schakir sind seitdem die beiden großen »Macher« hinter den Kulissen, und sie werden diese Funktion bis zum Ende des Ersten Weltkriegs ausfüllen.

Bahaeddin Schakir, so der türkische Historiker Serif Mardin, spielte für das Komitee eine ähnliche Rolle wie Josef Stalin zur gleichen Zeit für die bolschewistische Partei. »Er erfüllte die jungtürkische Bewegung in Paris mit neuem Leben«, schreibt ein ehemaliger Mitkämpfer Schakirs. »Binnen zwei Jahren schuf er ein revolutionäres Komitee und erhöhte die Mitgliederzahl der Organisation.« Alle Korrespondenz der Organisation läuft nun in seinem eigens dafür eingerichteten Büro in Paris zusammen, alle Anweisungen gehen von ihm als dem Auslandssekretär des Zentralkomitees aus.

An die Stelle der sublimen konservativen Theorien Ahmed Rizas tritt jetzt zunehmend ein handfester Nationalismus, der verbunden ist mit der Ablehnung wirklicher oder eingebildeter Separationsbestrebungen der nichtmuslimischen Minderheiten. Schakir und Nazim waren keine Theoretiker, doch eine nationalistische Welle hatte zu dieser Zeit um sich gegriffen und auch sie erfasst. 1903 war in Kairo das Journal *Türk* gegründet worden, das zum ersten Mal die »türkische Rasse« zum Thema macht. Ägypten, das als osmanische Provinz unter britischer Verwaltung steht, ist der Zensur Abdul Hamids entzogen, weshalb Kairo zu dieser Zeit zu einem wichtigen Verlagsort für die oppositionelle Presse werden kann.

»Es gibt kein größeres Unrecht als die respektlose und feindselige Haltung des Westens den Türken gegenüber«, heißt es in *Türk*. »Ist es nicht ungerecht, das besondere Talent einer Nation zu ignorieren, die sich aus einem kleinen Stamm zu einem großartigen Staat entwickelt hat, einer Nation, die von einer entlegenen Ecke Asiens, Sogud, das glanzvolle Zentrum Europas, Wien, erreicht hat, indem sie sich auf das Schwert verließ?« Für *Türk* ist der osmanische Staat immer ein türkisches Reich gewesen, das es ohne die großen türkischen Siege wie auf dem Amselfeld im Kosovo, Selims Eroberung von Kairo oder die Einnahme von Konstantinopel durch Mehmed den Eroberer nie gegeben hätte.

Türk ist strikt antiarmenisch eingestellt. »Warum sollten wir uns vor diesen Armeniern verbeugen, die uns zu lächerlichen Figuren machen, obwohl wir das nie verdient haben?«, steht dort in einer *Suada* gegen die armenische »Ausbeuterrasse«, »der Reichtum, den sie erworben, und die Fertigkeiten, die sie sich angeeignet haben, verdanken sich allesamt der Tatsache, dass sie auf unsere Kosten gelebt haben.« »Kauft nicht bei Armeniern!«, ist der Ratschlag, den *Türk* seinen Lesern erteilt. 1904 erscheint in *Türk* unter der Überschrift »Drei Arten der Politik« ein Aufsatz des Tataren Yusuf Akchura, der von vielen wie ein erlösendes Grundsatzprogramm wahrgenommen wird. »Die Idee eines türkischen Nationalismus, der auf ethnischen Prinzipien beruht, ist ganz neu«, schreibt Akchura, »ich glaube nicht, dass diese Idee im Osmanischen Reich oder in irgendeinem anderen früheren türkischen Staat jemals existiert hat.«⁷⁶ Bis dahin hatte man religiöse, aber keine ethnischen Grenzziehungen vollzogen.

Akchura stammt aus Simbirsk an der Wolga, dem gleichen Ort, in dem auch Lenin geboren wurde. Er ist in Konstantinopel aufgewachsen, hat dort die Kriegsakademie besucht und ist 1899 vor den Häschern Abdul Hamids nach Paris geflohen. Der Weg zurück in das Osmanische Reich ist ihm jetzt versperrt, und so zieht er wieder an die Wolga, wo er 1903, im Übrigen ein Jahr nach Lenins bolschewistischer Gründungsschrift »Was tun?«, die Gründungsschrift des türkischen Nationalismus verfasst.

Die Schrift entfaltet eine ungeheure Wirkung. Yusuf Akchuras bahnbrechender Artikel, so der türkische Historiker M. Sükrü Ha-

nioglu, sei oft mit der Bedeutung des Kommunistischen Manifests für die Marxisten verglichen worden. Das nicht nur wegen der pan-türkischen Losung »Türken aller Länder, vereinigt euch!«, die der russische Tatar Akchura für alle Turkvölker vom Goldenen Horn bis ins chinesische Sinkiang ausgibt. Zum ersten Mal ist hier eine rassistisch begründete »türkistische« Politik formuliert und eine klare Unterscheidung zwischen türkischem und osmanischem Nationalismus getroffen worden, die hinfort die politische Entwicklung bestimmen wird. Alle Versuche, unterschiedliche Rassen und Religionen in einem Staatsgebilde zu vereinen und zu assimilieren, so Akchura, seien in der Vergangenheit gescheitert. Es hat etwas von der unerbittlichen Geste einer unvermeidlichen historischen Auseinandersetzung an sich, wenn er den Verfechtern einer auf politische und rechtliche Gleichheit bedachten osmanischen Verfassung, zu denen zu dieser Zeit auch die Mehrheit des Komitees für Einheit und Fortschritt gehört, prophetisch ins Stammbuch schreibt: »In diesem freien Staat, in dem die ehemaligen eroberten Völker die Mehrheit bilden, könnte eines Tages der Begriff ›osmanisch‹, der für sie ein Symbol ihrer Unterjochung ist, abgeschafft werden, wenn sie es wollen!«⁷⁷ Zu viel Freiheit, zu viel Gleichheit für die nichttürkischen Völker, so die unüberhörbare Warnung, könnte das Ende des Reichs bedeuten.

Die Debatten, die Akchuras Veröffentlichung auslöst, lassen bereits ahnen, was später in der Politik passieren wird. Das Beste für den osmanischen Staat, kritisiert ihn ein gewisser Ahmed Ferid, sei zurzeit ein erklärter politischer Opportunismus. Solange der Panosmanismus dazu taugt, »unsere nationale Existenz« zu retten, so Ferid, müsse man ihn als notwendiges Übel akzeptieren. Dann könne man weitersehen. Im Übrigen sei der Ausdruck »Osmanismus« ohnehin nichts weiter als »ein Begriff, der in letzter Zeit die Bedeutung angenommen hat, die türkische Vorherrschaft zu verschleiern«.

In diesem Spannungsfeld von türkisch nationalistischen Überzeugungen und opportunistischem Osmanismus bewegt sich nach 1905 auch Bahaeddin Schakirs Politik gegenüber den Armeniern. Prinz Yusuf Izzeddin hatte ihn noch vor seiner Reise nach Paris mit

einem Konfidenten, dem in Kairo lebenden Armenier Diran Kelekian, in der Hoffnung zusammengeführt, dass sich aus Verbindungen wie dieser eine Allianz bilden könnte, die alle osmanischen Oppositionsgruppen unter einem Dach vereint. Schakir wusste, dass er, wenigstens zu diesem Zeitpunkt, auf die politisch weit besser organisierten Armenier angewiesen war. Noch war das Komitee, das er zu einer schlagkräftigen revolutionären Kampforganisation ausbauen wollte, nichts als eine propagandistisch tätige Geheimgesellschaft, bestenfalls dazu in der Lage, Akte individuellen Terrors zu begehen.

Im Frühjahr 1906 bereitet Schakir ein Memorandum vor, das er den armenischen Organisationen in künftigen Verhandlungen vorlegen will, und wendet sich aus diesem Grund an Kelekian in Kairo. »Niemand wird sich durch einen Liberalismus täuschen lassen, der eine Türkifizierung zur Grundlage hat«, heißt es in der Antwort an Schakir: »Die nichtmuslimischen Bürger sind bereit, Osmanen zu werden, weil sie hoffen, dass sie dadurch ihre Nationalität bewahren und sie zu einem Bestandteil des Osmanentums machen können. Christliche Türken zu werden, indem sie ihre Ursprünge allmählich vergessen, würde ihnen allerdings nicht zusagen.« Genau das ist es aber, was Schakir ihnen in der Konsequenz zumuten will.

Im Sommer 1906 verhandelt er, insgesamt fünfmal, mit Führern der armenischen Huntschak-Partei, die im Unterschied zu den Sozialrevolutionären Daschnaken auf der politischen Unabhängigkeit Türkisch-Armeniens bestehen. Alle diese Erfahrungen führen ihn dazu, den von Prinz Yusuf Izzeddin vorgeschlagenen Plan einer Dachorganisation der osmanischen Opposition fallen zu lassen und stattdessen den Umbau des Komitees für Einheit und Fortschritt zu einer revolutionären türkischen Kampfpartei an erste Stelle zu setzen. Weitere Verhandlungen mit den Armeniern sind dadurch nicht ausgeschlossen. Doch der nun anvisierte Bündnispartner sind die ohnehin politisch wichtigeren Sozialrevolutionären Daschnaken, deren Programm sich weitgehend mit den auf dem Berliner Kongress vorgelegten Autonomieplänen für die armenischen Provinzen innerhalb des Osmanischen Reichs deckt. Die Tatsache, dass die Daschnaken als Sozialisten und Mitgliedspartei der Zweiten Internationale einen deutlichen Unterschied zwischen dem türkischen

Volk und der hamidischen Autokratie zu machen gewohnt sind, hat in ihren Augen ein Bündnis mit dem Komitee ermöglicht.

Doch in der Autonomiefrage sind von Anfang an künftige Sollbruchstellen vorgegeben, das weiß auch Schakir. Er entscheidet sich für eine Volksfrontpolitik, die ganz auf die eigenen Ziele und letztlich ausschließlich auf die Stärke der eigenen Organisation vertraut, deren »Reinhaltung« dadurch umso wichtiger wird. »Lasst uns zuerst die gegenwärtige Regierung zerstören und eine Nationalversammlung errichten«, weist er aus Paris die Organisation innerhalb des Reichs an, »dann wird es leicht sein, diejenigen, die Autonomie anstreben, von diesem Ziel abzubringen.« Schakir ist einer der ersten unter den großen politisch-ideologischen Machiavellisten des 20. Jahrhunderts, die politische Bündnisse unter der vorsätzlichen Prämisse eingehen, ihre Bündnispartner zu benutzen, um sie anschließend auf die eine oder andere Weise ausschalten zu können.

Was nun folgt, liest sich wie eine türkische Durchschrift der Bolschewisierungskampagne, der zeitgleich die Sozialdemokraten im benachbarten Russland unterlegen sind, nur dass sie hier in den Reihen einer rechtsnationalen Partei durchgeführt wird. »Was wir brauchen, um eine Revolution durchzuführen«, so Schakir, »ist Stärke und nicht die Feder, ausschließlich Stärke.« Pessimisten und Leute, denen die Liebe zu Frau und Kindern wichtiger sei als die Liebe zum Vaterland, dekretiert er, sollten als Mitglieder erst gar nicht aufgenommen werden. Aus dem Zentralorgan *Surayi Ümmet* will er ein »Kampfblatt« machen, das dem Zentralkomitee, de facto aber ihm selbst untersteht. Jugendliche und Waisen, die bereit und in der Lage sind, für das Komitee ihr Leben zu opfern, sollten gezielt rekrutiert und politischem wie militärischem Training unterworfen werden. Femegerichte gegen »Verräter« und »Feinde des Vaterlands« werden eingeführt. Codes werden ausgegeben, die sich von Zelle zu Zelle unterscheiden, sodass diese nie untereinander, sondern nur mit dem Zentralkomitee kommunizieren können. Vor allem aber wird alles dem Diktat des Zentralkomitees unterworfen, das auch die Losung ausgibt, in Zukunft darauf zu achten, dass das Komitee »rein türkisch« zu bleiben habe.

Die Insistenz auf türkischer »Reinheit« ist eine wichtige Voraussetzung für die osmanische Volksfrontpolitik, die Schakir anstrebt. »Unser Komitee ist ein rein türkisches Komitee«, lässt er Parteifreunde in Bulgarien wissen. »Es wird nie von den Ideen der Feinde des Islams und des Türkismus beherrscht sein.« Von nun an wird aus taktischen Gründen auf verschiedenen Sprachebenen kommuniziert. »Osmanisch« gegenüber den christlichen Minderheiten und den Arabern, »türkisch« in den internen Zirkeln des Komitees.

Armeniern gegenüber spricht Schakir sogar gelegentlich in einer Sprache, die sie mit bewusstem Kalkül als privilegierte und immer schon loyalste osmanische Nation adressiert: »Ein jeder sollte seine Pflicht dem Vaterland gegenüber erfüllen«, so ein an armenische Adressaten gerichteter Brief vom Juli 1907, »um zu der ruhmreichen Vergangenheit von vor über sechshundert Jahren zurückzukehren, zu einer Erneuerung des Staats, um nicht von den Europäern, Griechen und Bulgaren unterdrückt und erniedrigt zu werden.« Gleichzeitig gibt er Parteifreunden im Kaukasus gegenüber zu erkennen, die Armenier seien in Wirklichkeit nichts als Ungläubige und Feinde des Islams, die man eines Tages entsprechend zu behandeln habe.

Als im Frühjahr 1908 ein Flugblatt des Komitees mit der Losung »Die Türkei den Türken« öffentlich zirkuliert und erhebliche Unruhe in der europäischen Presse hervorruft, behauptet das Komitee, das Pamphlet sei eine deutsche Fälschung gewesen. Das war es nicht, doch Schakir hält solche deutlichen Worte an die Öffentlichkeit einstweilen noch für taktisch unklug. Er, der nach dem Zeugnis Ahmed Rizas immer ein erklärter Feind der Armenier war, hat in dieser Zeit gleichzeitig alle Anstrengungen unternommen, um sie in einem politischen Bündnis unter Kontrolle halten zu können.

Diese Politik richtet sich auch gegen die mit dem Komitee politisch konkurrierenden osmanischen Liberalen, die eine eher am Vorbild der Schweizer Kantonalverfassung ausgerichtete Vorstellung von der Zukunft des Reiches hatten. Die liberale »Liga für Privatinitiative und Dezentralisation« des Prinzen Sabaheddin ist sehr erfolgreich in ihrer armenischen Bündnispolitik, besonders in den anatolischen Ostprovinzen, in denen das Komitee kaum über funk-

tionierende Netze verfügt. Darin sieht Schakir ein erhebliches Problem, zumal Sabaheddins Liga in ihrem eigenen Programm von den Autonomievorstellungen der armenischen Daschnaken nicht weit entfernt ist.

Sabaheddin war mit seinem Vater Dahmad Mahmud Pascha, einem Schwager des Sultans Abdul Hamid, im Dezember 1899 nach Paris geflohen. Das Ereignis war damals in der europäischen Presse sehr prominent wahrgenommen worden, zumal Dahmad Mahmud sich auf Pressekonferenzen deutlich als Politiker mit liberalen Ideen und als entschiedener Gegner der Autokratie seines Schwagers zu erkennen gab. Wahrscheinlich auf dem Hintergrund der von ihm als positiv bewerteten Erfahrung mit der britischen Verwaltung in Ägypten und Zypern wandte sich Dahmad Mahmud umgehend an Downing Street mit der Bitte um Unterstützung der osmanischen Opposition, die in seinen Augen auch die Möglichkeit einer britischen Intervention nicht ausschloss. Im Herbst 1900 lädt er die Armenier in einem offenen Brief zu gemeinsamen Aktionen gegen den Sultan ein. Die Daschnaken, heißt es daraufhin in einem zukunftsweisenden Artikel ihres Zentralorgans *Droshak*, würden diese Aufforderung annehmen, aber über eine Wiedereinsetzung der von Abdul Hamid außer Kraft gesetzten osmanischen Konstitution hinaus eine demokratische föderative Politik anstreben.

Auch Prinz Sabaheddin, der nach dem Tod seines Vaters an dessen Stelle tritt, ist der Meinung, dass der autokratische Zentralismus das eigentliche Herz der Tyrannei im Osmanischen Reich darstellt. Er ist es in seinen Augen, der die Menschen in Angst hält, jede für den Fortschritt notwendige Eigeninitiative unterdrückt und es möglich macht, im Interesse der eigenen Machterhaltung die verschiedenen Volksgruppen gegeneinander auszuspielen. »Wenn die Muslime die Armenier aufgefordert hätten, gemeinsam mit ihnen die Rechte der Osmanen zu verteidigen, statt eilends armenische Dörfer zu plündern«, schreibt das Organ der Liga mit Bezug auf die Massaker der neunziger Jahre, »hätten sie ihrem Vaterland zweifellos einen größeren Dienst erwiesen.« Um diesem Ziel näher zu kommen, hat Sabaheddins Liga zwischen 1905 und 1907 systematisch ein organisatorisches Netz in den ostanatolischen Provinzen aufgebaut.

Als es in diesen Jahren in verschiedenen Städten des Ostens, in Kastamonu, Sinop, Trapezunt, Wan und Erzurum, zu Rebellionen kommt, entwickeln sich dort zur Überraschung vieler Beobachter überall scheinbar spontan gemeinsame armenisch-muslimische Aktivitäten. Sie waren in Wirklichkeit durch die Propaganda der liberalen Liga gut vorbereitet. »Es ist deutlich, dass die gegenwärtige Regierung ihre Stärke auf der Schwäche ihrer Untertanen aufbaut«, heißt es dort immer wieder, »deshalb will sie, dass die Menschen sich gegenseitig zerstören.« Sabaheddins Verbrüderungskampagne entfaltet ihre Wirkung gerade in den Provinzen, in denen zehn Jahre zuvor noch mörderische Pogrome getobt hatten.

In Sinop versammeln sich am 9. Dezember 1905 mehr als zweitausend muslimische und armenische Stadtbewohner, unterstützt von Einwohnern der benachbarten Dörfer, auf dem Marktplatz und ziehen vor das Amtsgebäude des Subgouverneurs, den sie lautstark der Korruption beschuldigen. Aus Trapezunt werden im Oktober 1906 Demonstrationen gemeldet, die schon deutlich politischer sind. Plakate tauchen an den Wänden auf, die eine sofortige Wiedereinsetzung des Parlaments und die Gleichheit aller osmanischen Staatsbürger fordern. In Wan veranstalten im April 1907 armenische Daschnaken eine gemeinsame politische Kundgebung mit muslimischen Geistlichen und türkischen Stadtbewohnern gegen den unbeliebten Gouverneur Ali Bey und seinen Stellvertreter.

In Erzurum herrscht in den Jahren 1906 und 1907 der Ausnahmezustand. Hier hatte Sabaheddins Liga mit Hilfe der armenischen Daschnaken einen Agenten aus Paris in die Stadt eingeschleust. Hüseyin Tosun war nach Tbilissi gereist, wo er von seinen armenischen Freunden einen gefälschten russischen Pass auf den Namen Scheich Ali erhielt. Über klandestine Pfade wird er von armenischen Untergrundkämpfern durch das kaukasische Grenzgebiet nach Anatolien geleitet. In Erzurum eröffnet Tosun ein Lebensmittelgeschäft als Deckadresse für seine politischen Aktivitäten und reist von dort aus als Agitator für die politischen Ziele der Liga durch die anatolischen Provinzen. Einmal wäre er dabei von der Gendarmerie beinahe unter dem Verdacht des Tabaksmuggels gefasst worden. »Er bereitete den Aufstand in Erzurum vor«, schreibt in stiller Bewun-

derung Abdullah Djevdet, ein abtrünniges ehemaliges Mitglied des Komitees, »er schuf die Organisation.«

Am 12. März 1906 beginnen die Unruhen mit Protesten gegen überhöhte Steuern. Am Nachmittag ist das Postamt besetzt. Von dort aus werden Telegramme an den Großwesir verschickt, die den Gouverneur wegen seines »absolutistischen« Regierungsstils anklagen. Am nächsten Tag ergeht eine Aufforderung an alle Muslime und Nichtmuslime, ihre Geschäfte und Läden zu schließen. Überall patrouillieren jetzt gemischte Rebellenformationen auf den Straßen. Die Telegraphenverbindung der Garnison zum Hauptquartier in Erzincan wird gekappt. Am 3. April versammeln sich Angehörige aller Religionen vor der Medrese, der muslimischen Religionschule der Stadt, um den Mufti Lütfullah Effendi reden zu hören, der den Aufstand unterstützt. Der Zentralregierung bleibt gar nichts anderes übrig, als den Gouverneur abzusetzen. Als der neue Gouverneur im Oktober plötzlich die Wortführer des Aufstands, unter ihnen Mufti Lütfullah, verhaften lässt, kommt es erneut zu Unruhen. Eine Meute stürmt das Haus des Gouverneurs, nimmt ihn gefangen und hält ihn in der Ibrahim-Pascha-Moschee als Geisel fest. Zwei Polizeikommissare werden dabei gelyncht. Wieder wird ein neuer Gouverneur eingesetzt, wieder kommt es zu einem neuen Aufstand, in dessen Verlauf große Mengen revolutionärer Schriften in Umlauf gebracht werden, die an Muslime, Christen und Juden gleichermaßen adressiert sind und Freiheit, Gerechtigkeit und die Einsetzung eines Parlaments fordern.

15 Tage lang ist die ganze Provinz Erzurum in dieser Zeit völlig ohne Regierung. »Dennoch hat es noch nie zuvor eine Zeit gegeben, in der die öffentliche Ordnung so stabil war wie jetzt«, informiert Sabaheddins Journal die Öffentlichkeit. »Überall in der Stadt sind die Geschäfte offen, der Handel floriert. Die Abwesenheit von Ordnungskräften wie Polizisten und Gendarmen ist überhaupt nicht aufgefallen, da keiner einzigen Person, ob Muslim oder Christ, auch nur ein Haar gekrümmt wurde.« Für Sabaheddins Liga ist diese Erfahrung friedlichen Zusammenlebens ohne die Schergen des Palasts ein deutlicher Beweis dafür, dass die Massaker der neunziger Jahre politisch von oben angezettelt und alles andere als eine spontane

Volkserhebung waren. Auch die Presse der Daschnaken berichtet euphorisch über die außergewöhnlich gute Zusammenarbeit von Armeniern und Türken während dieses Ausnahmejahres in Erzurum. Für die in Genf erscheinende Zeitschrift *Pro Armenia* hatte sich dort etwas ereignet, das »einzigartig in der türkischen Geschichte« war. Erst im November 1907, als Truppen des Sultans die Stadt besetzen, ist die Macht der Zentralregierung wiederhergestellt. Hüseyin Tosun wird verhaftet und nach Konstantinopel gebracht, wo man ihn als gefährlichen Verschwörer auf Einzelhaft setzt.

Äußerungen von Unzufriedenheit und kleinere Unruhen hatte es in den letzten drei Jahren der in Lethargie und wachsender Korruption dahindämmenden Herrschaft Abdul Hamids überall gegeben. In Diyarbakir war es sogar zu einer Demonstration gekommen. Doch nur dort, wo die Liga des Prinzen Sabaheddin intensive Propagandaaktionen durchführte und die armenischen Daschnaken stark vertreten waren, mündeten die Unruhen in politische Forderungen nach einer konstitutionellen Revolution. Das war für Schakir und das Komitee ein Problem, denn leicht hätte sich daraus eine Bewegung entwickeln können, die in seinen Augen den Bestand des anatolischen »Kernlands« in Frage stellt. Das Komitee, wird Dr. Nazim später einem Vertreter der zionistischen Bewegung unmissverständlich deutlich machen, »will keine Nationalitäten in der Türkei. Es will aus der Türkei kein neues Österreich machen.« In der Konsequenz sind die Armenier für Schakir und Nazim wegen ihres Nationalitätenstandpunkts ohnehin nichts weiter als eine fünfte Kolonne des Erzfeindes Russland.

»In seinen Memoranden stellt Sabaheddin Bey die Mitglieder der armenischen Komitees als Unschuldslämmer dar und schiebt der Regierung die ganze Verantwortung zu«, so Schakir. »Was die armenischen Komiteemitglieder anbetrifft, so haben diese Individuen keine unabhängigen Ideen und sind nichts anderes als Marionetten in den Händen der absolutistischen russischen Armenier, die Geld besitzen und die Bewegung beherrschen.« Jedes Ansinnen auf Dezentralisierung, wie bei Sabaheddin, oder gar auf eine begrenzte Autonomie, wie bei den armenischen Daschnaken, so die Schlussfolgerung, hätte nur den Russen in die Hände gespielt. Es konnte

auch intentional, in der gleichen Logik wie die eigene auf spätere Ausschaltung des Partners angelegte Doppelstrategie, in seinen Augen niemals anders gemeint sein.

Dass Schakir dennoch das Bündnis mit den armenischen Daschnaken sucht, hat etwas damit zu tun, dass er um jeden Preis einen schon früh als potenziellen Feind verstandenen Partner so weit wie möglich einbinden und damit unschädlich machen will. Doch zunächst muss er dafür sorgen, dass die eigene Organisation dem gefährlichen Partner gewachsen ist. Immer wieder schärft er das seinen Leuten ein, warnt sie vor unüberlegten Aktionen, solange »die Feinde« überlegen sind, solange die Organisation sich »in diesem Zustand der Schwäche« befindet. 1907 unternimmt er, unter falschem Namen und mit falschem Pass, deshalb von Paris aus eine Reise ins Reich, um die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Das wichtigste konspirative Treffen während dieser Reise findet im Mai 1907 in Konstantinopel statt. Talaat Bey, der spätere Talaat Pascha, hatte sich von Saloniki aus in einer verschlüsselten Botschaft an Dr. Nazim in Paris gewandt, um Schritte zu einer Verbesserung der Koordination zwischen dem Komitee in Paris und den Organisationen im Inland einzuleiten. Eine Verabredung in Budapest schlägt fehl, weil es Talaat und seinen Leuten nicht gelingt, das Reich unbemerkt zu verlassen. Schakir trifft sich deshalb in Konstantinopel mit einem Konfidenten, dem Anwalt Baha Bey. Was hier besprochen wird, ist nichts weniger als die von Talaat Bey angeregte Verschmelzung der einflussreichen Osmanischen Freiheitsgesellschaft, die in Saloniki ihre wichtigste Basis hat, mit dem Pariser Komitee für Einheit und Fortschritt.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis und seiner Verbannung nach Saloniki 1903 waren die politischen Strukturen des Komitees, dem Talaat als junger Mann Mitte der neunziger Jahre beigetreten war, durch die Verfolgungswelle des Sultans fast vollständig zerschlagen worden. 1906 hatte er die Initiative ergriffen, eine neue Untergrundorganisation aufzubauen. Sie wurde am 18. September im Haus des Buchhalters im Schulamt von Saloniki, Midhat Sükrü, als »Osmanische Freiheitsgesellschaft« gegründet. Fast alle Gründungsmitglieder, mit Ausnahme des späteren Polizei-

chefs und Präfekten von Konstantinopel, Ismail Djanbolat, waren schon früher Mitglieder des Komitees für Einheit und Fortschritt gewesen, sodass Schakir bei seinen Erkundungen schnell feststellen kann, »dass beide Seiten dieselben Ziele verfolgten und die gleichen Ideen hatten«.

Talaat war von Anfang an der führende Kopf im Obersten Rat dieser Gesellschaft, die sich in ihre Statuten geschrieben hatte, dass »nur Muslime« als Mitglieder aufgenommen werden dürften. Er ist der Macher, der kalte Stratege, der Strippenzieher, der »erfahrene Meister der Revolutionen«, wie ihn Ernst Troeltsch später nennen sollte, dem es in kürzester Zeit gelingt, mit seiner Freiheitsgesellschaft auch unter den jungen Offizieren der Dritten Armee Fuß zu fassen. Die wichtigste Figur, die er in dieser Zeit rekrutiert, ist der 25-jährige Hauptmann Ismail Enver, der spätere Kriegsminister Enver Pascha.

Talaat hat den Ehrgeiz, mit der Freiheitsgesellschaft ein nationales Untergrundnetz aufzubauen, das an die Stelle des alten, von Abdul Hamid im Inland weitgehend zerschlagenen Komitees tritt. Anfang 1907 gründet er eine Zelle in Konstantinopel. Doch das wichtigste Feld seiner Rekrutierungsarbeit bleibt die Armee. Unter den Hauptleuten und Majoren in Mazedonien befinden sich nicht wenige, die bereits als junge Kadetten an der Kriegsakademie durch ihre Lehrer mit den Ideen des Komitees in Berührung gekommen waren. Für viele von ihnen, die meist aus den unteren Mittelschichten stammten, war die Armee der einzig gangbare Weg zum sozialen Aufstieg gewesen. Es waren Offiziere mit einem eher kleinbürgerlichen Hintergrund, anfällig für nationalistische Ideen und jedem aristokratischen Dünkel abgeneigt. Sie waren Kinder eines Krieges, der seit Jahrzehnten auf dem Balkan schwelte und immer wieder zu Gefechten, Scharmützeln oder militärischen Strafaktionen geführt hatte. Ende Oktober 1903 erst war ein Bauernaufstand der mazedonischen Bulgaren, der im April mit einer Serie von Bombenanschlägen in Saloniki begonnen hatte, brutal niedergeschlagen worden. Häuser wurden niedergebrannt, das Vieh der Bauern vertrieben. *Bulgarian Horrors*. In solche Auseinandersetzungen waren auch Offiziere wie Ismail Enver verwickelt, und der schmutzige Kleinkrieg hat ihre

martialisches, stets zu gewaltsamen Lösungen neigende Mentalität entscheidend geprägt.

Enver tritt Talaats Freiheitsgesellschaft am 9. Oktober 1906 bei, nachdem er den heiligen Eid auf Koran und Revolver abgelegt hat. Schon bald wird seine Untergrundzelle im Hauptquartier der Dritten Armee in Monastir fast so einflussreich sein wie Talaats Organisation in Saloniki.

Als Dr. Mehmed Nazim Mitte Juni 1907 in verdeckter Mission als Derwisch-Hodscha unter dem falschen Namen Yakub aus Paris in Saloniki ankommt, ist er jedoch zunächst über die Zustände, die er dort vorfindet, etwas irritiert. Viel guter Wille und Leidenschaft, teilt er Bahaeddin Schakir mit, mache noch lange keine starke Organisation aus. Es braucht drei Monate angestrengter Diskussion mit Talaat und seinen Leuten, bis es Nazim gelungen ist, Schakirs »bolschewistische« Organisationsprinzipien auch in Talaats Osmanischer Freiheitsgesellschaft durchzusetzen. Am 27. September 1907 unterzeichnen sie ein Dokument, das die Vereinigung des Pariser Komitees mit der Osmanischen Freiheitsgesellschaft unter dem Namen »Osmanisches Komitee für Fortschritt und Einheit« vollzieht. Talaat wird Sekretär des Inlandshauptquartiers, Schakir bleibt der Kopf des Hauptquartiers in Paris.

In dieser Zeit werden die Grundlagen für das politische System gelegt, das die Türkei nach der Revolution von 1908 und im Ersten Weltkrieg bestimmen wird. »Wir brauchen für das Vaterland junge und tapfere Leute«, schreibt Schakir an einen jungen Mann, der sich als *Fedaii* angeboten hatte, was wörtlich so viel wie »Selbstaufopferer« bedeutet. Nach wie vor betrachtet das Komitee die Ermordung des Sultans als eine, wenn nicht die wichtigste Option, und dafür werden solche Leute gebraucht. Leutnant Ömer Naci ist einer der Ersten, der im Dienst der »heiligen Sache« die Uniform an den Nagel gehängt hatte und nach Paris geflohen war, um als »Soldat für den *Djihad*« ein »reiner Revolutionär« zu werden. Auch Hauptmann Hüsrev Sami vollzieht diesen Schritt, »lieber als einfacher Soldat die Tyrannei zu bekämpfen als Offizier im Dienst der Tyrannei zu sein«. Beide sind direkt Bahaeddin Schakir unterstellt. Doch erst mit Mehmed Talaats und insbesondere Ismail Envers Eintritt in die

Organisation wird aus dem Thema *Fedaiis* ein groß angelegter Operationsplan. Kuschubashi Esref, der Sohn des Falkners am Hof des Sultans, wird einer der bekanntesten *Fedaii* werden, der Enver stets treu ergeben ist. Es sind solche Leute, die Enver auch in Zukunft für jede denkbare Aufgabe zu Rate ziehen kann, die mit »normalen« politischen oder militärischen Mitteln nicht zu lösen ist.

Hier wird ein Geist des Kriegers kultiviert, der sich um Konventionen nicht zu scheren braucht. »Das osmanische Schwert hat seine ruhmreiche Kraft dauerhaft bewiesen«, schreibt das Zentralorgan *Surayi Ümmet* im Frühjahr 1907, den alten türkischen Kriegsgeist beschwörend, der den Niedergang des Osmanischen Reichs als einzige Tugend unbeschadet überstanden hat. Es bleibt nicht bei dem verbalen kämpferischen Ton. Die meisten Offiziere, die unter Ablegung des Eides und mit dem Versprechen der bedingungslosen Treue und Verschwiegenheit dem Komitee beigetreten sind, operieren auf den unteren Rängen. Es sind nicht wenige, allein in Saloniki über dreihundert, doch sie verfügen über keine Truppenformationen, die sie aus eigener Kompetenz befehlen können. In dieser Situation gibt das Komitee die Losung aus, irreguläre Banden zu bilden, die unter das Kommando von politisch zuverlässigen Offizieren gestellt werden sollen.

Dr. Mehmed Nazim hatte während seines Aufenthalts in Saloniki, teils aus eigener Beobachtung, teils durch Erzählungen, von den Operationen muslimischer Banden in Mazedonien erfahren, die sich dort anfangs zum Selbstschutz, später immer mehr als Raubengel gegen die im Land operierende »Innere Makedonische Revolutionäre Organisation« und ihre christlichen Nachbarn gebildet hatten. Teils waren sie während des so genannten Ilinden-Aufstands von 1903 entstanden, teils hatten sie schon ältere Wurzeln.

»Im Kampf um Mazedonien haben die Türken nicht tatenlos zugehört, wie Sie vermutet haben«, meldet Nazim in einem Memorandum an Bahaeddin Schakir in Paris. »Die muslimische Bevölkerung lernte aus den Ereignissen, schloss sich zusammen und bildete aus ihren besten Männern Banden, die ihre Gebiete überwachten. In Gebieten wie Tikvesh and Doyran töteten sie dreißig oder vierzig Bulgaren in Vergeltung für einen einzigen Muslim, der von Bulgaren

umgebracht wurde. Ihre Rache war so groß, dass die Bulgaren in diesen Distrikten nicht mehr wagten, ihre Häuser zu verlassen. Darüber hinaus stellten einige patriotische Offiziere, die unsere Mitglieder sind, Banden zusammen und bewaffneten sie, manchmal auf eigene Kosten, mit Gewehren. Sie sorgten dafür, dass diese Banden in den muslimischen Dörfern Patrouillen durchführten und aufrührerische Bulgaren, die sie wegen Mangels an Beweisen nicht verhaften und vor Gericht stellen konnten, umbrachten.«

Was Nazim Schakir vorschlägt, ist nichts weniger als ein Programm, solche irregulären Banden in Zukunft dem Kommando und der Disziplin des Komitees zu unterstellen. Ergebene und politisch zuverlässige Offiziere und Komiteemitglieder sollen zu Bandenführern ernannt und die Banden selbst auf diese Weise in politische Sturmabteilungen der Partei umgewandelt werden. Sie sind für Nazim der Nukleus für revolutionäre Kampfgruppen, die sich bedingungslos dem Entweder-oder des Komitees unterstellen und sich in ihrer Kriegsführung von vornherein als über allen Regeln stehend betrachten. Den berühmten Banditen Gemici Hasan, genannt Hassan der Seemann, betrachtet Nazim dabei als Vorbild einer Kampforthik, die, nicht unbeeinflusst von einer rechtsromantischen Mythisierung der archaischen Impulse des einfachen Volkes, von Anfang an eine Option auf totale Züge hat. »Hassan der Seemann hat sich vorgenommen«, schreibt er in kalter Bewunderung an Schakir, »zehn Bulgaren für jeden ermordeten Muslim abzuschlachten. Er macht keine Unterschiede, um dieses Ziel zu erfüllen. Kein Bulgare, ob Mann, Frau, alt oder jung, kann der Axt Hassans des Seemanns lebend entkommen, bis dieser die Zahl zehn erreicht hat.«

Ein vitalistisches Gift ist in solchen Aussagen des Arztes Dr. Nazim wirksam, das sich unter Leuten, die in Pariser Cafes vom *survival of the fittest* zu schwadronieren gelernt haben, leicht ausbreiten konnte. Für die jungen mazedonischen Offiziere des Komitees ist so etwas ohnehin gelebter Alltag. In einem letzten Memorandum nach Paris berichtet Nazim, dass er die Zustimmung von Talaat und dem Inlandshauptquartier des Komitees für den Plan, politische Banden als Instrument revolutionärer Taktik einzusetzen, erhalten habe. Eine Kommission in Saloniki, meldet Talaat an Schakir, arbei-

te bereits Pläne aus, »sie an eine starke Organisation anzugliedern, um sie unter dem Kommando unserer geeignetsten Mitglieder in Übereinstimmung mit unseren politischen Ideen einzusetzen«.

Einer der bekanntesten Bandenführer dieser Zeit wird Ismail Enver werden, der spätere Enver Pascha. In Ohrid lässt er vierzig Mitglieder einer bereits existierenden Gruppe den heiligen Eid des Komitees auf Koran und Revolver schwören und nimmt sie unter sein Kommando. Auch Kriminelle und Deserteure sind in diesen Banden willkommen, wenn sie sich unter Eid stellen lassen. Ihnen wird, wie in der französischen Fremdenlegion, ein Generalpardon zugesagt. Doch sie sind in Zukunft keine Legionäre, sie sind »politische Banditen«.

Alle Vorbereitungen waren getroffen, um durch die von Schakir implementierten Maßnahmen und die Aktivitäten des Inlandshauptquartiers unter Talaat die Organisation in einen Zustand zu versetzen, in dem sie sich für das Jahr 1909 stark genug fühlen konnten, einen allgemeinen Aufstand zu riskieren. Doch die Ereignisse kommen dem zuvor. Der österreichische Griff nach einer Konzession des Sultans für die Bahnverbindung zwischen Sarajevo und Saloniki hatte plötzlich die mazedonische Frage wieder auf die Agenda gesetzt. Denn es war zu befürchten, dass Österreich-Ungarn durch diesen Deal aus dem Europäischen Konzert ausbrechen würde, das sich gerade um die türkische Zustimmung zu einem Reformplan für Mazedonien bemühte. Der britische Außenminister Sir Edward Grey beschloss daraufhin, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. »Seine Reaktion übertraf unsere Erwartungen«⁷⁸, schrieb der Parlamentsabgeordnete und Historiker G.P. Gooch über die Rede Greys im britischen Unterhaus, in der dieser das Bandenunwesen in Mazedonien geißelte und die Einsetzung eines Gouverneurs mit weitreichenden Vollmachten forderte. »Ich denke an einen Gouverneur, der von den Großmächten eingesetzt wird«, so Greys deutliche Worte, der »ohne ihre Zustimmung für eine Periode von einigen Jahren nicht abgesetzt werden kann«.

Die Rede Greys löste eine regelrechte Untergangspanik in den Reihen des Komitees aus. »Sie bedeutet die Teilung und Vernichtung des osmanischen Staats und die Vertreibung der Türken aus

Europa«, beschwört Schakir in einem eindringlichen Szenario die Folgen. »Ohne Mazedonien wird auch Albanien verloren sein. Da unsere Grenze bis vor die Tore von Konstantinopel zurückweichen muss, kann unsere Hauptstadt nicht mehr in Konstantinopel bleiben. Die Verlegung unserer Hauptstadt von Europa nach Asien würde uns aus den europäischen Mächten ausschließen und uns zu einem zweit- oder sogar drittklassigen asiatischen Land machen.« Das korrupte Regime Abdul Hamids, so das Komitee, sei diesen Herausforderungen, die für Schakir »die Existenz der Türken« in Frage stellen, bei weitem nicht gewachsen.

Als sich anlässlich eines Treffens des britischen Königs Edward VII mit dem Zaren Nikolaus II Anfang Juni 1908 in Reval solche Befürchtungen weiter aufheizen, »wurde sofort reagiert«, schreibt Ernst Jäckh, der die Vorgänge beobachtet hat.⁷⁹ Das Zentralkomitee ordnet die beschleunigte Aufstellung politischer Banden an, der interne Polizeidienst des Komitees für Einheit und Fortschritt führt im Laufe des Monats in mehreren Orten Mazedoniens eine Reihe von politischen Morden durch, und die Zelle im Hauptquartier der Dritten Armee in Monastir bereitet die militärischen Aspekte eines bevorstehenden Aufstands vor. Für den Fall, dass sich der Sultan widersetzt, ist ein Marsch auf Konstantinopel geplant.

Der Marsch findet nicht statt, obwohl Adolf Hitler in freier Geschichtsauslegung seinen Marsch auf die Feldherrenhalle 1923 vor dem Gerichtshof in München ganz in diese Tradition stellen wollte. Enver Pascha marschierte auf Konstantinopel und baute dort eine neue Nation auf, und ein neuer Geist bemächtigte sich der völlig vergifteten Hauptstadt, behauptete er⁸⁰, um damit eine Ahnenreihe aufzustellen, die von Enver über Mussolini bis zu ihm selbst reicht, was allerdings kein völlig abwegiger Gedanke ist.

Eine »erfolgreiche rechtsmodernistische Revolution«, so Hans-Lukas Kieser, »die vergleichbaren Bewegungen in Europa eine Generation voraus war«⁸¹, nimmt ihren Anfang, als die jungen Offiziere Niyazi und Enver Bey sich im Juli 1908 mit ihren politischen Banden in die mazedonischen Berge zurückziehen. Der Palast war wegen der Vorgänge in Mazedonien schon lange beunruhigt und hatte Enver aus diesem Grund nach Konstantinopel beordert, doch

der verweigert den Befehl, wohl wissend, dass dies sein Ende bedeutete hätte. Den politischen Morden war unter anderem am 11. Juli Envers Schwager, Oberstleutnant Ömer Nazim, zum Opfer gefallen. Das Komitee hatte mit Zustimmung Envers dessen Exekution angeordnet, weil es ihn für einen Spitzel des Palastes hielt. Am 21. Juni trifft es den Polizeikommissar Sami Bey in Monastir. Die Situation verschärft sich dramatisch, als General Semsî Pascha, den der Sultan geschickt hatte, um die Ordnung wiederherzustellen, am 7. Juli in Monastir auf offener Straße auf Befehl des Komitees exekutiert wird. Sein Mörder, ein Offizier aus dem Stab Semsîs, fühlt sich in diesen Tagen in der bereits ganz vom Komitee beherrschten Stadt so sicher, dass er seelenruhig nach dem Anschlag seine Kreise zieht.

Überall in Mazedonien meutert die Armee. Selbst Einheiten aus dem anatolischen Smyrna, die zur Niederschlagung der Revolte nach Mazedonien beordert werden, sind durch die erfolgreiche Wühlarbeit Dr. Nazims, der sich dort inkognito als Tabakhändler aufgehalten hat, so sehr von den Parolen des Komitees infiziert, dass sie sich den Aufständischen anschließen. Am 20. Juli revoltiert die muslimische Bevölkerung von Monastir. Das Kosovo ist in Aufruhr. Das Komitee, das jetzt ganz offen auftritt, fordert die Wiedereinsetzung der Verfassung von 1876. Am 21. Juli überreicht Talaats Inlandshauptquartier den Konsulaten der Großmächte in Saloniki ein Memorandum, in dem bewusst an Europa adressiert der liberale Charakter der Bewegung betont wird. Wenn man etwas aus der europäischen Geschichte gelernt habe, heißt es da, dann sei es die Liebe für Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Nachdem die Dritte Armee am 23. Juli den lange vorausgesagten Marsch auf Konstantinopel ernsthaft ankündigt, gibt der Sultan auf. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1908 wird die Verfassung von 1876 mit einem Erlass des Palastes wieder in Kraft gesetzt. Europa, das sich an die Geschichte seiner eigenen Revolutionen und Freiheitsbewegungen erinnert fühlt, verfällt in staunende Bewunderung.

»Nirgendwo außerhalb der Türkei wurde die jungtürkische Revolution mit solcher Begeisterung aufgenommen wie in England«, erinnert sich G. P. Gooch. »Niemand konnte dankbarer sein als der Außenminister, der sich von der mühsamen Aufgabe befreit sah,

eine anständige Regierung für die Christen auf dem Balkan sicherzustellen. Unser Balkankomitee teilte seine Befriedigung, denn wir wussten, dass der ›rote Sultan‹ unverbesserlich war.«⁸² Das allerdings war bestenfalls ein liebenswertes Missverständnis. Deutlich realistischer ist dagegen der Kommentar des in »Realpolitik« geschulten deutschen Türkei-Experten Ernst Jäckh. »Vor allem«, stellt er nüchtern fest, »verstand man Freiheit als Befreiung von der Intervention fremder Mächte, als Schutz der osmanischen Integrität.«⁸³

Die Büchse der Pandora

Als am Morgen des 24. Juli 1908 die Lanzenträger des Sultans wie üblich durch die Stadt Richtung Yildiz-Palast unterwegs sind, um Abdul Hamid auf seinem Weg zum Freitagsgebet in die Moschee zu begleiten, werden sie, wie ein Amerikaner beobachtet, plötzlich von einigen Griechen freundlich begrüßt.⁸⁴ Das war bemerkenswert, weil Derartiges sonst nie vorkam. Gerüchte hatten im Laufe des Morgengrauens die Runde gemacht über ein nächtliches Treffen des Sultans mit Abgeordneten der aufständischen Garnison in Saloniki und die bevorstehende Wiedereinsetzung der Verfassung, doch niemand wusste Genaueres darüber. Als am Nachmittag einige kühne Händler im Basar ihre Stände mit der Mondsichelfahne beflaggen, schreibt die Polizei noch wie üblich alle Namen der verdächtigen Personen auf. Doch am nächsten Tag ist ganz Konstantinopel ein Flaggenmeer. An jeder Ecke tritt ein Erzähler auf, der die unerhörten Neuigkeiten berichtet, die Zeitungen vervierfachen ihre Auflage, und überall gibt es plötzlich rote Abzeichen mit der goldenen Aufschrift »Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit« zu kaufen.

In Saloniki waren tags zuvor zehn notorische Spitzel des alten Regimes gehängt worden, in Bursa wurde ein Spitzel von der Menge gelyncht, aber in Konstantinopel bleibt alles ruhig. Unverschleierte Frauen, die sich am Tag zuvor nicht einmal allein aus dem Haus gewagt hätten, sind unversehens überall auf den Straßen anzutreffen. Satirische Cartoons mit der Grimasse des Sultans finden reißenden Absatz, doch das Komitee lässt sie umgehend verbieten und einziehen. Es hat die Parole ausgegeben, dass der Sultan nur ein Opfer seiner verräterischen und korrupten Hofkamarilla war. Am nächsten Freitag, als Abdul Hamid wieder auf dem Weg in die Moschee

ist, trägt er deutlich sichtbar für jeden, der am Straßenrand Spalier steht, die rot-weiße Rosette der Konstitution auf seiner Schulter. Alles schien sich geändert zu haben. »Menschenmengen marschierten tagelang mit Fahnen und Musik in den Straßen, jubelten der Armee zu, die sie befreit hatte, und dem Sultan, den, wie sie sagten, Verräter von ihnen fern gehalten hatten«, berichtet der amerikanische Journalist H. G. Dwight, »und versicherten, dass es von nun an im Osmanischen Reich keinen Unterschied zwischen Armeniern, Griechen, Juden und Türken geben würde: Alle waren Osmanen, alle waren Brüder, alle waren frei.«

Das Erstaunlichste sind die Verbrüderungen zwischen den Konfessionen. Muslimische und christliche Geistliche begegnen sich in diesen Tagen auf den Straßen mit der zuvorkommendsten Höflichkeit. Es war, als sei die Stunde der reinen Vernunft angebrochen, schreibt der britische Historiker Arnold Toynbee in Anlehnung an das Menschheitspathos der Tage nach dem Sturm auf die Bastille in Paris mehr als hundert Jahre zuvor. Europa hält den Atem an, als Nachrichten von überall stattfindenden öffentlichen Gedenkveranstaltungen für die armenischen Opfer der Massaker von 1895/96 durchdringen. »Eine muselmanische religiöse Versammlung fand in Stambul statt, welche die armenischen Opfer des Jahres 1896 beklagte«, berichtet die *Frankfurter Zeitung* Ende Juli 1908. »Die Versammlung begab sich auf den armenischen Friedhof in Baluk. Auf Verlangen des jungtürkischen Komitees trug hier ein armenischer Priester das ›De Profundis‹ auf dem Grabe der Opfer dar. Zahlreiche Anwesende küssten die Erde.«

In Urfa findet Anfang August im Hof der wieder aufgebauten armenischen Kathedrale zum Gedenken an das schrecklichste aller Pogrome, währenddessen im Winter 1895 in diesem Gotteshaus zweieinhalbtausend Armenier bei lebendigem Leibe verbrannt wurden, eine Freiheitskundgebung statt. »Das Regime, welches die Völker des Osmanischen Reiches sich zu Todfeinden machte«, sagt da ein türkischer Offizier zu den im Hof versammelten Türken, Armeniern und Arabern, »welches so viel Bruderblut, o auch in dieser Kirche!, vergoss, welches Tausende aus der Heimat verbannte, Tausende in Kerkern schmachten ließ, und welches unser großes

und schönes Reich in völlige Armut verwandelte, dieses Regime hat jetzt ein Ende!«⁸⁵ Urfa ist kein Ausnahmefall. Überall finden solche Versammlungen statt. »Ich habe es in meinem Leben nicht mehr erwartet, dass sich Türken, Armenier und Griechen so brüderlich begegnen oder dass ein Muslim in einer christlichen Kirche die Freiheit preist«, berichtet der amerikanische Reverend James L. Fowle aus Kayseri. In Merzifon predigen armenische Geistliche in der Moschee und türkische Hodschas in der Kirche. »Der plötzliche Wandel einer Nation« hat sich anscheinend über Nacht vollzogen, wie der Amerikaner James Barton erstaunt feststellt.⁸⁶

Sechzigtausend Exilanten hatten allein Konstantinopel während der Schreckensherrschaft Abdul Hamids verlassen. Sie kehren jetzt, nachdem die neue Regierung eine Amnestie erlassen hat, alle zurück. Die meisten kommen an Bord von Schiffen der französischen Linie *Messageries Maritimes* aus Marseille. Jede neue Ankunft eines dieser Schiffe wird zu einem Ereignis. »Man fuhr mit Dampfschiffen aufs Marmarameer«, berichtet H.G. Dwight, »die Menschen drängten sich auf dem Galata-Kai, an den Fenstern, auf den Baikonen und den Dächern über dem Kai, den benachbarten Schiffen oder der alten Brücke, um mit Fahnen, Musik, Jubelrufen und lauten Pfiffen Männer wie den alten Deli Fuad Pascha willkommen zu heißen, der 1896 das Massaker an den Armeniern in Scutari verhinderte; Männer wie den armenischen Patriarchen oder den jungen Prinzen Sabaheddin, den Neffen des Sultans, der mit dem Sarg seines geflüchteten Vaters aus Paris zurückkam.« Alles das, meint angesichts dieser überwältigenden Eindrücke ein plötzlich nachdenklich gewordener Dwight, war »zu schön, um wahr zu sein«.

Auch der Armenier Armen Garo, der nach dem Überfall auf die Osmanische Bank 1896 an Bord eines Schiffs nach Marseille entkommen war, kehrt zurück. Er hatte nach seiner Flucht an der Universität Genf in Physik und Chemie promoviert, war in die Führungsränge der Sozialrevolutionären Daschnak-Partei aufgestiegen und arbeitete in einem Forschungslabor in Tblissi, als in Saloniki die Revolution ausbrach. Garo hatte 1905 während des armenisch-tatarischen Bürgerkriegs, der nach Unruhen und Massakern an Armeniern in Baku im Februar ausgebrochen war und hauptsächlich

um die armenische Bergregion Nagorny-Karabach geführt wurde, ein armenisches Freiwilligenbataillon kommandiert. Jetzt wird er als Abgeordneter in das neue osmanische Parlament in Konstantinopel gewählt⁸⁷, und zwar auf einer zwischen dem Komitee für Einheit und Fortschritt und den Daschnaken vereinbarten gemeinsamen Liste. »Bei allen Wahlen haben wir mit den Daschnakzutiun unsere Kandidaten gemeinsam aufgestellt«, so der spätere ZK-Generalsekretär des Komitees, Midhat Sükrü, »sie gaben unseren und wir ihren Kandidaten die Stimme.«⁸⁸

Die Zusammenarbeit war bereits Ende 1907 auf einem gemeinsamen Kongress der osmanischen Oppositionsparteien in Paris vereinbart worden. »Die Armenier hatten keine andere Möglichkeit, als sich mit uns zu verbünden«⁸⁹, schrieb damals Bahaeddin Schakir an einen Parteifreund im Kaukasus. Versprengt über das ganze Land, hatten sie keine andere Option zur Verfügung als die osmanische, in der Hoffnung, dass sich die multikulturelle Vielfalt des Reiches in ein demokratisches Zeitalter überführen ließe, in dem sie nicht mehr nur Ungläubige zweiter Klasse und damit eigentlich Fremde im eigenen Land, sondern gleichberechtigte Bürger mit dem Anspruch auf Bewahrung ihrer nationalen Identität sein könnten. Der Osmanismus war für sie mehr als für alle anderen nichttürkischen Völker des Imperiums eine Überlebensfrage.

»Aus armenischer Sicht war eine nationale Entente mit den Türken von entscheidender Bedeutung«, meinte Arnold Toynbee damals. »Kein Teil des osmanischen Territoriums wurde ausschließlich von ihnen bewohnt, und sie hatten auch nirgendwo die absolute Mehrheit außer in bestimmten Teilen der Provinz Wan, sodass sie keine natürliche Ausgangsbasis für eine nationale Revolte besaßen, wie die Griechen auf den Inseln und dem Peloponnes. Sie waren überall im Osmanischen Reich verstreut; das ganze Reich war ihr Erbe, und dieses Erbe mussten sie mit den Türken teilen, die zahlenmäßig überlegen waren und die Zügel der politischen Macht in den Händen hielten. Die Alternative zu einem osmanischen Staat war kein armenischer Staat, sondern eine Aufteilung unter den Großmächten, was den Ambitionen von Türken und Armeniern gleichermaßen ein Ende bereitet hätte.«

Im Grunde weiß das Komitee das auch, obwohl es selbst nach dem Abschluss des Bündnisses den armenischen Daschnaken nie vertraut hat. Bahaeddin Schakir setzt seine Zuversicht nicht in die gemeinsamen strategischen Interessen an der Erhaltung und dem demokratischen Ausbau des osmanischen Commonwealth, sondern in das Gesetz der Stärke. »Aufgrund ihrer vorherrschenden nationalen Macht«, notiert er Anfang 1908, hätten die Türken nicht den geringsten Grund, »eine Hand voll Armenier« zu fürchten. Die Daschnaken verabschieden sich nach der Wiedereinführung der Konstitution zwar von ihrem revolutionären Programm, und sie weisen ihre Untergrundkämpfer an, jetzt, nach dem Sieg über die Despotie, ihre Waffen abzugeben, doch sie werden nie mehr sein als der mit stetigem Misstrauen beäugte Juniorpartner des Komitees. Noch werden sie gebraucht. Das Komitee weiß, dass auch nach dem erfolgreich durchgeführten Machtwechsel das Land weiterhin regiert, die Wirtschaft geführt, die Verwaltung organisiert werden muss. Armenische Geschäftsleute, Ärzte, Techniker, Wissenschaftler und Juristen sind für den Aufbau des Landes lebensnotwendig. Die einzige Domäne, in der das Komitee selbst über Kompetenzen verfügt, ist das Militär. Damit allein allerdings lässt sich kein Reich regieren.

Doch das Komitee behält sich vor, die eigentlichen Fäden der Politik niemals aus der Hand zu geben. Es mischt sich von Anfang an als eine Art »Nebenregierung«, wie ein deutscher Beobachter feststellt, in alle wichtigen Angelegenheiten ein. Oder, wie es der britische Journalist Charles Roden Buxton nach der Einsetzung des *Elder Statesman* Kamil Pascha als Großwesir im August 1908 lakonisch formuliert: »Sie hatten eine Regierung an die Macht gebracht. Jetzt kontrollierten sie, was diese Regierung tat.« Vom ersten Tag des neuen Regimes an hat das Komitee unmissverständlich klar gemacht, dass es im Land die vollständige Kontrolle behalten wollte.

»Die jungtürkische Bewegung war Avantgarde«, so der türkische Historiker M. Sükrü Hanioglu, und die hatte davon im Prinzip kaum eine andere Vorstellung, als sie sich auch bei Lenin und den Bolschewisten zur gleichen Zeit ausbildete. Opposition gegen das Komitee betrachtet das Zentralorgan *Surayi Ümmet* als Ausdruck

von Rückschrittlichkeit und Unwissenheit, und die Partei selbst als »die Seele des Staats«. Sie war der »Retter des Vaterlands«. Die Anmaßung, die sich in solchem Unfehlbarkeitsanspruch zeigt, wird nur noch übertroffen durch die Charakterisierung der eigenen politischen Organisation als »heiliges Komitee«.

Mit dem Beginn der Revolution hatte sich aus Talaats Inlandshauptquartier sofort eine Gruppe gebildet, der sich Dr. Nazim, der sich zu dieser Zeit in Saloniki aufhielt, anschloss, um den Machtwechsel politisch zu dirigieren. Bahaeddin Schakir, der noch in Paris weilte, wird später dazustoßen. Unter Talaat, Schakir und Nazim wird dieser interne Kreis des Komitees in den ersten Monaten der Revolution zu einer Art türkischem Wohlfahrtsausschuss, der sich befugt fühlt, überall und in allen Fragen Anweisungen zu geben. »Diese okkulte Gruppe, das Komitee«, schreibt der britische Botschafter in seinem Jahresbericht für 1908, »hat sich von Anfang an wie eine Geheimorganisation verhalten.« Weder die Namen der Drahtzieher noch die Art und Weise und die Wege ihrer Anweisungen sind öffentlich bekannt. Postämtern wird die Anweisung erteilt, keine verschlüsselten Telegramme mehr zu versenden, die nicht vorher vom Komitee überprüft worden sind. »Jeder, der sich diesen Beschlüssen widersetzt«, heißt es in einer Erklärung, »wird auf der Stelle hingerichtet.« Selbst die Erlaubnis, welche Theaterstücke aufgeführt werden dürfen, behält sich dieser innere Zirkel des Komitees vor.

Er ist es auch, der am 4. August den Großwesir zum Rücktritt zwingt, um den zuvor »instruierten« Kamil Pascha an seine Stelle zu setzen. Das Zentralkomitee in Saloniki korrespondiert regelmäßig mit ihm und lässt ihm Anweisungen zukommen in einer Art und Weise, wie es sich nicht einmal seine wichtigsten Minister getraut hätten. Beschlüsse der Regierung erfolgen »auf Antrieb des Komitees«⁹⁰, wie eines seiner prominenten Mitglieder, Djemal Pascha, zu verstehen gibt. »Das Komitee war der eigentliche Herrscher der Türkei«, so damals der britische Journalist G.E. Abbott, »doch war diese Herrschaft wirklich wünschenswert? War dieses Komitee nicht eine verantwortungslose Geheimorganisation, die mit freien und repräsentativen Institutionen unvereinbar ist?« In solcher Kritik an ihrer »revolutionären Politik« haben Talaat, Schakir und Nazim nie mehr

als eine imperialistische oder, soweit von der liberalen Opposition vorgetragen, eine »konterrevolutionäre« Anmaßung gesehen.

Das Komitee hatte für sie eine durch sich selbst gerechtfertigte und insofern über jede Kritik erhabene historische Mission zu erfüllen, die Rettung des Vaterlands. Ein pluralistisches politisches System war dabei nicht vorgesehen. Vielmehr schwebt dem Komitee eine Art »Nationale Front« vor, in der unter seiner Führung verschiedene Satellitenorganisationen ethnischer, religiöser und sozialer Gruppen in einer nationalen Korporation zusammengefasst und unter Kontrolle gehalten werden. Ein »osmanischer« Block unter der Führung einer türkischen Avantgarde. Für die Daschnaken war dabei die bescheidene Rolle einer armenischen »Blockpartei« vorgesehen, solange sie, wie Djemal Pascha es mit bemerkenswerter Offenheit formuliert, »zu uns halten«. ⁹¹

»Die Revolution, so glaubten die Griechen und Armenier, würde eine demokratische Regierung errichten«, kommentiert der spätere amerikanische Botschafter Henry Morgenthau. »Doch die Jungtürken »erwählten« die Mitglieder der Abgeordnetenversammlung statt sie wählen zu lassen.« ⁹² Die Vorstellung, mit anderen politischen Parteien gleichberechtigt und auf gleicher Augenhöhe zu operieren, war für das Komitee nicht nur unvorstellbar, sondern hätte in seinen Augen sogar einen Verrat an der »Rettung des Vaterlands« bedeutet, die ohne seine Führung zum Scheitern verurteilt gewesen wäre. Alle anderen Parteien, einschließlich Sabaheddins liberaler Liga, galten deshalb als potenzielle, wenn nicht offene »Verräter« und »Separatisten«.

Trotzdem ist die plötzliche Blüte der Gedankenfreiheit, die nach der Julirevolution einsetzte, noch lange nicht vorüber. Politische Clubs sind überall aus dem Boden geschossen, die Presse arbeitet weiterhin ohne Zensur. Prinz Sabaheddins Liga beschuldigt das Komitee, die Verfassung zu missachten und auf eine Diktatur hinzusteuern. Gläubige Moslems, die den politischen Wechsel begrüßt haben, sind von den oft provokativ vorgetragenen atheistischen Tendenzen des Komitees und dem Nihilismus seiner Machtausübung zunehmend abgestoßen. Proteste gegen eine Willkürherrschaft, die nicht davor zurückschreckt, missliebige Kritiker und Journalisten durch die ge-

heime Parteipolizei hinrichten zu lassen, werden immer lauter, besonders in der liberalen Presse. Als der Chefredakteur der oppositionellen Zeitung *Serbesti*, der Albaner Hassan Fehmi, am 7. April 1909 auf der Galatabrücke einem Mordanschlag zum Opfer fällt, zweifelt kaum jemand daran, dass das Komitee dahinter steckt.

Die Geschichtsschreibung, besonders die türkische, hat die Ereignisse, die jetzt folgen, in der Regel als »Konterrevolution« bezeichnet und damit eine Sprachregelung des Komitees übernommen, nach der zwangsläufig jede gegen seinen Avantgardeanspruch unternommene Handlung »konterrevolutionär« sein musste. Die Ereignisse waren jedoch in Wirklichkeit weit vielschichtiger. »Hatte das Komitee für Einheit und Fortschritt die Fehler gemacht, die seine Freunde befürchtet hatten?«, fragt sich der Beobachter H. G. Dwight. »Hatten die oppositionellen Liberalen unbewusst den Reaktionären in die Hände gespielt? Hatte der Sultan, der die Revolution anscheinend lammfromm hingenommen hatte, bloß abgewartet?« Wahrscheinlich waren es eher liberale und demokratische Kräfte, die ursprünglich hinter dem Staatsstreich vom 13. April gestanden hatten und dessen Verlauf ihnen schnell aus den Händen geglichen war, die nun den Despotismus des Komitees beseitigen wollten.

Meuternde Infanterieeinheiten der Ersten Armee, gefolgt von einigen Mullahs, hatten am frühen Morgen einen Marsch zum Yıldız-Palast unternommen und die Entlassung des Ministeriums, die Auflösung des Komitees für Einheit und Fortschritt und die Wiedereinsetzung der Scharia gefordert. Am 15. April ist das Ministerium nicht mehr im Amt, fast alle Büros des Komitees sind geplündert und die meisten Komiteemitglieder aus der Hauptstadt geflohen. Sie werden, wie Talaat, oft von armenischen Freunden versteckt. Als Sieger des Tages triumphieren allerdings nicht Sabaheddins Liberale, sondern die alten Anhänger des Sultans und Islamisten verschiedenster Richtungen, unter ihnen besonders die »revolutionären islamischen Internationalisten« des Derwischs Vahdeti, denen sich auch Murad Bey, ein Renegat des Komitees, angeschlossen hatte.

Alles ist plötzlich wieder anders geworden, alles im Zustand der Anarchie. Der Staatsstreich hatte die Liberalen nicht an die Macht

gebracht, das Komitee ist untergetaucht. In diesen Stunden eines Machtvakuumms brechen an vielen Orten plötzlich bisher verdeckt gehaltene Abrechnungsphantasien auf, besonders mit den als Profiteure der Julirevolution von 1908 wahrgenommenen Armeniern.

»Am 14. April«, berichtet der deutsche Konsul Christmann im Frühjahr 1909 aus Adana, »zeigte sich in der Stadt eine ungewöhnliche Gährung. Abends zuvor sahen die Wächter der im Westen von Adana, an der großen nach Tarsus-Mersina führenden Heerstraße gelegenen Tabakfabrik viele mit Knütteln und Waffen versehene Bauern der umliegenden Dörfer, die nach der Stadt zogen. Auf Befragen antworteten dieselben, dass sie von ihren Koranschülern benachrichtigt worden seien, zu kommen, weil jetzt die Sache anfangen werde. Alle dieses Knüppelleute trugen als Abzeichen einen weißen Turban.«⁹³ Sichtlich hatte die Agitation schon lange vorher begonnen, sonst wäre dieser pünktliche und organisierte Aufmarsch kaum möglich gewesen, doch die durch Telegraphen übermittelte Nachricht von den Ereignissen in Konstantinopel war offenbar als Freibrief zum Losschlagen verstanden worden. In der Nacht zuvor, meldet Christmann, habe ein Hodscha vom Minarett einer Moschee ausgerufen, man müsse jetzt die Armenier töten.

Spannungen dieser Art werden aus dem ganzen Reich gemeldet. Henry Riggs berichtet aus Harput von einem »teuflischen Plan, die lästige armenische Frage loszuwerden«, Clarence Ussher aus dem ostanatolischen Wan von Massakerplänen reaktionärer muslimischer Kreise, und in Urfa werden 22 armenische Lehrer und Pfarrer ermordet.⁹⁴ In Adana zirkuliert seit langem das Gerücht, die Armenier wollten die Türken der Provinz ausrotten und hier ihr altes kilikisches Königreich aus der Zeit der Kreuzzüge wieder errichten.⁹⁵

Tatsächlich hat es, wie immer in Zeiten revolutionärer Umbrüche und plötzlicher Freiheit, Heißsporne gegeben, die manche phantastischen Ideen auch öffentlich vertreten haben. Bilder mit Porträts kilikischer Könige wurden in Umlauf gebracht, Theaterstücke aufgeführt, die Geschichten aus der Zeit der Kreuzzüge auf die Bühne brachten. Tatsächlich hatten die Armenier, jetzt, wo es ihnen erlaubt war, sich unverhältnismäßig viele Waffen zugelegt, um in schlechten Zeiten nicht wehrlos dazustehen. Dadurch entsteht etwas Unru-

he in der Stadt, aber kein ernster politischer Konflikt. »Auf Grund von Gesprächen, die ich mit den Häuptern der Jungtürken hatte«, so Christmann, »scheinen diese den armenischen Sondergelüsten wenig Bedeutung beigelegt zu haben.«

Doch am 14. April, als morgens die Meute mit ihren weißen Turbanen knüppelschwingend die Gassen um die Große Moschee bevölkert, herrscht plötzlich Pogromstimmung. Offensichtlich hatte das Gerücht von einem neuen armenischen Kreuzfahrerreich bei vielen doch Glauben gefunden. Der weiße Turban ist das Zeichen des *Djihad*. Gegen sieben Uhr morgens senden der deutsche, englische, französische und amerikanische Konsul gemeinsam ihre Dragomane, ihre Dolmetscher, in das Regierungsgebäude, um dem Wali ihre schlimmsten Befürchtungen auszusprechen und ihn zu fragen, welche Maßnahmen er ergreifen wolle, um Ausschreitungen zu verhindern. Die Reaktion ist mehr als verhalten. Als kurz darauf ein Polizist außer Atem in die Amtsstube stürzt und berichtet, man habe in der Stadt einen Armenier in Stücke gehauen, bricht der Wali plötzlich das Gespräch mit dem Hinweis ab, er müsse jetzt zu einer Versammlung ins Amt des Bürgermeisters gehen, wo er dringend erwartet werde.

»In Gegenwart des Wali und der Spitzen der türkischen Behörden«, berichtet Christmann, »ist dort der angesehene Armenier Schadirik zur Ehre Mohammeds, diese Worte wurden gesprochen, mit einer Axt erschlagen worden. Gleichzeitig ertönte aus der Dampfmühle der Gebrüder Bosnali das verabredete Signal mit der Dampfpfeife, das den Anfang der Metzeleien andeutete, welche von nun an ihren Gang nahmen.« Ganz offensichtlich gehört der Wali Djevad Bey mit zu den Drahtziehern der Ereignisse, die nun ihren mörderischen Lauf nehmen. Ein anderer ist Abdul Kadir Effendi Bagdatli, ein »Reaktionär«, wie Christmann weiß.

Alle Häuser und Geschäfte in der Stadt sind zu diesem Zeitpunkt bereits markiert. Auf die christlichen Häuser hat man, so Christmann, »das verächtliche Wort *Kafir*« geschrieben. Gegen Mittag fallen die ersten Schüsse. Die Minarette sind von Soldaten besetzt, die von oben in die ungeschützten Gassen feuern. Die Knüppelleute mit den weißen Turbanen marschieren auf das armenische Quartier

zu. Doch in dem hat sich, gewarnt durch die wachsenden Spannungen der letzten Monate und die Propaganda der Leute um Abdul Kadir gegen die Anmaßungen und den unermesslichen Reichtum der Armenier, schon längst die Selbstverteidigung organisiert. Es wird zurückgeschossen. Der Wali fordert Verstärkung an. »Fast alle christlichen Häuser und Magazine, auch ein mir gehöriges«, so Christmann, seien am Abend dieses ungleichen Gefechts verbrannt und geplündert worden.

Am nächsten Tag wird der englische Konsul, der sich unermüdlich um Frieden bemüht hatte, von einer Mauserpistole am Arm getroffen und verwundet. Die Armenier, denen die Munition ausgeht, bemühen sich um die Einstellung des Feuers. Der folgende Tag verläuft relativ ruhig. Doch am 17., als ein kleines Kontingent türkischer Soldaten aus Beirut über den Hafen von Mersin in der Stadt eintrifft, wird wieder geschossen. Viele Armenier hatten sich in die amerikanische Schule von Adana geflüchtet. Beim Sturm auf die Schule kommen auch zwei amerikanische Lehrer ums Leben. »Am 18. und 19. April«, berichtet Christmann, »hatten wir keine beunruhigenden Nachrichten.« Eine Art Waffenstillstand ist in Kraft getreten. Die Armenier haben ihre Gewehre und Pistolen abgegeben.

Zur gleichen Zeit, während der Mob in Adana tobt, werden auch andere Orte in der kilikischen Ebene verwüstet. »Kaum hatten in Adana die Türken das Massaker begonnen«, berichtet der Schweizer Missionssanitäter Jakob Künzler, »als Tscherkessenhorden auf flinken Pferden nach allen benachbarten Städten und Dörfern ritten, um daselbst mit ihrem gern gehörten Bericht neues Unheil für die umwohnenden Christen anzurichten.«⁹⁶ Auch dort ist jetzt das Signal zum Losschlagen gegeben. In Tarsus steht am 16. April das armenische Quartier in Flammen. Am 19. April wird Antiochia von einem Massaker heimgesucht, hinter dem eine islamistische Geheimgesellschaft vermutet wird.⁹⁷ Die Stadt Kessab an der Küste des Mittelmeers trifft es am 23. April. »Kessab war eine blühende armenische Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern«, so der Bericht eines Augenzeugen nach dem Massaker, »Kessab ist jetzt eine Masse schwarzer Ruinen, die kahlen Mauern der Kirchen und Häuser

ragen aus der Asche empor, und verkohlte Balken häufen sich zu beiden Seiten.«⁹⁸

Als hätte man in der vor den großen Pogromen Abdul Hamids verschonten Gegend etwas nachzuholen gehabt, wurden in einem beispiellosen kilikischen Rachezug gegen eingebildete Kreuzfahrer an die zweihundert Dörfer und Städte von marodierenden Meuten so zugerichtet, dass sie anschließend unbewohnbar waren.

In diesen blutigen Tagen hatte man in Saloniki, dem Sitz des Hauptquartiers des Komitees und der Dritten Armee, den Widerstand gegen den Staatsstreich in Konstantinopel zu organisieren begonnen. Die Reaktion war schnell, und sie war kalkuliert demagogisch. Mit einer gezielten Desinformationskampagne, kabelt der britische Botschafter an Sir Edward Grey, habe das Komitee durch seine Emissäre im ganzen Reich zum Widerstand gegen seine Entfernung von der Macht durch einen »geheimen Plan der Reaktionsäre, die Verfassung abzuschaffen«, aufgerufen. Was so, jedenfalls für die am Putsch beteiligten Liberalen, nicht stimmte. Doch der Aufruf hat Erfolg. Am 21. April wird der Orient-Express, mit dem H. G. Dwight von Zagreb nach Konstantinopel unterwegs ist, kurz hinter der bulgarischen Grenze durch Truppentransporte aufgehalten. »Papa Hamid ist am Ende«, hört er dort einen jungen Offizier sagen, der in die Hauptstadt unterwegs ist. Am 24. April marschiert die Dritte Armee Mahmud Schevket Paschas in Konstantinopel ein und setzt Abdul Hamid ab.

Überall im Land sorgt die Armee an diesem Tag für die Wiederherstellung der Verhältnisse vor dem Staatsstreich. »Am 24. April kamen aus Dedeagatsch drei Bataillone Adrianopler makedonische Truppen, welche sofort nach Adana befördert wurden«, berichtet Christmann. »Man erwartete, dass diese jungtürkischen Truppen die Ordnung herstellen würden.« Doch was nun passiert, verschlägt dem Konsul fast die Sprache. »Diese Truppen sind es gewesen«, meldet er entsetzt an die deutsche Botschaft in Konstantinopel, »welche der Stadt Adana den Rest gegeben haben, die die gesamten armenischen Quartiere, auch das Quartier unschuldiger chaldäischer Christen, niederbrannten, die Bewohner erschossen und im Verein mit den wilden Horden plünderten, welche auch das Leben der Griechen und

christlichen Syrer nicht schonten. Diese regulären türkischen Truppen sind es gewesen, welche die Bureaux der Deutsch-Levantini-schen Baumwoll-Gesellschaft und der Firma Fankhaenel & Schifner ausgeraubt haben, deren Geldschränke durch eigens herbeigerufene Schlosser öffnen ließen und den Inhalt stahlen. Reguläre türkische Truppen waren es, nicht der Pöbel, welche die große französische Jesuitenschule vollständig ausplünderten, einen Jesuitenpater, der sein Eigentum retten wollte, mit gefällttem Bajonett angriffen und nachdem das Gebäude einäscherten.« Die armenischen Quartiere Adanas, so Christmann, seien dabei mindestens so gründlich wie nach einem großen Erdbeben zugerichtet worden.

»Dass mit viehischer Grausamkeit gemordet wurde«, schließt der Konsul seinen Bericht, »beweisen die entsetzlichen Verwundungen, welche ärztlicher Behandlung unterstehen. Man hat, bevor man die Opfer tötete, sie oftmals verstümmelt, ihnen Nase, Ohren, Hände abgeschnitten, schwangeren Frauen schlitzte man den Leib auf. Man hat Mädchen geschändet und ihnen dann die Brüste abgeschnitten, Knaben kastriert. Frauen und Kinder sind keineswegs verschont worden. Die vielen Tausende von Toten warf man in den Fluss, und täglich treiben an den Kriegsschiffen die Leichen Ermordeter vorüber.« Die Gräu-el waren weit schlimmer als alles, was man aus früheren Zeiten kannte. Zwanzigtausend Armenier sind dieser kili-kischen Apokalypse im April 1909 zum Opfer gefallen, die weitaus meisten von ihnen wurden jedoch von den neu eingetroffenen regu-lären makedonischen Truppen hingeschlachtet.

Was hier geschehen ist, wurde nie wirklich aufgeklärt. Hatten sich die Truppen durch den Anblick noch nicht weggeschaffter Barri-kaden im armenischen Quartier und durch Gerüchte, von dort sei auf sie geschossen worden, zum Angriff verleiten lassen? Waren sie davon überzeugt worden, dass die Christen sich gegen die Konsti-tution auflehnten, wie der Schweizer Jakob Künzler vermutet? Hatten die politisch an die Wand gespielten Liberalen Sabaheddins ein Interesse, die Massaker anzuzetteln, um eine ausländische Inter-vention zu provozieren, wie neuerdings gewisse Verschwörungsthe-oretiker behauptet haben?¹⁰⁰ Alles das erklärt nicht die ungezügelter Grausamkeit, mit der hier eine reguläre Truppe gegen eine Zivilbe-

völkerung vorgegangen ist. Es erklärt vor allem auch nicht die Bedenkenlosigkeit, mit der die Mord- und Raubzüge auch Europäer und europäisches Eigentum getroffen haben.

Die Vorgänge haben indes ihre eigene Sprache. Es ist vernichtet worden, also sollte vernichtet werden. Und es traf gezielt die, deren bloße Existenz als etwas empfunden wurde, dessen Vertilgung im Interesse eines höheren Heilsziels offenbar entschiedene Maßnahmen erforderlich machte. War es, wie bei den Massenschlächtereien jakobinischer Truppen in der französischen Vendée 1793/94, eine plötzlich ausgebrochene Psychose, die sich einredete, dass »die Nation in Gefahr« geraten sei? Die Umstände des Machtkampfs in Konstantinopel könnten eine solche Parallele nahe legen. Dass es dabei die Armenier und in geringerem Umfang andere Christen und selbst Europäer getroffen hat, sagt aber viel darüber aus, wer als eigentlicher Todfeind der Nation empfunden wurde, selbst wenn die Vernichtungsaktion in diesem Augenblick noch ein lokales Ereignis bleibt.

Es liest sich wie die Nachricht aus einer geschlossenen Anstalt, was in den nächsten Tagen in der lokalen Presse verbreitet wird. »Es gibt Leute, die behaupten wollen, der Aufstand wäre von den Armeniern vorbereitet gewesen, um eine fremde Intervention hervorzurufen«, schreibt das in Adana erscheinende, dem Komitee nahe stehende Blatt *Itidal* am 28. April, »aber unter der konstitutionellen Regierung, die die Gleichheit aller Rassen im Reiche garantiert, glauben wir nicht, dass die fremden Mächte auch nur im Mindesten an eine solche Intervention denken, waren sie doch sogar einig, aus dem Berliner Vertrag den Artikel zugunsten der Armenier zu streichen.«¹⁰¹ Die Großmächte, entnimmt man diesen konfuseu Zeilen im Klartext, haben den Artikel zugunsten der Armenier, der ihnen das Recht zum Aufstand gab, gestrichen und damit die Gleichheit der Rassen im Reich anerkannt. Nun haben die Armenier trotzdem einen Aufstand angezettelt und somit gegen das Prinzip der Gleichheit verstoßen. Also mussten sie bestraft werden.

Auch eine andere Botschaft weiß *Itidal* seinen einverständigen Lesern dadurch mitzuteilen: Gleichheit unter der konstitutionellen Regierung besteht vor allem in dem Verzicht der Armenier, sich auf

internationale Verträge und Rechtsnormen zu berufen. »Keine fremde Regierung hat das Recht«, bilanziert *Itidal* mit trotzigem Selbstbewusstsein die zwanzigtausend Toten der kilikischen Apokalypse, »sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzumischen.«¹⁰² Obwohl zu dieser Zeit britische, deutsche, französische und italienische Kriegsschiffe vor Mersin auf Reede lagen, haben sie es auch nicht getan, denn das »europäische Konzert« war in dieser Zeit schon längst rivalisierenden Großmachtinteressen zum Opfer gefallen. Der Artikel aus dem Berliner Vertrag war allerdings nicht, wie *Itidal* behauptet, gestrichen.

Auch einen armenischen Aufstand hat es nicht gegeben. »Das Ordnungsschaffen der Regierung in Adana«, berichtet Christmann aus den Tagen nach der Mordwut, »besteht jetzt darin, dass sie alle überlebenden, angesehenen Armenier auffängt, sie einsteckt und als Aufrührer betrachtet und, wie man sagt, unter allen möglichen Drohungen versucht, Erklärungen von ihnen herauszuholen, dass sie die Sachen getan haben, die sie in Wirklichkeit eben nicht getan haben.« Die Sache lässt sich aber weder verdrehen noch verheimlichen. Den britischen Admiral der vor Mersin liegenden *Diana*, der aus London den Befehl erhalten hatte, die Stätten der Verwüstung in Augenschein zu nehmen, glaubt der neu eingesetzte Wali anfangs mit der Bemerkung, es seien nur ein paar Häuser abgebrannt, zufrieden stellen zu können. Doch der Admiral besteht darauf, sich die Sache selbst ansehen zu wollen. »Mit seemännischer Offenheit«, berichtet Christmann, habe er anschließend dem Wali seine Meinung gesagt.

Das Komitee, inzwischen in Konstantinopel wieder an den Schaltstellen der Macht, ist sich der Tragweite der Ereignisse, mit denen es leicht in Verbindung gebracht werden kann, voll und ganz bewusst. Es gibt viel internationalen Kredit zu verspielen. Erst Anfang des Jahres hatten Talaat, Enver und Ahmed Riza London auf einer Goodwill-Tour tief beeindruckt. »Wir luden Enver Pasha auf seinem ersten Besuch in England zum Mittagessen ein«, erinnert sich G.R. Gooch. »Seine Ähnlichkeit mit dem jungen Napoleon war bemerkenswert, und in diesem Stadium seiner phantastischen Karriere war es kaum möglich, das vulkanische Feuer in dem ruhi-

gen und gepflegten kleinen Mann zu entdecken. Talaat Pascha war größer und ein größerer Typ, sein Aussehen war nichts sagend. Der attraktivste der jungtürkischen Führer, der London besuchte, war Ahmed Riza, der erste Sprecher des türkischen Parlaments. Sein angenehmes und hübsches Gesicht nahm sofort für ihn ein, und wenn er die neue Türkei repräsentierte, dann hatten wir das Gefühl, dass die Revolution eine Erlösung gewesen war.«¹⁰³

Winston Churchill war Enver, der nach der Revolution als Militärattache in Berlin residierte, während eines Kaisermanövers bei Würzburg aufgefallen. »Ein gut aussehender junger Offizier«, fand Churchill respektvoll, »der in einem Leopardensprung der Held der türkischen Nation geworden war und vermutlich auch ihr weiteres Schicksal bestimmen würde.«¹⁰⁴ Jetzt bestand allerdings die Gefahr, dass sich England wieder an die Horrorgemälde aus den Zeiten William Gladstones erinnert fühlte.

Enver hatte sich während des Staatsstreichs aus Berlin sofort nach Saloniki begeben und sich dort den Truppen Mahmud Schevket Paschas angeschlossen. Am Sonntag nach der Rückeroberung Konstantinopels durch die Dritte Armee inszeniert er eine mit Blick auf die Ereignisse in Adana in ihrer symbolischen Wirkung präzise durchdachte Zeremonie. Die ersten Gefallenen der Befreiungsarmee werden an diesem Tag beigesetzt. Auf dem später so genannten Freiheitshügel sind fünfzig mit der Mondsichelfahne feierlich bedeckte Särge symmetrisch nach Osten ausgerichtet worden.

»Meine Brüder, hier liegen Männer aus allen Nationen«, ergreift Enver das Wort, »Mohammedaner und Christen; aber wir haben eine Fahne und beten zu dem gleichen Gott. Jetzt werde ich ein Gebet sprechen, und wenn ich bete, sollt ihr auch beten, jeder in seiner Sprache und auf seine Art.« Er hebt nun nach muslimischer Art die Hände, wie der Zaungast H.G. Dwight beobachten kann. Die anderen Muslime folgen seinem Beispiel, während die Christen ihre Mützen und Feze abnehmen und sich bekreuzigen. Die Zeremonie schließt mit einem gemeinsamen »Amen«. Die Botschaft ist klar. Die »konterrevolutionären« Elemente sind es gewesen, die mit dem Virus der nationalen und religiösen Zwietracht die Einheit der osmanischen Nation zerstören wollten.

Alles kommt darauf an, die Ereignisse in Adana als einen »Betriebsunfall« herunterzuspielen und jede Verantwortung dafür von sich zu weisen. Ein internationales Hilfskomitee für die Opfer der Massaker unter der Leitung des Amerikaners William Peet wird in Konstantinopel gegründet. Ehrenvorsitzender ist der Großwesir, das Patronat übernimmt der neue Sultan Mehmed Reshad. Die Regierung kündigt an, gegen die »reaktionären, kriminellen Elemente, die die Armenier in einem Überraschungsangriff massakrieren und ausplündern wollten«¹⁰⁵, entschieden vorzugehen. Tatsächlich werden zwischen Juni 1909 und Dezember 1910 insgesamt 124 Aufrührer zum Tode verurteilt und gehängt. Auch hier hat symbolische Politik mitgespielt. Es war das erste Mal in der osmanischen Geschichte, dass Täter muslimischen Glaubens wegen ihrer Beteiligung an Christenmassakern verurteilt wurden.

Die wirkliche politische Konsequenz, die das Komitee aus den Ereignissen zieht, ist aber eine andere. Am 23. August werden alle politischen Vereinigungen, die den Namen ethnischer oder nationaler Gruppen führen, verboten und sofort sämtliche griechischen, bulgarischen und andere Minoritätenclubs auf dem Balkan aufgelöst. Am 27. September erlässt die Regierung ein »Gesetz zur Verhinderung von Bändertum und Separatismus«, das die Gründung spezieller »Jagdbataillone« in der Armee vorsieht, die im Kampf gegen die bewaffneten Guerillabanden der christlichen Minoritäten auf dem Balkan eingesetzt werden sollen.

»Zwei Wege standen den Jungtürken offen«, meint der Historiker Hans Kohn. »Sie konnten die Türkei in einen dezentralen Staat mit gemischten Nationalitäten verwandeln, der seinen verschiedenen Völkern Autonomie und die Erfüllung ihrer nationalen Ziele gewährte; sie konnten auch versuchen, die anderen Völker gewaltsam zu unterdrücken und so ein überwiegend türkisches Reich zu errichten. Die Jungtürken wählten die zweite Möglichkeit.«

Das Gesetz der Steppe

Jama-Oka war im März 1910, aus Mekka kommend, in Konstantinopel eingetroffen. Er war ein japanischer Offizier und hatte im Stab von General Nogi 1904 und 1905 am russisch-japanischen Krieg teilgenommen, der mit einer vernichtenden Niederlage der baltischen Flotte in der Tsushima-Straße und der dauerhaften Besetzung des südlichen Sachalin durch die Japaner zu Ende ging. Jama-Oka nannte sich jetzt El Hadj Omar, denn er war zum Islam übergetreten. Zwar gab es, seit Tokio 1907 eine Botschaft am Bosphorus eröffnet hatte, dort hin und wieder Japaner in der Öffentlichkeit zu sehen, doch der Besuch von Jama-Oka alias El Hadj Omar war eine Sensation in Konstantinopel.

Er wird überall herumgereicht und regelrecht gefeiert. Einen ganzen Monat bleibt er, und es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht in jungtürkischen Blättern wie *Tanin* oder *Tasviri Efkiar* an herausragender Stelle über die Aktivitäten des gläubigen Japaners berichtet wird. Konferenzen finden statt, auf denen sich muslimische Geistliche und jungtürkische Politiker über die Gründe seines Religionswechsels informieren können und auf denen Jama-Oka als neues Mitglied der Gemeinschaft der Gläubigen gefeiert wird. Dabei werden ihm Geschenke gemacht, unter anderem goldverzierte Koransprüche, die sich Jama-Oka, des Arabischen unkundig, allerdings ins Englische übersetzen lassen muss. Kurz vor seiner Abreise veranstalten jungtürkische Parlamentsmitglieder zu Ehren seines Übertritts einen Festabend. Jama-Oka erklärt dabei noch einmal, welche Gründe ihn unter die grüne Fahne des Propheten gerufen haben.

Christliche Missionare, berichtet am nächsten Tag die Presse, seien in Japan mit einer gegen den Islam gerichteten Hetzschrift aufgetaucht, in der Mohammed als Krieger abgebildet war, der das

Schwert des *Djihad* in der Hand hält und friedliche Völker bedroht. Doch gerade das habe auf ihn und viele seiner Offizierskollegen einen großen Eindruck gemacht, da die Japaner von Natur aus ein kriegerisches Volk seien.¹⁰⁶

Das Japanfieber, das Konstantinopel erfasst hatte, war keineswegs eine allein durch die exotische Figur El Hadj Omar ausgelöste Modewelle. Japan war sozusagen der vom Himmel geschickte natürliche Bündnispartner gegen den Erzfeind Russland. »Es liegt im gemeinsamen Interesse der Türkei und Japans«, meinte die *New York Times* nach der Eröffnung der japanischen Botschaft in Konstantinopel 1907, »sich gegenseitig zu unterstützen für den Fall, dass Russland versuchen sollte, seine gegenwärtigen Grenzen zu überschreiten.« Doch Japan war mehr als das. Es war ein Modell.

»Japans neuer Status wurde durch seinen entscheidenden Sieg über Russland in dem Krieg von 1904-1905 begründet, einen Sieg, den man in vielen Teilen der Welt als Triumph Asiens über Europa feierte«, so der Historiker William Cleveland. »Für viele Menschen wurde Japan zum Symbol dessen, was möglich, ja sogar notwendig war, wenn man sich der europäischen Vorherrschaft widersetzen wollte.« Japans Sieg hatte unter manchen türkischen Nationalisten im Osmanischen Reich eine fast millenarische Begeisterung hervorgerufen. Das Journal *Türk* verbreitete 1906 im Überschwang die Falschmeldung, dass der japanische Kaiser nach dem Sieg über die Russen zum Islam übergetreten war, und Abdullah Djevdet ging so weit, ihm aus diesem Grund sogar das Kalifat anbieten zu wollen.

Japan war auch ein Beweis für die Falschheit gewisser europäischer Theorien. Als Yusuf Achkura 1904 erklärte, die Rede von einem türkischen Nationalismus auf Rassengrundlage sei etwas ganz Neues, war das auch auf dem Hintergrund des japanischen Aufstiegs zu verstehen. Die Darwinisten hatten für die »türkische Rasse« nichts als Geringschätzung übrig, doch die japanischen Erfolge waren ein deutlicher Beweis dafür, dass die Rassenhierarchie der Darwinisten nicht stimmen konnte. »Einige Europäer und Osmanen, die alles imitieren, was sie sehen, ohne es zu verstehen, betrachten uns als eine Rasse auf der unteren Stufe der Rassenhierarchie«, erklärt *Surrayi Ümmet* seinen Lesern. »Schlicht und einfach ausgedrückt: Sie

betrachten die Türken als Menschen zweiter Klasse. Die Japaner, die aus der gelben Rasse abstammen, strafen diese Verleumdungen wider die Natur durch den Erfolg in ihrem Land und mit ihren Kanonen und Gewehren in der Mandschurei Lügen.« Die Japaner waren ein Kriegervolk. Das waren die Türken auch.

»Ich bin Türke, mein Glaube und meine Rasse sind mächtig«, hatte der Schriftsteller Mehmed Emin bereits um die Jahrhundertwende gedichtet. Er war der Erste, der in seinen Gedichten auf die Sprache des Volks zurückgriff und dabei die metrischen Maße alter türkischer Volkspoese aus kriegerischen, zum Teil vorislamischen Zeiten als Vorbild verwendete. Nach der Julirevolution von 1908 wird aus der kulturellen Ahnenforschung eine regelrechte Modeströmung. »Ich fühlte, wie tief die Bestrebungen der neuen Türkei im Wesen unserer Vorfahren verwurzelt sind«, schreibt die jungtürkische Schriftstellerin Halide Edib Hanum. Ihr kriegerischer Idealtypus des modernen Türken ist »der Typus eines Attila oder Dschingis Khan, der sich zu einem zivilisierten Menschen entwickelt hat«. ¹⁰⁷

Es ist, als hätten die Türken plötzlich in den Weiten Asiens ihre »Eigentlichkeit« wieder entdeckt. »Die Gefühle, die in meinem Blut pulsieren, sind das Echo meiner Vergangenheit«, dichtet Ziya Gökalp. »Mein Attila, mein Dschingis, diese heroischen Gestalten, der Stolz und Ruhm meiner Rasse, sind ebenso bedeutend wie Alexander oder Cäsar.« Das archaische Gesetz der Steppe kommt, parallel zum europäischen Primitivismuskult, in diesen Jahren in Mode und wird zu einem weiteren Unheil verheißenden Schlüssel des türkischen Erwachens. Es sei nun das Gebot der Stunde, so Gökalp, dass die Türken »sich selbst erkennen« und erwachend zu diesen ihren Wurzeln zurückkehren¹⁰⁸, um der Welt zu zeigen, dass »Opfer und heroische Taten, die man im Allgemeinen für unmöglich hält, die menschlichen Kräfte nicht übersteigen«. Weit davon entfernt, überlegen zu sein, sei der Westen »auf einem verfaulten und zerfallenden Fundament gegründet und dem Untergang geweiht«, erklärt Gökalp. »Die neue Zivilisation wird von der türkischen Rasse geschaffen werden, die im Unterschied zu anderen Rassen nicht durch Alkohol und ein ausschweifendes Leben verdorben ist, sondern sich in ruhmreichen Kriegen gestärkt und verjüngt hat.«

Ziya Gökalp ist so etwas wie der Chefideologe des Komitees. 1876 in Diyarbakir geboren, hat er 1896 den heiligen Eid auf Koran und Revolver abgelegt, als er in Konstantinopel die Hochschule für Tiermedizin besuchte. Hier in der Hauptstadt, schreibt er später, hatte er sich zum ersten Mal »als Türke gefühlt«. Als Gökalp 1897 mit anderen eine Demonstration gegen Abdul Hamid organisieren will, wird er verhaftet und nach Diyarbakir zurückgeschickt. Gökalp beginnt dort, Gedichte in der türkischen Volkstradition Mehmed Emins zu schreiben und auf der Grundlage der autodidaktisch angeeigneten Schriften des französischen Soziologen Emile Durkheim eine eigene Theorie des Nationalismus zu formulieren.

Vor der Revolution in den Jahren 1905-1907, als es in Diyarbakir immer wieder zu kleineren Unruhen kommt, macht er dort durch seine antiarmenischen Aktivitäten von sich reden. 1909 wird er als Delegierter von Diyarbakir auf den Parteitag des Komitees nach Saloniki entsandt und dort in das Zentralkomitee gewählt, dem er bis 1918 angehören wird. Ziya Gökalp, eng mit Talaat befreundet, auf den er großen Einfluss hat, wird einer der Wortführer des türkistischen Flügels in der Partei. »In Wahrheit kann es für verschiedene Völker kein gemeinsames Zuhause und Vaterland geben«¹⁰⁹, meint Gökalp, »eine Nation ist keine freiwillige Vereinigung wie eine politische Partei, der ein Mann aus eigenem Entschluss beitreten kann.«¹¹⁰ Unter den Voraussetzungen des Osmanischen Reichs sind solche Aussagen nichts weniger als das Programm einer mit dem Argument der historischen Notwendigkeit sanktionierten künftigen »ethnischen Säuberung«.

»Dass das Komitee überhaupt nicht mehr daran denkt, all die nichttürkischen Elemente auf friedlichem und verfassungsmäßigem Weg zu osmanisieren, ist seit langem deutlich geworden«, schreibt damals der britische Botschafter an Sir Edward Grey. »Für sie bedeutet ›osmanisch‹ offensichtlich ›türkisch‹, und ihre gegenwärtige Politik der Osmanisierung läuft darauf hinaus, alle nichttürkischen Elemente in einem türkischen Mörser zu zerstampfen.« Es ist die Zeit kurz vor dem Beginn der mörderischen Balkankriege, als sich zum Jahrestag der Eroberung Konstantinopels plötzlich Mengen von Gläubigen in der heiligen Fatih-Moschee am Grab des Eroberers

einfinden. »Tausende pilgerten in einer langen Prozession zum Grab von Konstantinopels großem Eroberer, um seinen geheiligten Geist anzurufen und sich für die anstrengende Aufgabe, die vor ihnen lag, Mut zu machen«, berichtet ein Beobachter: »Die Menschen hatten das Gefühl, als ob Konstantinopel zum zweiten Mal erobert worden war.« Hätte doch Mehmed der Eroberer, sagen sich viele, damals alle Christen konsequent unter die Fahne des Propheten gezwungen, dann gäbe es heute keine orientalische Frage. Eine Stimmung endlich wiedergefundener Größe beherrscht vor Ausbruch des Krieges viele Köpfe und macht sich wie ein Aphrodisiakum bemerkbar. »Auf nach Sofia!«, rufen militante Demonstranten in Konstantinopel, »nieder mit der Gleichheit!« Ziya Gökalp beschwört einen »neuen Attila«, um Europa davor zu warnen, die Türken würden den Balkan niederwalzen wie einst die Hunnen mit ihren wilden Horden aus der asiatischen Steppe das Römische Reich. Doch das Ergebnis ist ein Desaster.

Bereits nach wenigen Wochen ist der erste Balkankrieg militärisch entschieden. Das Osmanische Reich hat dabei fast sein gesamtes europäisches Territorium verloren. »Zuerst hielt man die Wahrheit zurück«, berichtet H.G. Dwight nach den ersten großen Niederlagen dieses schnellen und auf beiden Seiten mit unvorstellbarer Grausamkeit geführten Krieges. »Kaum ein Offizier hatte seinen Freunden keine Postkarten aus Sofia oder Belgrad oder Cetinje oder Athen versprochen. Und dann noch von den ehemaligen Leibeigenen besiegt zu werden!« Eine Dolchstoßlegende vom »christlichen Verrat« macht die Runde. »Eure Zivilisation ist ein Gift«, schreibt Ismail Enver damals an eine europäische Freundin, »aber ein Gift, das einen wach macht und nicht mehr schlafen lässt.« Ziya Gökalp sinnt auf Rache. »Uns bleibt nur noch wenig Zeit«, schreibt er sich selbst und seinen Genossen ins Stammbuch.

Während des kurzen Friedens zwischen dem ersten und dem zweiten Balkankrieg besucht Johannes Lepsius Konstantinopel. Von Konstanz kommend, hat sein Schiff am 11. Juni 1913 mittags gegen ein Uhr am Kai von Galata anlegt. Auf der Fahrt durch den Bosphorus ist er beim Anblick der »Schönheit dieser Königin der Städte«,

mit der ihn seit seinem ersten Besuch 1896 eine intensive Beziehung verbindet, über den »Ozean von Licht und Luft, der sich über den Bosphorus, über das Goldene Horn und das Marmarameer, über die Uferstädte von Stambul, Pera und Galata und das jenseitige Skutari ergießt«, ins Schwärmen geraten.¹¹¹ Er ist in halboffizieller Mission des Auswärtigen Amts wegen der auf europäischer Ebene wieder aufgenommenen Verhandlungen über Reformen in den armenischen Provinzen Ostanatoliens unterwegs.

»Die Zustände in Armenien sind unter der jungtürkischen Regierung ebenso unerträglich geblieben wie zur Zeit des Sultans Abdul Hamid«, schreibt er noch vor seiner Abreise. »Alle Versprechungen, die armenische Bevölkerung vor den Raubüberfällen der Kurden zu schützen und die notwendigen Reformen in der Verwaltung, der Justiz, der Gendarmerie und dem Polizeiwesen einzuführen, Versprechungen, die die Pforte im Berliner Vertrag allen Großmächten gemeinsam, und in der zyprischen Konvention noch einmal England insbesondere gegeben hat, sind bis auf den heutigen Tag, also in einem Zeitraum von 35 Jahren, auf dem Papier geblieben.«¹¹²

Am Kai von Galata wird Lepsius vom Dragoman, dem Dolmetscher des Hotels »Germania«, erwartet. Mahmud Schevket Pascha, der General, der Abdul Hamid abgesetzt hatte, ist zu dieser Zeit Großwesir. Auch ihn will Lepsius treffen. »Ist Mahmud Schevket Pascha noch am Ruder?«, fragt Lepsius den Dragoman, offensichtlich vorausahnend, dass in diesen unsicheren Zeiten vieles während seiner Abfahrt aus Berlin passiert sein kann. »Gewiss«, ist die Antwort, »hier ist alles ruhig.« Links die belebte Galatabrücke vor Augen, geht die Fahrt hinauf ins Europäerviertel Pera. »Halb Paris, halb Levante«, kommentiert Lepsius den ganz eigenen Charme dieser Gegend. Die neuen Straßenbahnen fallen ihm auf. Am Taksimplatz sieht er plötzlich mehrere Polizeipatrouillen. Da hört er auch schon den Verkäufer eines Extrablatts der französischsprachigen Presse ausrufen: »Attentat sur le Grand Vizier!« Mahmud Schevket Pascha war, während Lepsius' Schiff in Galata vor Anker ging, am Bayezit-Platz aus einem Automobil heraus erschossen worden.¹¹³

Der Mord an Mahmud Schevket Pascha leitete das Ende eines turbulenten Machtkampfs ein, der den ersten Balkankrieg begleitet

hatte. 1912 war das »Komitee für Einheit und Fortschritt« durch einen Putsch, der erfolgreicher verlief als drei Jahre zuvor, entmachtet worden. Es war ein eher liberales Kabinett, mit dem der Balkankrieg begann. Doch als Mitte November 1912 die bulgarische Armee vor den Toren Konstantinopels steht und Adrianopel eingekreist ist, sieht das Komitee eine Gelegenheit gekommen, die Zügel wieder in die Hand zu nehmen. Es verbreitet die Falschmeldung, die Regierung sei zur Übergabe Adrianopels bereit.

Am 23. Januar erzwingt sich eine kleine Gruppe von komiteetreuen Offizieren unter der Führung von Enver den Weg ins Kabinett, erschießt den Kriegsminister Nazim und zwingt den Großwesir Kamil mit vorgehaltener Pistole, seinen Rücktritt zu unterschreiben. Die Leiche Nazims liegt noch im Zimmer des ersten Adjutanten des Großwesirs, als Djemal Pascha, später mit Talaat und Enver einer der drei Diktatoren des Landes, von Mahmut Schevket zum Militärgouverneur von Konstantinopel ernannt wird. Djemal ist es auch, der für den im Namen des Komitees ermordeten Nazim am 24. Januar 1913 ein Staatsbegräbnis mit allen militärischen Ehren organisiert.

»Es herrschte an diesem Tage trübes Wetter. Eine tiefe Traurigkeit erfüllte meine Seele«, lügt er in seinen Erinnerungen voller Selbstmitleid. »Die Bulgaren standen vor Tschadaldja, die griechische Flotte versperrte die Meerenge der Dardanellen, die Kriegsschiffe der Großmächte waren vor Beschiktasch verankert, jeden Augenblick bereit, Konstantinopel zu besetzen. Wir aber, die leider nicht imstande gewesen waren, schwachen und machtlosen Händen die Zügel der Regierung mit gesetzlichen Mitteln zu entwenden, hatten uns genötigt gesehen, unsere Zuflucht zu einem Staatsstreich zu nehmen.«¹¹⁴ Die Führer der Liberalen werden sofort verhaftet und auf das Platzkommando gebracht.

Die Putschisten bilden ein »Komitee der nationalen Verteidigung«. Talaat erklärt in dieser Stunde Adrianopel, die alte Residenzstadt der Sultane, die ihren Anspruch auf Europa begründet hatte, zu einer Frage des Alles oder Nichts. »Das bedeutet, dass wir die nationale Ehre retten oder bei diesem Versuch untergehen werden«, lässt er verlauten. »Wir wollen keine Fortsetzung des Krieges, aber wir sind entschlossen, Adrianopel zu halten. Das ist eine unerläss-

liche Bedingung.« Mit dem Fall Adrianopels, das weiß Talaat, wäre das Reich über Nacht zu einer unbedeutenden asiatischen Macht abgesunken. Zu dieser Zeit ist Talaat bereits die alles beherrschende Figur. Er ist es, der als Parteichef des Komitees nach dem Staatsstreich die letzten Entscheidungen trifft. Mahmud Schevket Pascha wird neuer Großwesir, für die nächsten fünfmonatigen Monate.

Nach den Schüssen auf dem Bayezit-Platz am 11. Juni 1913, denen Schevket zu Opfer fällt, ergreift das Komitee endgültig die Macht. Djemal ordnet sofort eine Verschärfung des Kriegsrechts an und lässt nach einer vorbereiteten Liste reihenweise Verhaftungen von politischen Gegnern vornehmen, denen er vorwirft, sie hätten die Absicht gehabt, »in drei Tagen und drei Nächten alle Anhänger des Komitees massakrieren« zu lassen.¹¹⁵ Jede Opposition wird erbarmungslos ausgeschaltet. Talaat, Enver und Djemal etablieren eine offene Parteidiktatur in Konstantinopel. Enver säubert das Offizierskorps, um es mit politisch zuverlässigen Kadern neu zu besetzen. Es beginnt jetzt eine Periode des »jungtürkischen Terrors«, wie der russische Diplomat Andre Mandelstam die nun folgende Zeit genannt hat. Prinz Sabaheddin wird verhaftet, und Hunderte Oppositionelle werden nach Sinop deportiert.

In dieser Zeit ist Lepsius in Konstantinopel. Kaum jemand glaubt nach dem katastrophalen Verlauf des ersten Balkankriegs noch an eine lange Zukunft des Osmanischen Reichs. »Nur eine Stimme ist bei Einheimischen und Ausländern zu hören«, fühlt er sich in dieser Ansicht am Bosphorus bestätigt. »Noch zehn Jahre Galgenfrist, dann ist es aus mit der Türkei.«¹¹⁶ Aus diesem Grund ist die armenische Frage mit dem Balkankrieg plötzlich wieder auf die europäische Agenda geraten. Nach den Erfahrungen dieses Krieges, meint der deutsche Botschafter Wangenheim, sei es völlig unvorstellbar, »dass die Türken in ihrem buntscheckigen Reich fortfahren können, die Rolle der kraft Erobererrecht allein herrschenden Nation zu spielen«. Wie immer auch sich das Schicksal der Türkei nach dem Friedensschluss gestalten sollte, so viel sei sicher, dass das numerisch starke und wirtschaftlich tüchtige armenische Element sich in Zukunft mehr und mehr emanzipieren werde.¹¹⁷

»Wenn man jetzt die Reformen nicht in Angriff nimmt«, no-

tiert während des ersten Balkankriegs der in Bulgarien als Korrespondent akkreditierte russische Journalist Leo Trotzki, »wird es in Kleinasien unausweichlich zu Unruhen kommen. Aber die Türkei selbst ist nicht in der Lage, etwas Vernünftiges zu unternehmen, und deshalb wird eine Intervention Europas erforderlich sein.«¹¹⁸ Nicht grundsätzlich anders als der Sozialdemokrat Trotzki sieht das auch der russische Außenminister Sergej Sasonow, der im Mai 1913 die Botschafter der sechs europäischen Mächte zu einer Konferenz über die armenische Frage einlädt. Eine neu zu bildende großarmenische Provinz unter der Souveränität des Osmanischen Reichs schwebt den Russen vor, von der einige rein muslimische Grenzgebiete abgetrennt werden sollten.

Ob es Sasonow dabei tatsächlich in erster Linie um die dauerhafte Befriedung einer Grenzregion zu Russland ging, wie er behauptet, oder ob dahinter nicht auch die strategische Option einer späteren Annexion stand, lässt sich kaum eindeutig beurteilen. Wahrscheinlich beides. Jedenfalls steht die russische Initiative von Anfang an, und das besonders in Konstantinopel, unter dem Verdacht, mit einer armenischen »fünften Kolonne« territoriale Expansionspläne zu verfolgen. »Russland hat uns, ohne es zu wollen«, schreibt der Reformbeauftragte des armenischen Katholikos, Boghos Nubar, an Johannes Lepsius, »einen schlechten Dienst geleistet, als es die armenischen Reformen unter russischem Etikett präsentierte.«¹¹⁹

So viel ist richtig, dass Armenien für den Fall, »dass der Auflösungsprozess der Türkei nicht mehr aufzuhalten ist«¹²⁰, wie auch Botschafter Wangenheim zu bedenken gibt, für die europäischen Mächte nach dem Desaster der Balkankriege plötzlich interessant geworden ist. Dennoch wagt Lepsius Anfang 1913, im Jahr vor dem Ausbruch des Weltkriegs, eine zweckoptimistische Prognose. »Armenien wird entweder ein Bollwerk oder eine Fallgrube für die Türkei sein, je nachdem sie es will«, schreibt er. »Man scheint in der Tat auch in Konstantinopel begriffen zu haben, dass die armenische Frage der kritische Punkt ist, an dem sich das Schicksal des Reichs entscheiden wird.«¹²¹ Das hatte er jedenfalls vor seiner Reise so gesehen und seine Hoffnung dabei ganz auf Mahmud Schevket gesetzt, der in seiner kurzen Zeit als Großwesir einen Reformplan für die

gesamte asiatische Türkei einschließlich der armenischen Provinzen entworfen hatte.

Er selbst sehe ein, hatte Mahmut Schevket noch am 9. Juni dem österreichischen Botschafter Pallavicini zu verstehen gegeben, »dass in den armenischen Wilajets gewisse Reformen durchgeführt werden müssten, und er sei entschlossen, dies zu tun.«¹²² Drei Tage später ist Schevket einem Attentat zum Opfer gefallen.

Als am 1. Juli mit der Kriegserklärung Serbiens an Bulgarien der zweite Balkankrieg beginnt, befindet sich Lepsius im Inneren des Landes. Über Smyrna ist er nach Urfa gefahren, wo sein armenisches Hilfswerk tätig ist. Er kommt erst Anfang August wieder zurück nach Konstantinopel. Da ist der Ausgang für das an der Seite Serbiens in den Krieg eingetretene Osmanische Reich bereits entschieden. Adrianopel, die erste Sultansresidenz auf europäischem Boden, die man dauerhaft an Bulgarien verloren glaubte, ist zurückerobert. Nimmt man die dem Komitee nahe stehende Presse in dieser Zeit ernst, war dies das eigentliche Hauptkriegsziel. »Der osmanische Patriotismus ist nicht käuflich«, hatte Talaat auf einer Pressekonferenz verkündet. »Die Einnahme Adrianopels kostet das Blut unserer treuen und tapferen Armee, die bereit ist, sich bis auf den letzten Mann zu opfern, um die Stadt zu verteidigen.«

Enver ist am 22. Juli 1913 triumphal als Sieger in Adrianopel eingezogen. Obwohl er diesen Sieg in erster Linie der Tatsache verdankt, dass die Bulgaren, von einer rumänischen Invasion im Norden bedrängt, einen großen Teil ihrer Kontingente aus Thrazien zurückgezogen haben, ist die Wiedereroberung der ehemaligen Residenz Sultan Murats I mit der berühmten Selimiye-Moschee von kaum überschätzbarem symbolischen Wert. Für eine Zeit scheinen die schmerzlichen Niederlagen des ersten Balkankriegs vergessen. Als Lepsius Ende Juli nach Konstantinopel zurückkehrt, sitzt das diktatorisch regierende Komitee fester denn je im Sattel.

Lepsius hat in dieser Zeit eine entscheidende Rolle dabei gespielt, den Armeniern in Konstantinopel einen Reformplan nahe zu bringen, der stärker an den Vorstellungen der deutschen Diplomatie als der Russen ausgerichtet ist und der von der Überlegung ausgeht, dass man auf Grund der Mischbesiedlung Ostanatoliens kaum in

der Lage wäre, »auf ethnographischer oder historischer Basis die Grenzen für ein autonomes Armenien zu bestimmen«. ¹²³ In der Konsequenz sah der von Lepsius favorisierte Plan die Schaffung von zwei Provinzen in den armenisch bewohnten Gebieten Anatoliens vor, die jeweils einem ausländischen Generalinspekteur unterstellt werden sollten. Die Gendarmerie dort sollte paritätisch mit Armeniern und Türken besetzt werden, Christen und Muslime vor Gericht gleichgestellt sein. Armenisch sollte als zweite Amtssprache anerkannt werden. Im Prinzip entsprach dies auch dem politischen Programm der armenischen Dasnaken. Doch die Angelegenheit zieht sich hin. »Meine armenische Sache macht mir etwas Sorge«, schreibt Lepsius im November. Die Pforte und das hinter ihr stehende Komitee hatten die Reformen »einfach abgelehnt«.

Erst am 8. Februar 1914 wird der von Russland und Deutschland schließlich in letzte Fassung gebrachte Vertrag in Konstantinopel doch noch unterzeichnet. Die Armenier, berichtet in diesen Tagen das deutsche Konsulat aus Erzurum, seien »jetzt völlig ausgesöhnt und fühlen sich als treue Ottomanen«. Und weiter: »Die hiesige islamische Bevölkerung hat die Nachricht von der Annahme der Reformen ohne irgendwelche feindseligen Kundgebungen aufgenommen und dürfte auch nichts unternehmen, um die Durchführung derselben zu stören.« ¹²⁴

Doch anders als Mahmud Schevket Pascha, ein türkischer »Cromwell«, der als Militär immer eine gewisse Distanz zu den Führern des Komitees halten konnte, haben die neuen Herrschenden in Konstantinopel, Talaat, Enver und Djemal, die Notwendigkeit politischer Reformen in den armenischen Gebieten nie wirklich einsehen wollen. Immer wieder polemisiert die Komitee-Presse gegen die Reformdebatte, als sei sie eine Anmaßung von Leuten, die den ihnen zugewiesenen Platz in der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Die Armenier hätten einen schweren Fehler begangen, warnt das jungtürkische Blatt *Tanin* im Herbst, als das Patriarchat rein armenische Wahlen in den Ostprovinzen nach dem Prinzip des Minderheitenschutzes forderte. Die extremere *Taswiri Efkiar* meint, die Armenier hätten damit »die Regierung herausgefordert und in ihren Grundrechten verletzt«. ¹²⁵

Es waren allein die vor dem Weltkrieg zum letzten Mal einigen europäischen Großmächte, die durch diplomatischen Druck die Unterzeichnung des Reformwerks möglich machten. Wie die Stimmung wirklich war, konnte der neue amerikanische Botschafter Henry Morgenthau im Frühjahr 1914 von Talaat deutlich erfahren: »Talaat erklärte seine nationale Politik: Diese verschiedenen Blöcke im türkischen Reich, sagte er, hätten immer gegen die Türkei konspiriert. Wenn das, was von der Türkei übrig war, überleben sollte, fügte er hinzu, müsste er diese fremden Völker loswerden. ›Die Türkei den Türken‹, war jetzt Talaats Leitidee.«

In den Frühlingstagen des Jahres 1914 hat der amerikanische Journalist H. G. Dwight am Kai von Galata eine Begegnung mit einer alten türkischen Dame, die ihn irritiert. Auf dem Bosphorus zieht nicht weit vom Ufer ein Ausflugsdampfer mit einer sichtlich heiteren Gesellschaft seine Kreise. »Man könnte meinen, dass sie auf dem Weg zu einer Hochzeit sind!«, sagt die alte Frau vor sich her. »Und dann sah sie mich an und fragte plötzlich: ›Können Sie mir sagen, Effendi, warum Europa so sehr gegen uns ist? Haben wir in sechshundert Jahren überhaupt nichts Gutes getan?‹« Es war eine Zufallsbegegnung.

Das Leben in Konstantinopel hatte sich seit dem Ende des Krieges wieder einigermaßen normalisiert, doch das Jahr zuvor war fürchterlich gewesen. Zehntausende von Flüchtlingen aus dem Balkan hatten in ungeordneten Scharen die Stadt überschwemmt. »Wie viele kamen, weiß wahrscheinlich niemand«, so Dwight. »Tausende und Zehntausende wurden nach Kleinasien verschifft. Tausende blieben hier in der Hoffnung, zu ihren zerstörten Häusern zurückkehren zu können.« Doch sie sollten nie zurückkehren.

Die Regierungen Bulgariens und des Osmanischen Reiches hatten sich mit dem Ende des zweiten Balkankrieges auf einen Bevölkerungsaustausch geeinigt. Europa, das zu Beginn des Krieges großspurig verkündet hatte, es werde keine Veränderung des Status quo zulassen, war still geblieben bei diesem in der Geschichte bis dahin einzigartigen Vorgang, künstliche Völkerwanderungen rechtlich zu legitimieren. Ein ethnisch reines Bulgarien!, hieß die Devise auf der

einen Seite. Vor dem Weltkrieg, so Djemal Pascha aus türkischer Sicht, war »die Rassenfrage endgültig mit den Bulgaren geregelt worden, und es war innerhalb der osmanischen Grenzen auch nicht ein einziger Bulgare mehr zu finden«. Das liest sich so, als sei hier etwas ganz Selbstverständliches passiert. Es war in Wirklichkeit ein für das ganze Jahrhundert folgenschwerer Präzedenzfall.

Die »bulgarische Frage«, die seit den Tagen William Gladstones immer wieder die europäische Öffentlichkeit beschäftigt hatte, war mit diesem groß angelegten Menschentransfer ein für alle Mal gelöst. Die Art und Weise, wie sie gelöst wurde, macht aber auch deutlich, wie sich das Komitee den Umgang mit Minderheiten in der Konsequenz vorstellt. Als Nächstes trifft es die Griechen. »Die Griechen«, so Djemal Pascha, »verwöhnten Kindern gleich, die, indem sie ihrem König den Namen Konstantin XIII gaben, hofften, das Byzantinische Reich zu erneuern, ließen uns keinerlei Zweifel daran, dass eine endgültige Auseinandersetzung für die nächste Zukunft bevorstehe. Es schien somit geboten, alsbald vorbeugende Maßnahmen zu treffen, damit wir gegebenenfalls nicht den Verrätereien der Griechen im Innern des Landes preisgegeben waren.«¹²⁶

Hier allerdings ist, jedenfalls zu diesem Zeitpunkt, kein Bevölkerungsaustausch denkbar. Das Komitee hat, auch darin »Avantgarde«, Methoden erdacht, die den Griechen die Auswanderung »nahe legt«. 150000 Menschen verlassen in den Jahren 1914/15 das Osmanische Reich, nachdem sie hinreichend schikaniert worden sind, fünfzigtausend werden gewaltsam ins Innere Anatoliens deportiert. Es beginnt mit einer Kampagne »Kauft nicht bei Griechen!«. Ausländische Firmen, unter ihnen die amerikanische Nähmaschinenfabrik Singer in Smyrna, werden aufgefordert, ihre griechischen Mitarbeiter zu entlassen und stattdessen türkische Muslime einzustellen.

Als Erstes trifft es die Griechen an der ägäischen Küste. Die Propaganda inszeniert dort Kampagnen gegen christliche »Ausbeuter« und »Blutsauger«, um den Boykott zu legitimieren. Dr. Mehmed Nazim, »die treibende Kraft der Partei für Einheit und Fortschritt«, leitet die Boykottmaßnahmen. »Der Doktor sagte, dass die Arbeit der türkischen Regierung sehr kompliziert sei«, berichtet ein Augenzeuge, »und gab den Vorfahren der modernen Türken die Schuld,

die, obwohl sie siegreich waren und ganz Europa, ja sogar der ganzen Welt, die Stirn boten, ihren ritterlichen Gefühlen erlegen waren und die Christen am Leben gelassen hatten.«¹²⁷

Emissäre des Komitees reisen seit 1914 mit ihren Todesschwadronen an die ägäische Küste und nach Kleinasien, um zusammen mit den Lokalbehörden ausgewählte Griechen zu ermorden. »Gesetzlose türkische Banden tauchen in zunehmender Zahl in dieser Gegend auf und verbreiten eine Schreckensherrschaft unter den Christen aller Rassen«, so George Horton, der amerikanische Konsul in Smyrna. »Sie erschossen einen Griechen in einem benachbarten Dorf und verwundeten einen der Minenarbeiter am Bein. Einige sagen, dass sie Komitatschis sind, die das Komitee entsandt hat, das die eigentliche Regierung oder die dahinter stehende Macht ist, um die Christen zu terrorisieren und zu vertreiben. Sechs Griechen, die davon lebten, dass sie in einem Staatsforst Holz fällten und es zu Holzkohle verarbeiteten, wurden von Türken getötet und enthauptet.«¹²⁸

Führer dieser Banden ist der schon erwähnte Kuschubashi Esref, einer der treuesten *Fedais* Enver Paschas, der seit Januar 1914 Kriegsminister ist. »Die Rede vom mngläubigen Izmir« [Smyrna] war nicht nur eine Metapher«, versucht Esref später diese Einsätze zu rechtfertigen. »Wir waren dort wirklich nicht Herr und Meister, nicht einmal Wächter. Als es nun primär darum ging, das Land von den inneren Tumoren zu säubern, wandte sich die nationale Aufmerksamkeit Izmir zu.«

Das passierte, nachdem Enver am 23. Februar 1914 Kuschubashi Esref zum ersten Mal in dieser Sache ins Kriegsministerium beordert hatte. Enver beschwört dort den bevorstehenden Niedergang des Reiches. Schuld daran sei allein die Illoyalität der nichtmuslimischen Bevölkerung. Um das Reich zu retten, müsse man jetzt einen »großen Plan« vorbereiten, um, so wörtlich, »die Schäden am Erbe der Vergangenheit auf ein Mindestmaß« zu begrenzen. Esref berichtet von weiteren Treffen mit Enver im Ministerium und im Zentralkomitee von »Einheit und Fortschritt« im Frühjahr und Sommer 1914, zu denen man »vertrauenswürdige« Elemente aus Anatolien hinzugezogen und »unter einem Vorwand« nach Konstantinopel

bestellt habe, damit die Sache nicht ruchbar würde. Nur ein ausgewählter Kreis des Kabinetts war über diese Treffen informiert. Es geht dabei um zwei Themenbereiche. Erstens um die endgültige Ausschaltung der politischen Opposition. Zweitens um »separatistische, nichttürkische Elemente, die die Einheit des Reichs mit heimlichen und offenen Mitteln bedrohen«. In diesen Sitzungen werden zum ersten Mal auch konkrete Umsetzungspläne erörtert.¹²⁹

Die Methode »Hassans des Seemanns«, die Mehmed Nazims Bewunderung in Bulgarien gefunden hatte, wird in Smyrna wieder einmal zu einem Mittel der Bevölkerungspolitik. Nazim, der vor der Revolution einige Zeit inkognito als Tabakhändler in der Hafenstadt am Mittelmeer verbracht hatte, besitzt hier nach wie vor beste Verbindungen, die er jetzt wieder ausspielen kann. Er ist der Mann der Organisation und der Propaganda. Er sorgt dafür, dass türkische Schüler im mehrheitlich griechischen Smyrna das Lied vom Tod lernen. »Rache! Rache! Rache!«, hört George Horton Jugendliche auf Smyrnas Straßen gegen die Griechen grölen: »Wir bringen sie um, wir schlagen sie in Stücke / Wir werden bis zu den Knien in ihrem Blut baden.«¹³⁰ Wahrscheinlich waren dies Trupps einer komiteenahe »türkistischen« Jugendorganisation, einer Art »Enver-Jugend«, die der Kriegsheld nach den Balkankriegen systematisch an allen Schulen als paramilitärischen politischen Nachwuchs heranzuziehen versuchte.

Kushcubashi Esref ist der Mann fürs Grobe. Er überzieht das Land mit seinen Schwadronen. Im Einzelfall werden dabei ganze Dörfer massakriert, die anschließend mit Flüchtlingen aus dem Balkan besiedelt werden sollen — eine komplementäre »Heim-ins-Reich«-Politik. Jeder Grieche, der sich in diesem Hetzjagdklima zum Auswandern entschließt, muss eine Erklärung unterschreiben, dass er diesen Schritt freiwillig unternommen hat. Das Komitee legt großen Wert darauf, die Sache als ein Ergebnis »normaler« ethnischer Spannungen erscheinen zu lassen. Doch es sind in Wirklichkeit geheime »Spezialkommandos«, die *Fedaii* der Partei unter Kushcubashi Esrefs Führung, die hinter jedem »spontanen Volkszorn« stehen. Den politischen Staatsbeamten wird die strikte Weisung erteilt, sich aus allem herauszuhalten, um anschließend behaupten zu können, bei

den Übergriffen habe es sich um unvorhersehbare Aktionen aufgebrachter Bürger gehandelt.

Bedri Bey, der Polizeipräfekt von Konstantinopel, gibt jedoch später gegenüber Henry Morgenthau offen zu, dass das nicht stimmt. Vielmehr sollte hier ein erfolgreiches Exempel statuiert werden, das man jederzeit auch gegen »alle anderen Völker des Reichs« anwenden konnte. Im Prinzip also auch gegen die Armenier, falls sich trotz oder vielleicht sogar wegen des europäischen Reformplans vom Februar 1914 dazu ein Anlass finden sollte.

Ein Sohn ist uns geboren

Am Abend des 1. August 1914 sieht Djemal Pascha, zu dieser Zeit Militärgouverneur von Konstantinopel und einer der drei Diktatoren des Landes, im Villenviertel Schichli nördlich des Taksimplatzes ein Auto in die Straße einbiegen, in der Enver Pascha, der 33-jährige Kriegsminister, seit kurzem ein standesgemäßes Landhaus bewohnt. In dem Auto sitzen zu seiner Überraschung seine engsten politischen Freunde – Enver, Talaat und Halil Bey, Envers jugendlicher Onkel. »Ich fragte mich, woher sie um diese Tageszeit wohl kommen könnten«, so Djemal. »Ich fasste den Verdacht, dass meine Freunde Unterredungen und Geschäfte haben könnten, die sie mich nicht wissen lassen wollten.«¹³¹ Ein Anruf bei Enver kurz darauf, der ausweichend auf seine Fragen antwortet, bestätigt ihn in diesem Verdacht. Am nächsten Nachmittag wird Djemal zum Großwesir gerufen. Er kommt zu spät, weil ein mit ungewöhnlich heftigen Stürmen versetzter Wolkenbruch ihn unterwegs aufhält, sodass er in Galata ein Motorboot besteigen muss, um nach Stambul überzusetzen.

Said Halim überrascht ihn bei der Audienz in der Hohen Pforte mit einem *fait accompli* von allerhöchster Tragweite. Man habe an diesem Vormittag, so der Großwesir, mit dem deutschen Botschafter Wangenheim einen Bündnisvertrag unterzeichnet. Das Gleiche werde mit dem österreichischen Botschafter Pallavicini geschehen. Die Entscheidung zu einer geheimen Allianz mit Deutschland ist tatsächlich unter Umgehung der politisch Verantwortlichen von vier Leuten des inneren Parteizirkels getroffen worden, und zwar, was Djemal niemals erfahren hat, nach einem Gespräch zwischen Enver, Talaat, Said Halim, Halil Bey und Wangenheim schon vor Ausbruch des Kriegs Ende Juli. Djemal war zu dieser Zeit auf Staatsbesuch in Paris. Auch jetzt werden nur wenige eingeweiht. Neben Djemal sind

das der Scheich-ul Islam, Djavid Bey, der Finanzminister, und zwei andere, die der Strippenzieher Talaat ins Vertrauen ziehen will. Den restlichen Ministern, so der Großwesir, wolle man »dieses Staatsgeheimnis« lieber erst einmal vorenthalten, da sie es sonst möglicherweise an die Öffentlichkeit bringen könnten.

Das Deutsche Reich befindet sich seit dem 1. August 1914 im Kriegszustand mit Russland. »Wenn Russland sich einmischt und direkte militärische Maßnahmen ergreift und wenn Deutschland seine Bündnisverpflichtungen gegenüber Österreich erfüllen muss«, heißt es im Artikel zwei des nicht nur unter Ausschluss der Öffentlichkeit, sondern unter Ausschluss des gesamten Kabinetts verhandelten und unterzeichneten Vertrags, »ist die Türkei in diesem Fall verpflichtet, ihre Zusagen an Deutschland zu erfüllen.« Für das Osmanische Reich war das ein *point of no return* in den weltweiten Krieg, der nun folgt.

Am 3. August beginnt die Vorbereitung zur Mobilmachung. Am 4. August erhält der vor der algerischen Küste operierende deutsche Panzerkreuzer *Goeben* von der Seekriegsleitung einen Funkspruch: »Bündnis geschlossen mit Türkei. *Goeben* und *Breslau* sofort gehen nach Konstantinopel.« Die *Goeben* und der Kreuzer *Breslau* operierten seit dem ersten Balkankrieg im Mittelmeer. Jetzt war ihnen die Rückkehr durch die Meerenge von Gibraltar verschlossen. Das war der Grund, weshalb Admiral Souchon, der Kommandeur der *Goeben*, den Kurs Richtung Ost halten ließ, auch nachdem Großadmiral Tirpitz den Befehl mit dem Hinweis auf »politische Gründe« plötzlich widerrufen hatte. Souchon war ein Haudegen, der, wie er selbst später schrieb, »im Notfall gegen den Willen der Türkei durch Dardanellen und Bosphorus hindurch den Krieg ins Schwarze Meer« getragen hätte. Am 6. August werden die beiden Schiffe in Messina mit neuer Kohle versorgt und seitdem durch Einheiten der britischen Flotte verfolgt. Am 7. August kommt es zu einem Gefecht mit dem britischen Kreuzer *Gloucester*.

Ein kleiner italienischer Dampfer mit amerikanischen Passagieren an Bord kann den Schlagabtausch aus sicherer Entfernung beobachten. »Gestern aßen wir an Deck zu Mittag, als ich am Horizont zwei seltsam aussehende Schiffe erblickte«, berichtet Mrs. Wertheim, die

Tochter des amerikanischen Botschafters Henry Morgenthau, nach ihrer Ankunft in Konstantinopel. »Der Kapitän erzählte uns, dass es sich bei den beiden großen Schiffen um deutsche handele, die im Mittelmeer aufgespürt wurden und nun versuchten, der britischen Flotte zu entkommen. Er sagte, dass die deutschen Schiffe von den britischen über das ganze Mittelmeer verfolgt wurden und versuchten, nach Konstantinopel zu kommen.« Als Morgenthau diese Nachricht dem deutschen Botschafter Wangenheim mitteilt, beginnt dort und auf der deutschen Militärmission in Konstantinopel eine Zeit der fieberhaften Aktivität.

Am 10. August abends um neun Uhr laufen die beiden deutschen Schiffe in die Dardanellen ein, nachdem Enver Pascha selbstherrlich die Erlaubnis dazu erteilt hatte. Die Verhandlungen hatten sich hingezogen, sodass Enver an diesem Abend zu spät zu einer Beratung des »inneren Zirkels« in der Hohen Pforte erscheint. Ein eigentümliches Lächeln stand ihm auf dem Gesicht, als er mit den geheimnisvollen Worten »Ein Sohn ist uns geboren« in die Runde platzte, wie Djemal Pascha berichtet. Was er damit meinte, war jedoch allen Anwesenden sofort klar.

Die beiden Schiffe waren ein Geschenk des Himmels, zumal die Briten kurz zuvor, am 21. Juli, die Lieferung von zwei bereits zugesagten schweren Kreuzern wegen der wachsenden internationalen Spannungen wieder abgesagt hatten, während die Amerikaner wenig dabei fanden, zur gleichen Zeit die Griechen mit der *Idaho* und der *Mississippi* zu beliefern. »Das Ende vom Lied ist jedoch«, so Enver an diesem Abend, »dass wir uns einer politischen Frage gegenübersehen. Wir müssen heute darüber einen Beschluss fassen!« In dieser Sitzung wird die Entscheidung gefällt, die deutschen Schiffe einfach zu »kaufen«. Gegen Mitternacht geht ein Ruf an Botschafter Wangenheim, in die Hohe Pforte zu kommen. Rücksprache mit Berlin muss gehalten werden. »Endlich, um vier Uhr morgens, kam die Antwort«, so Djemal Pascha. »Sie ermächtigte uns unter der Bedingung der Aufnahme des Admirals Souchon in den osmanischen Dienst zu der Erklärung, die Schiffe seien an die Türkei verkauft worden.« Um fünf Uhr löst sich die Runde auf.

Nach internationalem Recht wäre das Osmanische Reich als neu-

traler Staat verpflichtet gewesen, die *Goeben* und die *Breslau* spätestens nach vierundzwanzig Stunden wieder zum Verlassen ihrer Gewässer zu veranlassen, wenn es nicht seinerseits eine Kriegserklärung riskieren wollte. Dazu war aber zu diesem Zeitpunkt, wegen der Nachwirkungen der Balkankriege auf den Zustand der Armee, noch niemand wirklich bereit. Die Lösung war ein diplomatischer Taschenspielertrick, durch den gleich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden konnten. Die *Goeben* wurde in *Yavuz* und die *Breslau* in *Midilli* umgetauft. Die Mannschaften erhielten neue Uniformen und einen türkischen Fez, aus Admiral Souchon wurde nominell ein Flottenführer in türkischen Diensten. Er hat damit eine Position übernommen, die bis dahin von dem britischen Admiral Limpus ausgefüllt wurde, den man jetzt ohne viel Aufhebens nach Hause schickte.

»Die Alliierten wussten nicht, was sie tun sollten«, so der Historiker William Yale über den gelungenen Überraschungscoup. »Wenn sie sich weigerten, das Märchen vom Verkauf der deutschen Kriegsschiffe an die Türken zu akzeptieren, hätten sie der Türkei den Krieg erklären müssen, was ihren Interessen widersprach. Ohne von dem geheimen türkisch-deutschen Bündnis zu wissen, glaubten sie weiterhin unbesehen den Versprechungen, die der Großwesir und der Kriegsminister am 9. August in Bezug auf die türkische Neutralität abgaben. Prinz Said Halim versicherte nachdrücklich, dass nichts die Türkei an die Seite von Deutschland und Österreich bringen könnte, solange er Großwesir sei, während Enver Pascha dem russischen Botschafter vorlog, dass die Türkei noch kein Mitglied des Dreierbündnisses war.«

In der türkischen Bevölkerung löst dieser plötzliche und unerwartete Zuwachs an maritimer Stärke Wellen der Begeisterung aus. War damit doch zumindest den britischen Imperialisten mit aller Klarheit deutlich gemacht worden, dass sie nicht in der Lage sind, alles zu diktieren. Die jungtürkische Tageszeitung *İkdam* feiert den Coup in großen Lettern auf der ersten Seite als Triumph der osmanischen Regierung, und den Deutschen beschert die Aktion einen kaum zu überschätzenden Popularitätszuwachs. »Mit diesen«, so Botschafter Morgenthau über die beiden umgetauften Panzerschif-

fe, »wurde die türkische Marine stärker als die russische Schwarzmeerflotte und konnte einen russischen Angriff auf Konstantinopel verhindern.« Die Türkei beherrscht nun die Meerenge und kann sie jederzeit, wenn sie will, für den russischen Nachschub sperren lassen. Der Weg des Osmanischen Reichs in den Krieg ist jetzt unabweisbar geworden.

In diesen Tagen sollten die beiden Inspektoren, die der internationale Vertrag über die armenischen Reformen vom 8. Februar vorgesehen hatte, ihre Arbeit aufnehmen. Der ehemalige Verwaltungschef von Holländisch-Ostindien, Westenenk, und der norwegische Oberst Hoff waren nach Verhandlungen im Frühjahr dafür vorgesehen worden. Beide sind im Mai in Konstantinopel eingetroffen und haben ihre Verträge mit dem dafür zuständigen Innenminister Talaat Pascha unterzeichnet. Anfang Juni wird Oberst Hoff im Grandhotel *Tokatlian* an der *Grand rue de Pera* von Armen Garo empfangen, der sich bei ihm als sein zukünftiger Assistent einführen will. Garo, eine weltmännische elegante Erscheinung, hatte zu seiner Zeit als armenischer Abgeordneter von Erzurum im osmanischen Parlament das Projekt einer ohne ausländisches Kapital finanzierten Eisenbahnlinie von Konstantinopel nach Erzurum und Wan ausgearbeitet, das der wirtschaftlichen Entwicklung der Ostprovinzen und ihrer Anbindung an den Hafen am Bosphorus einen merkbaren Aufschwung verschaffen sollte. Er hatte sehr präzise Vorstellungen über eine zukünftige Politik dort, und diese Kompetenzen wollte er Hoff zur Verfügung stellen.

Doch die Initiative Garos wird von Anfang an sabotiert. Talaat winkt ihm mit einem Ministerposten in der Hauptstadt, um ihn unter Kontrolle behalten zu können. Er ist strikt gegen Garos Ernennung, weil er fürchtet, er könnte Hoff an die Wand spielen und selbst die eigentlich entscheidende Rolle im armenischen Reformprozess übernehmen. Schließlich weiß er aus eigener Erfahrung nur zu gut, wie man so etwas macht. Mitte Juni stellt Talaat Garo zur Rede und wirft ihm vor, er setze zu sehr auf Appelle an ausländische Mächte und auf deren Unterstützung, um seine politischen Ziele zu erreichen. Auch sei er, Talaat, strikt gegen eine paritätische Aufteilung von Gendarmerie und Verwaltung zwischen Armeniern

und Muslimen, obwohl er einen entsprechenden Vertrag erst kurz zuvor selbst unterschrieben hatte. Garo wirft Talaat daraufhin vor, er treibe mit seiner pantürkischen Politik das Osmanische Reich in den Ruin.

Das sind deutliche Worte, doch bei aller Schärfe des Tons geht es hier letztlich noch um innerosmanische Gegensätze und unterschiedliche Interessen zwischen politischen Partnern, auch wenn die Rollen von Anfang an ungleich verteilt waren und nicht auszuschließen ist, dass Talaats heimliche Agenda schon zu diesem Zeitpunkt eine ganz andere ist. Garo wird nicht Assistent von Oberst Hoff, der Anfang August in Wan ankommt und dort von dem amtierenden Wali Tahsin Bey mit eisiger Miene empfangen wird.

Der Ausbruch des Krieges und die Geheimabkommen mit dem Deutschen Reich haben auf die Ereignisse wie ein Durchlauferhitzer gewirkt. Plötzlich ist durch den Piratenakt mit der *Goeben* und der *Breslau* die über dem Osmanischen Reich schwebende Bedrohung Konstantinopels durch eine jederzeit vorstellbare russische Expedition wie ein Nichts im Äther verschwunden. Plötzlich sind alle Selbstzweifel nach dem Desaster der Balkankriege dahin. Und die mittelfristige Option auf Eintritt in den Krieg an der Seite der Mittelmächte lässt unerwartet irredentistische Phantasien wieder an Boden gewinnen: die Rückeroberung Ägyptens, Expansion in den Kaukasus, auf jeden Fall aber, dank deutscher Unterstützung, eine völlige Befreiung von jeder zukünftigen Einmischung ausländischer Mächte in die inneren Angelegenheiten des Osmanischen Reichs, auch in Fragen der armenischen Reformen.

Für den inneren Zirkel des Komitees für Einheit und Fortschritt ist der Eintritt in den Krieg bereits eine beschlossene Sache, als am 2. August 1914 der Kongress der armenischen Daschnaken in Erzurum beginnt.¹³² Es ist das erste Mal, dass die Partei einen Kongress im Land selbst abhält, und es zeugt von hohem Vertrauen in die Zukunft der jetzt endlich, nach 36 Jahren, in die Wege geleiteten armenischen Reformen, dass die Daschnaken damit auch die Vorstellung verbunden haben, ihr westliches Büro ganz von Genf nach Erzurum zu verlegen. Eine als Untergrundorganisation gegründete

Partei hätte sich damit endgültig als zivile politische Kraft im Osmanischen Reich etabliert.

Doch die Agenda des Parteitags, die sich unter anderem mit solchen Fragen beschäftigen sollte, wird durch die Ereignisse Anfang August 1914 schnell überholt. Talaat hatte die Daschnaken zu dem Kongress gedrängt, wahrscheinlich um dort selbst auftreten und mit ihnen über die bevorstehende Reformfrage verhandeln zu können. Doch die spielt plötzlich nur noch eine untergeordnete Rolle. Die Daschnaken sind gezwungen, über ihre Haltung zu der drohenden Kriegsgefahr zu debattieren. Die Loyalität zum osmanischen Staat wird dabei betont, und alle Armenier werden aufgefordert, einer eventuellen Mobilmachung bedingungslos nachzukommen, wie sie das auch während der Balkankriege getan haben. Gleichzeitig votiert der Parteitag einstimmig für eine neutrale Haltung des Osmanischen Reichs im Konflikt zwischen der Entente und den Mittelmächten.

Während der letzten Tage des Kongresses, »der Sohn« in Konstantinopel ist bereits geboren, erscheint in Erzurum plötzlich eine von Bahaeddin Schakir geführte Delegation, in deren Begleitung sich einige georgische und tatarische Vertreter befinden. Noch ist das Osmanische Reich eine neutrale Macht, als Schakir am 12. August von den Daschnaken verlangt, sich an einer Aufstandsbewegung der drei transkaukasischen Völker jenseits der russischen Grenze zu beteiligen, um damit einem bevorstehenden Einmarsch der osmanischen Armee in Russland den Boden zu bereiten. Die Daschnaken sollten unter den russischen Armeniern eine Revolte gegen Moskau anzetteln.

Das Komitee unterhielt, unter anderem über den *Fedaii* Ömer Naci, der auch zu Schakirs Delegation in Erzurum zählt, intensive Verbindungen zu tatarischen Untergrundorganisationen in Aserbaidschan. Ömer Naci war schon vor der Revolution als Spezialagent des Komitees im Transkaukasus tätig und hatte damals oft Unterstützung von örtlichen Daschnaken erhalten, was in ihm vielleicht die Illusion entstehen ließ, man könnte die gute Zusammenarbeit jetzt in größerem Maßstab fortsetzen. Auch zu entsprechenden Gruppierungen in Georgien gab es Kontakte.

Schakir verlangt nun von den armenischen Daschnaken, sie sollten unverzüglich Freiwilligenlegionen aufstellen, um der osmanischen Armee durch irreguläre Aktivitäten den Einmarsch in das armenische Hochland jenseits der russischen Grenze zu ermöglichen. Schakir verspricht sich davon neben Ortskenntnissen und verdeckten Aktionen vor allem auch eine propagandistische Wirkung, die es den Türken möglich machen würde, in Russisch-Armenien als »Befreier« einzumarschieren. Den völlig überraschten Daschnaken bietet er als Gegenleistung nach einem siegreichen Ende des Kriegs ein autonomes Gebiet unter osmanischer Kontrolle an, das die Provinzen Eriwan, Kars, Elisabethpol und einige Kreise der Provinzen Wan, Bitlis und Erzurum umfassen sollte. Er präsentiert ihnen sogar eine ausgearbeitete Karte mit den zukünftigen Grenzen der kaukasischen Regionen.¹³³

Dieser Auftritt Schakirs ist nichts anderes als ein ungeheuerlicher Erpressungsversuch. Von den armenischen Reformen, um die es auf diesem Kongress eigentlich gehen sollte, ist mit keinem Wort mehr die Rede. Sie waren nur so lange ein Thema, wie es um gute Beziehungen zu den europäischen Westmächten und Russland ging. Doch die befinden sich nun im Krieg mit Deutschland und Österreich-Ungarn. Jetzt geht es in den Augen Schakirs um etwas anderes, jetzt geht es um einen bevorstehenden Existenzkampf der Türkei, in dem sich die Fronten neu sortieren. Der Vorschlag Schakirs an die Armenier, sich als Guerillatruppen türkischen Großmachtplänen bedingungslos zur Verfügung zu stellen, ist sein letztes »osmanisches« Angebot. Wird es abgelehnt, ist in seinen Augen der Rubikon überschritten.

Statt auf dieses windige Autonomieangebot einzugehen, beharren die Daschnaken jedoch erwartungsgemäß auf der Einhaltung der kurz zuvor vereinbarten Reformen¹³⁴ und betonen zugleich, dass sie sich im Kriegsfall loyal verhalten würden. Im Prinzip votieren sie aber für eine osmanische Neutralität in diesem Konflikt.

Das Ungeheuerliche an dem Vorgang ist auch, dass Schakir es offensichtlich für ganz selbstverständlich hält, im Stil von Geheimorganisationen große Politik machen zu können. Er war durch nichts legitimiert, weder in seinem Aufruf zum Guerillakrieg noch in sei-

nem zweifelhaften Autonomieangebot. Hätten die Daschnaken im Übrigen Schakirs Vorschlag, armenische Kommandoeinheiten im Rücken der Russen aufzubauen, zugestimmt, hätten sie damit ihre Landsleute in Russland in unabsehbare Gefahr gebracht. Abgesehen davon war die offizielle Haltung des osmanischen Staats während der Mobilmachung im Sommer 1914 ohnehin bewaffnete Neutralität. Eine politische Entscheidung zum Eintritt in den Krieg stand zu diesem Zeitpunkt außer im »inneren Zirkel« des Komitees nirgendwo auf der Tagesordnung. Was Schakir hier mit den Daschnaken zu verhandeln versucht, sind Optionen einer totalitär auftretenden Partei, die weder durch das Parlament noch durch das Kabinett gedeckt sind. Die Daschnaken hätten sich also auch, wären sie auf sein Angebot eingegangen, auf die Ebene geheimer Abmachungen zwischen zwei Parteien unter Ausschaltung staatlicher Instanzen begeben. Doch das scheint Schakir wenig gestört zu haben.

»Das ist Verrat!«, ereifert er sich auf dem Kongress. »Ihr stellt euch in so einem entscheidenden Moment wie diesem auf die Seite Russlands, ihr weigert euch, die Regierung zu verteidigen, und vergesst, dass ihr ihre Gastfreundschaft genießt!«¹³⁵ Die Drohung mit dem Gastrecht gegenüber einem Volk, das schon viele Jahrhunderte lang in Anatolien lebte und dort längst über Städte, Kirchen, eine eigene Schrift und Sprache verfügte, bevor die Halbinsel von türkischen Stämmen erobert wurde, ist eine weitere Ungeheuerlichkeit.

Einen Tag nach dem Kongress teilt Schakir dem Generalsekretär des Komitees mit, was für ihn das Ergebnis seines Auftritts ist, nämlich »dass die Armenier nicht geneigt sind, mit uns zusammenzuarbeiten«.¹³⁶ Mit uns, das heißt: mit dem Komitee. Damit ist die Politik der Zusammenarbeit, die Schakir seit seiner Pariser Zeit Anfang des Jahrhunderts als taktische Variante verfolgt und der er immer misstraut hat, für ihn endgültig gescheitert. Mit offenem Visier kann er nun den ehemaligen Verbündeten als »inneren Feind« betrachten, den es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Unverzüglich befiehlt Schakir, ganz der »Stalin« des Komitees, seinem Stellvertreter in Erzurum, Filibeli Hilmi, und das ohne Rücksprache mit seinem eigenen Zentralkomitee, die Führer der Daschnaken auf der Rückreise von dem Kongress, der am 14. August zu Ende gegangen ist, zu

liquidieren. Der Anschlag scheitert jedoch, weil die armenischen Delegierten in letzter Minute ihre Reisepläne geändert haben.

Der Parteisekretär Midhat Sükrü, ein Intimus von Talaat Pascha, hat diese Lösung ohnehin vorläufig für inopportun gehalten. Noch verfolgt das Komitee eine andere Agenda. Sükrü antwortet auf Schakirs Meldung aus Erzurum am 30. August, wenn die Armenier nicht gewillt seien, mit »uns« zusammenzuarbeiten, dann sei es »erforderlich, den von uns festgelegten Weg vor ihnen geheim zu halten«. Noch fordert Sükrü aber Schakir zu weiteren Bemühungen um die Daschnaken auf¹³⁷, vermutlich um Unruhen in den armenischen Gebieten zu verhindern, die unvermeidlich ausgebrochen wären, wenn Schakirs Anschlag Erfolg gehabt hätte. Die Mordpläne sind damit fürs Erste auf Eis gelegt. Doch Armen Garo, der weiß, dass nach dem Auftritt Schakirs auf diesem Kongress eine Situation eingetreten ist, die jede weitere konstruktive Bemühung um die Implementierung von Reformen unmöglich macht, und der von Mordplänen auf seine eigene Person Wind bekommen hatte, flieht über die Grenze nach Russland.

Zwei Tage nach Ende des Daschnakenkongresses in Erzurum wird Oberst Hoff, der nach Wan entsandte norwegische Inspekteur, wieder nach Konstantinopel zurückgeschickt. Er war keine zwei Wochen im Amt gewesen. Die armenischen Reformen waren, dank der geheimen Abkommen mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, schon am Ende, bevor damit begonnen werden konnte. Niemand wollte sie, und der Krieg war für die türkistische Politik des Komitees auch unter diesem Gesichtspunkt ein Glücksfall, der es möglich machte, internationale Abkommen einfach zu missachten, weil sich die Garantiemächte jetzt auf dem Schlachtfeld gegenüberstanden.

Am 2. August, dem Tag der Unterzeichnung des Geheimabkommens mit dem Deutschen Reich in Konstantinopel und der Eröffnung des Daschnakenkongresses in Erzurum, beginnen die ersten konkreten Vorbereitungen für den Krieg gegen Russland. Vormittags war auf der deutschen Botschaft in Pera das Bündnis besiegelt worden. Am Abend findet im Zentralkomitee in Stambul eine geheime Sitzung statt, auf der die Bildung von bewaffneten

politischen Banden im Osten des Landes beschlossen wird, deren Aufgabe es sein soll, irreguläre Operationen jenseits der russischen Grenze zu unternehmen. Als Hauptquartier für diese Einsatzgruppen, die dem Kommando Bahaeddin Schakirs unterstehen sollen, ist Erzurum vorgesehen, wohin sich Schakir am nächsten Tag auf den Weg begibt. Die an der alten Seidenstraße gelegene Stadt mit ihrer starken armenischen Bevölkerung ist das strategische Zentrum des Ostens, nicht weit von der seit den letzten russischen Eroberungen 1876 nach Westen vorgeschobenen Grenze entfernt.

Doch die nun *Teskilati Mahsusa* genannten Sonderkommandos unterstehen nicht dem Kommando der Armee, sondern dem der Partei. Diese politische Truppe mit weitreichenden Kompetenzen und kaum definierbaren Einsatzfeldern ist nur dem »heiligen Komitee« und sonst niemandem verpflichtet. »Es ist eine Tatsache, dass diese Sonderkommandos Aufgaben durchführten«, so Kuschubashi Esref, einer ihrer Führer, »die den Regierungstruppen und den gesetzlichen Ordnungskräften strikt untersagt waren.«¹³⁸ Aus der Idee der »politischen Banden« hervorgegangen, die Schakir und Nazim bereits vor der Revolution nach dem Vorbild »Hassans des Schlächters« auf dem Balkan aufgestellt hatten, und der Idee der *Fedaii*, der bedingungslos der Partei ergebenden »Selbstaufopferungskämpfer«, verpflichtet, ist die *Teskilati Mahsusa* anfangs eigentlich nur die organisatorische Zusammenfassung bereits existierender irregulärer politisch-militärischer Kommandos.

Enver hatte die Rückeroberung Adrianopels im zweiten Balkankrieg nur der Unterstützung von 3500 *Fedaiis* zu verdanken, die noch vor der regulären Armee in die Stadt eingedrungen waren. *Fedaii* führten politische Morde durch, *Fedaii* operierten hinter den italienischen Linien während des Kriegs 1911 in Libyen. *Fedaii* wie Ömer Naci, der 1907 nach Paris geflohen war, um »Soldat für den *Djihad*« zu werden, hatten über Jahre Operationen im russischen und persischen Transkaukasus durchgeführt und dort funktionierende Verbindungsnetze aufgebaut. Sie arbeiten als Agenten und Propagandisten, oft mit hoher Intelligenz, als Bandenführer und Attentäter, meist ohne jeden Skrupel. Sie sind eine »schwarze Elite« der Partei, fest davon überzeugt, dass jeder Individualismus, jede Be-

rufung auf die menschliche Gleichheit die Nation in den Abgrund führt, wie ihr Chefideologe Ziya Gökalp predigt, und dass alles, was das Vaterland verlangt, ohne Ansehen heilig und gerechtfertigt ist. »Das Land des Feindes soll verwüstet, die Türkei vergrößert und zum Land Turan werden«¹³⁹, diese Zeilen aus einem Poem Gökalps sind ihr Credo. Die *Teskilati Mahsusa* ist die Speerspitze einer aus der Erinnerung an die heroischen Zeiten in der asiatischen Steppe wiedererwachten türkischen »Herrenrasse«, eine pantürkische »Totenkopforganisation«, die sich mit der Zeit immer mehr zu einem »Staat innerhalb des Staats« entwickelt hat, wie ein türkischer Historiker vermerkt.¹⁴⁰

Es war Enver Pascha, auf dessen Initiative die Gründung der *Teskilati Mahsusa* am 2. August 1914 zurückging. Enver unterstellte die Organisation zwar formal dem Kriegsministerium, doch dadurch wurde sie noch lange keine staatlicher Autorität unterstehende Truppe. Sie war und blieb ein präziser Ausdruck jenes grauen Bereichs, aus dem heraus das Komitee und seine Führer den Staat wie ihr Eigentum behandelten und regierten. Bahaeddin Schakir, im Übrigen kein Militär, sondern ein führender Parteiaktivist, leitet von Erzurum aus die Unternehmungen in den drei Einsatzgebieten Ostanatoliens. Mehmed Nazim übernimmt gemeinsam mit dem Obersten Polizeidirektor Aziz Bey die Koordination von Konstantinopel aus. Aziz ist ein alter Protege von Nazim, der ihn 1909 mit der Unterwanderung des Sultanspalasts beauftragt hatte. Er war 1911 für Geheimoperationen in Libyen zuständig und spionierte 1913 die ins Exil gegangenen Anhänger Prinz Sabaheddins in Kairo aus. Seit Anfang 1914 ist Aziz Polizeidirektor und damit Talaats Innenministerium unterstellt.

Üblicherweise hätte es eines Erlasses des Sultans bedurft, um eine solche Organisation ins Leben zu rufen. Doch den hat es nie gegeben. Die *Teskilati Mahsusa* ist eine durch mündliche Absprache entstandene informelle Gründung des »inneren Zirkels« des Komitees. Ihr Hauptquartier hat sie in Konstantinopel gegenüber der Druckerei der komiteetreuen Zeitung *Taswiri Efliair*. Finanziert wird die Truppe durch einen Geheimfonds in Envers Kriegsministerium. Die Einheiten der *Teskilati Mahsusa* stehen unter dem Kommando

von Offizieren, die zugleich politisch zuverlässige Parteimitglieder und »gute Türken« sind. Die Mannschaften selbst jedoch rekrutieren sich hauptsächlich aus amnestierten Sträflingen, die man einem Vorbereitungsdrill unterzieht, und Kaukasusflüchtlingen wie dem Tschetschenen Hamid Aga, »der zu den Banditen gehört, denen das Aufenthaltsrecht gewährt wurde«, und der in Diyarbakir eine umfangreiche Organisation für Einsätze im russischen Kaukasus aufgebaut hat.¹⁴¹

Diese *Teskilati Mahsusa* sollen im August 1914 in Erzurum einen pantürkischen Weltanschauungskrieg vorbereiten, der »die Vereinigung der außerhalb der Türkei lebenden Türken unter dem Türkismus« zum Ziel hat: der Tataren an der Wolga und auf der Krim, der turkstämmigen Kaukasier, der Aserbaidshaner, Kasachen, Kirgisen und Tadschiken bis zu den Usbeken, aller Völker Russlands also, die unter Gökaltys mythischem Schlachtruf *Turan*, »Turkvölker aller Länder, vereinigt euch!«, versammelt werden können. »Wir schickten Leute ins Innere Russlands, die die dortigen Verhältnisse kannten und patriotisch eingestellt waren«, so das ZK-Mitglied Atif Bey. »Mittels dieser bauten wir unter der dortigen einfachen islamischen Bevölkerung eine Organisation auf. (...) Wir schafften Sprengstoffe dorthin, um die Operationen der russischen Armee zu erschweren, um ihre Depots und so weiter zu vernichten.«¹⁴² Die meisten Kommandos wurden mit Booten in muslimischen Gegenden der Küste Georgiens ausgesetzt, spezielle Leute über die rumänische Grenze geschleust, einige auch über Schweden in den Norden Russlands gebracht.

Enver meint diese klandestinen Kriegsvorbereitungen vor dem Krieg, als er gegenüber dem österreichischen Botschafter Pallavicini Ende Juli 1914 durchblicken lässt, die Türkei sei jederzeit im Stande, »unter der mohammedanischen Bevölkerung Russlands sowie in Aserbaidshans einen ernsthaften Aufstand hervorzurufen«.¹⁴³ Schon lange vor dem Eintritt der Türkei in den Krieg befinden sich die östlichen Grenzgebiete in einem regelrechten Kriegszustand. Einheiten der *Teskilati Mahsusa* führen Angriffe in Russland durch, ohne die Kriegserklärung abzuwarten, und sie glauben dies dadurch verschleiern zu können, dass sie sich als einheimischer »Revolu-

tionsverein Kaukasus« ausgeben, in dem sich mit dem zaristischen Regime unzufriedene russische Muslime zusammengefunden haben sollen. Das Ziel ist, in den russischen Grenzregionen Unruhen zu erzeugen, damit die osmanische Armee nach dem offiziellen Kriegsbeginn beim Einmarsch ein leichtes Spiel hat.

In dieser Situation werden die Armenier, besonders nach der Auseinandersetzung mit Schakir auf dem Daschnaken-Kongress in Erzurum, zunehmend als Störfaktor betrachtet. Immer mehr und immer ausschließlicher werden sie vor allem von Militärs als »feindliches Volk« in einem wichtigen Aufmarschgebiet der bevorstehenden Auseinandersetzungen des großen Kriegs wahrgenommen. Zwar deutet nichts auf Unruhen oder einen Aufstand hin, doch die armenische Bevölkerung ist dem Krieg gegenüber sichtlich feindlich gesinnt. Nach der Abberufung der internationalen Inspekture und dem unerwarteten Ende der armenischen Reformen war die Stimmung ohnehin auf einem Tiefpunkt angelangt. Die ersten Härten des Kriegs machen sich bemerkbar.

Nach der allgemeinen Mobilmachung sind die wehrtauglichen Männer zur Armee einberufen worden, sodass häufig die Ernte auf den Feldern verkommt. Militärische Requisitionen treffen die Ostgebiete wegen der hohen Truppenkonzentration besonders hart. In vielen Fällen sind dabei armenische Bauern Opfer willkürlicher Übergriffe. »Rechtsverletzung, arge Vergehung am Eigentum des Einzelnen ist es unter allen Umständen«, so der österreichische Gebirgsjäger Victor Pietschmann, »wenn das Militär zum Beispiel den Händlern hier ganze Herden von Schafen und Ziegen wegtreibt und einfach erklärt, die Soldaten brauchten eben Lebensmittel. Den Bauern nehmen sie hier ihre Ernte weg, das Getreide und die anderen Feldfrüchte; mit der gleichen, wenig stichhaltigen Begründung.«

Die Abschaffung der »Kapitulationen«, der wirtschaftlichen und rechtlichen Privilegien für Ausländer, wird Anfang September überall im Land mit riesigen Freudentemonstrationen gefeiert, an denen in der Regel allerdings nur die muslimische Bevölkerung teilnimmt. »Jetzt haben wir diesen ersten Schritt zu unserer Unabhängigkeit getan«, teilt in diesen Tagen ein freudig erregter türkischer Beamter dem Deutschen Fritz Eckart mit. »Ob wir ihn behaupten können,

das liegt an euch und euren Siegen.«⁴⁴ Regelmäßig bricht Jubel unter Teilen der türkischen Bevölkerung aus, wenn deutsche Siege gemeldet werden, noch bevor das Osmanische Reich selbst offiziell in den Krieg eingetreten ist. Die armenische Bevölkerung reagiert auf solche Meldungen mit verhaltener Panik.

»Ein türkischer Vormarsch gegen Russland«, fasst Pietschmann die Lage in den armenischen Gebieten Ostanatoliens im Frühherbst 1914 zusammen, müsste »durch ein Gebiet gehen, das zum großen Teil eine von gegnerischer Seite wohl bearbeitete, verbitterte und feindlich gesinnte Bevölkerung aufweist, mit Truppen, die gleichfalls aus Söhnen dieses Volkes bestehen«.¹⁴⁵ Die Armenische Nationalversammlung, die am 11. September in Konstantinopel abgehalten wird, warnt vor diesem Hintergrund die armenische Bevölkerung in den Provinzen vor Provokationen und gibt ihr den Rat, auch in angespannten Situationen ruhig zu bleiben.

Doch die Stimmung wird von anderer Seite weiter angeheizt. Am 19. September erlässt das Oberkommando der 3. Armee eine geheime Weisung »an alle Einheiten« in Erzurum, Wan, Bitlis, Diyarbakir und Trapezunt, in der es heißt: »Die Bewegungen von Armeniern und anderen Nichtmuslimen werden streng überwacht und kontrolliert.«¹⁴⁶ Die Provinzbehörden werden angewiesen, »Milizen aufzustellen, um jede Revolte im Keim zu ersticken, ohne die Armee einbeziehen zu müssen«.¹⁴⁷ Die Milizen der *Teskilati Mahsusa* werden mit diesem Erlass zum ersten Mal ausdrücklich für innere Einsätze gegen nicht näher bezeichnete »Revolten« vorgesehen.

Der Hintergrund ist klar. Seit Bahaeddin Schakir nach dem »Vertrat« auf dem Daschnaken-Kongress im August feststellen musste, »dass die Armenier nicht geneigt sind, mit uns zusammenzuarbeiten«, hat sich im Komitee die Psychose eines armenischen »inneren Feindes« aufgebaut, vor dem man mehr denn je auf der Hut sein musste.

Für Leute wie Schakir war eine der wichtigsten Lehren der Balkankriege, dass der Kollaps der europäischen Teile des Reichs von einem Dolchstoß »untreuer Bevölkerungsteile« verursacht wurde. So etwas, ein »zweites Bulgarien«, sollte jetzt nicht noch einmal zugelassen werden. »Die Russen haben die Armenier, die in unserem

Land leben, durch Versprechungen aufgestachelt, dass man ihnen Unabhängigkeit in Gebieten gewährt, die sie sich vom osmanischen Land aneignen können«, heißt es in dem geheimen Erlass der 3. Armee. »Wenn der Krieg erklärt wird, werden armenische Soldaten in der osmanischen Armee den Feind mit ihren Waffen unterstützen.« Mit dieser durch nichts belegten Behauptung ist schon vor dem Eintritt des Osmanischen Reichs in den Weltkrieg der Kriegszustand gegen die armenische Bevölkerung erklärt worden. Armenische und nichtmuslimische Offiziere werden mit Angaben von Einheit und Herkunft in einer eigenen Datei erfasst und als jederzeit verdächtige potenzielle trojanische Pferde von allen »wichtigen Posten in den Hauptquartieren« fern gehalten.¹⁴⁸

Der pantürkische Weltanschauungskrieg, den Envers Truppen und Schakirs Spezialeinheit *Teskilati Mahsusa* in Erzurum vorbereiten, hat von Anfang an auch seine Ziele im Inneren des Landes. Im September hatte der Zar verkündet, dass der Tag der Befreiung der Armenier vom türkischen Joch nicht weit sei, und der kaukasische Vizekönig Worontsow-Daschkow hatte zur gleichen Zeit einen Plan für eine Revolte unter den Türkisch-Armeniern vorgelegt. Das waren im Prinzip nichts als Retourkutschen auf Schakirs Plan, die türkischen Armenier in einen transkaukasischen Aufstand jenseits der russischen Grenzen einspannen zu wollen, genauso windig und undurchdacht, doch Schakir und seine Leute können nach dem Prinzip »wer nicht für uns ist, ist gegen uns« darin nur eine weitere Bestätigung ihrer These eines von langer Hand vorbereiteten »armenischen Verrats« erblicken.

Die Daschnaken, heißt es jetzt in einem Lagebericht aus Envers Stab, hätten Schakirs Angebot eines gemeinsamen Kampfes gegen Russland nur deshalb abgelehnt, weil sie auf jenem Kongress im August »mit der Teilnahme der daschnakischen Delegierten, die aus dem Kaukasus ankamen«, längst auf die Seite der Russen übergewechselt waren. Nur aus Gründen der Tarnung hätten sie auf der Neutralität im kommenden Krieg bestanden, um sich in aller Ruhe mit genügend russischen Waffen auf einen Aufstand vorbereiten zu können. Auf dem Kongress habe es auch die folgenden konkreten Anweisungen für den Kriegsfall gegeben: »Abwarten, wenn die

osmanische Armee vorrückt. Bewaffnete Guerillabanden bilden und gezielte Operationen hinter den Linien durchführen, wenn die osmanische Armee sich zurückzieht oder zu einem Stillstand kommt.«¹⁴⁹ Merkwürdig genug, dass dem gewöhnlich über seine Nachrichtenkanäle bestens informierten Bahaeddin Schakir solche »Verschwörungen«, die ja weit mehr sind als nur die Verweigerung der Zusammenarbeit, nicht schon vor seinem Auftritt am Ende des Kongresses bekannt waren.

In Wirklichkeit hatte der Kongress jedoch für die Armenier noch in einer Phase optimistischer Erwartungen an eine gemeinsame osmanische Zukunft stattgefunden. Mit der Einführung international garantierter Reformen glaubte man nun endlich einen Zustand des Zusammenlebens mit anderen Volksgruppen zu erreichen, auf den die Armenier seit der Revolution von 1908 vergeblich gehofft hatten. Diese Reformen waren offiziell noch nicht rückgängig gemacht worden, als Envers Hauptquartier die Armenier bereits vor dem Krieg zu einer »feindlichen Nation« erklärt hat. Psychologisch gesehen bestand der »Verrat« jedoch ausschließlich darin, dass man die Armenier nicht zu Türken machen konnte. »Heute erkennen wir alle, dass die Vorstellung eines gemeinsamen Staates oder eines Vaterlands für verschiedene Nationalitäten ein leerer Begriff ist, der keine Hingabe, Begeisterung und Liebe vermittelt«, hatte Ziya Gökalp gelehrt, »es gibt keine echte Heimat und kein gemeinsames Vaterland für unterschiedliche Völker.«¹⁵⁰ Wer immer das behauptet, wie die osmanischen Armenier, so der Umkehrschluss, der lügt und hat in Wirklichkeit nur geheime Absichten zu verbergen.

Krieg

Djema! Pascha, seit einiger Zeit Marineminister, sitzt am Abend des 29. Oktober im Club *Cercle d' Orient* in Pera beim Kartenspiel, als er plötzlich vom Tisch gerufen wird. Jemand hat ihm die eilige Nachricht zu überbringen, dass an diesem Tag türkische Torpedoboote im Hafen von Odessa das russische Kanonenboot *Donetz* und den französischen Dampfer *Portugal* versenkt sowie zwei russische Kreuzer beschädigt hätten. Auch auf die Stadt sei geschossen worden. »Davon weiß ich nichts!«, ruft Djema!, der sich wieder einmal vom »inneren Zirkel« übergangen fühlt, irritiert aus.¹⁵¹ Doch selbst wenn der Zeitpunkt ihn überrascht haben mag, war er diesmal in die Pläne, Russland durch einen Überraschungsangriff in den Krieg zu zwingen, von vornherein eingeweiht. Die Türken hatten am 27. September die Dardanellen geschlossen und damit Russland von jeder Verbindung zum Mittelmeer abgeschnitten. Seitdem operierte die osmanische Flotte zum ersten Mal seit dem Krieg mit Russland 1877 wieder auf dem Schwarzen Meer.

Am 22. Oktober hatte Enver in Rücksprache mit Talaat und Djema! einen Geheimbefehl an den Flottenchef erlassen. »Die türkische Flotte«, heißt es da, »soll die Seeherrschaft im Schwarzen Meer eringen. Suchen Sie die russische Flotte auf und greifen Sie sie ohne Kriegserklärung an, wo Sie sie finden.« Admiral Souchon hatte auf eigene Initiative diesem Befehl Folge geleistet, als die *Goeben* am Morgen des 29. Oktober vor Sewastopol aufkreuzte und mit dem Bombardement der Hafenstadt begann. Bei dieser Aktion wird auch der russische Minenleger *Pruth* versenkt. Die Torpedoboote *Muavenet* und *Gairet* nehmen Kurs auf Odessa, die *Breslau* setzt den Hafen von Novorossisk in Flammen. Am gleichen Tag dringen Trupps von Beduinen unter osmanischer Fahne auf den Sinai vor und erobern

die Oase von Magdala. Von Morgenthau auf die Verletzung britischer Hoheitsrechte im ägyptischen Protektorat angesprochen, erklärt Talaat selbstbewusst, so etwas wie eine ägyptische Grenze werde nicht länger akzeptiert. Am 1. November verlässt der britische Botschafter Konstantinopel. Einen Tag später erklärt Russland dem Osmanischen Reich den Krieg. Nur wenig später folgen die Kriegserklärungen Englands und Frankreichs.

Am 10. September 1914 hatte der deutsche Türkeiexperte Ernst Jäckh geschrieben: »Einst kommen wird der Tag, da Deutschland in Konstantinopel den türkischen Hebel für die islamische Massenwucht in Bewegung setzen kann. Erst dann wird der deutsche Krieg zum Weltkrieg.« Am 11. November ist es so weit. Der Scheich ul-Islam verkündet den heiligen Krieg, der im Übrigen ausdrücklich zu irregulären Kriegspraktiken ermutigt, wie sie auch durch die *Teskilati Mahsusa* repräsentiert werden. In Millionenaufgabe wird der Aufruf in Deutschland gedruckt und mit Hilfe der *Teskilati Mahsusa* und deutscher U-Boote in den islamischen Ländern verbreitet. »Die Zeit zum Handeln ist gekommen«, heizt das jungtürkische Blatt *Ikdam* seine Leser ein. »Wir werden mit allen Kräften kämpfen, mit Klauen und Zähnen, Körper, Seele und Geist.« Geheime Pamphlete mit dem Aufruf »Nehmt sie gefangen und tötet sie, wo immer ihr sie findet« werden deutlicher. Sie enthalten präzise Anweisungen zum Mord und zur Bildung bewaffneter Banden.

Organisierte Demonstrationen mit der grünen Fahne des Propheten ziehen in diesen Tagen durch die Straßen Konstantinopels. Aus ihnen lösen sich am 20. November militante Gruppen, die im vornehmsten Hotel der Stadt, dem in armenischem Besitz befindlichen *Tokatlian* in Pera, eine regelrechte Verwüstungsorgie anrichten. »Binnen weniger Minuten war das Hotel innen völlig zerstört«, berichtet Morgenthau. »Sechs Männer, die Stangen mit Haken am Ende hatten, zerbrachen alle Spiegel und Fenster, andere zerschmetterten die Marmorplatten der Tische.« Ein Vorspiel des kommenden *Djihad*? »Der historische Tag der Abrechnung mit unseren Feinden ist gekommen«, triumphiert Hussein Djahid in der komiteenahen Zeitung *Tanin*. »Der Krieg ist für das türkische Volk, das sich seines Unterganges sicher war, wie ein Wunder.«

In Erzurum beginnt jetzt die fieberhafte Vorbereitung für einen Feldzug in den Kaukasus. Die Deutschen erwarten von ihren neuen Verbündeten Entlastung, nachdem die Niederlagen an der Marne im September deutlich gemacht haben, dass der Blitzkrieg gegen Frankreich gescheitert ist, und nachdem russische Truppen Österreich-Ungarn in Galizien empfindliche Niederlagen zugefügt haben. Die Mittelmächte müssen sich jetzt auf einen längeren Zweifrontenkrieg einrichten, für den eine stärkere Bindung russischer Kräfte im Kaukasus eine spürbare Entlastung bedeuten würde. Doch Enver verfolgt seine eigenen Ziele. Wenn es gelingen würde, die alte armenische Stadt Kars mit ihren Eisenbahnverbindungen nach Tblissi und in die kaspischen Ölfelder zu erobern, wäre der Weg frei nach Osten. Die Turkvölker Mittelasiens könnten vom russischen Joch »befreit« und über Afghanistan der Weg nach Indien erobert werden, um die Muslime Indiens zu einem Aufstand gegen die britische Kolonialherrschaft zu ermuntern. Tatsächlich hat es dort einige kleinere Meutereien gegeben.

In Singapur ermorden indische Muslime aus dem Pandschab 32 Europäer und befreien einige im Gefängnis internierte Deutsche als »Mitkämpfer im heiligen Krieg«, in Basra und in Rangun rebellieren afghanische Einheiten. Doch das sind einzelne Vorkommnisse im Vergleich zu den fantastischen Plänen eines bevorstehenden neuen türkischen Weltreichs und der Verbrüderung mit den so lange verloren geglaubten Völkern der Steppen Asiens, die im Winter 1914 in den Köpfen der von der Überlegenheit ihrer Rasse mehr denn je überzeugten jungen türkischen Kriegsaktivisten um Enver irrlichtern. Ihnen wollen die bevorstehenden Schlachten wie die Götterdämmerung eines umfassenden »letzten Gefechts« erscheinen. »Orientalischer Gedankenreichtum«, meint dagegen nüchtern der deutsche Generalstabschef Paul von Hindenburg, der durch »mangelnden militärischen Wirklichkeitssinn oftmals unfruchtbar gemacht wurde«. Ende Dezember übernimmt Enver das Oberkommando über die Kaukasusfront. Der Feldzug endet in einem Desaster.

100000 Mann unter dem Kommando General Woronzows auf russischer Seite stehen 150000 Mann der osmanischen Invasions-

armee gegenüber, unter ihnen, wie ein österreichischer Beobachter feststellt, »verhältnismäßig viele Armenier«, die »sich in dem Kampfe zwischen der Türkei und Russland ehrlich auf die Seite der Ersteren gestellt haben«. ¹⁵² Die Offensive beginnt Mitte Dezember mit einem Vormarsch über die Passhöhen auf die 15 Kilometer hinter der Grenze gelegene Stadt Sarikamis. Das Wetter ist schlecht, Schneestürme machen die Wege unpassierbar, die Truppe ist nicht für einen Winterkrieg ausgerüstet.

Doch Envers Strategie ist nicht nur deshalb riskant. Sarikamis soll in die Zange genommen, in Flankenbewegungen sollen Kars und Ardahan eingekreist und von dort die Truppen in Sarikamis entlastet werden. Selbst bei gutem Wetter hätte ein solcher Plan nur funktioniert, wenn jede Operation genau nach Zeitplan abgelaufen wäre. Doch den Russen gelingt es immer wieder, einzelne Flanken anzugreifen. Schließlich sind die erfolgreich bis Sarikamis vorgestoßenen halb verhungerten und mit unzulänglichen Munitionsvorräten versehenen osmanischen Abteilungen eingekreist und müssen sich ergeben. Von allen Verbindungen abgeschnitten, ist auch der Rückzug der restlichen Truppen ein Desaster. Hunger und Krankheiten, hervorgerufen durch unzureichende Ausrüstung und einen völlig desorganisierten Nachschub, fordern die meisten Opfer. Die Dritte Armee ist Anfang Januar 1915 praktisch vernichtet, nur 18000 Mann haben die schlecht geplante und unverantwortlich durchgeführte Operation überlebt.

»So endete Envers kühner Ablenkungsangriff«, kommentiert der britische Historiker John Buchan. »Er scheiterte vor allem, weil er seine Macht und Stärke überschätzt hatte, wie das auch früher bei Abenteurern der Fall war.« Eine Seifenblase ist geplatzt. Die Niederlage ist so umfassend, dass es niemandem unter der Androhung von harten Strafen erlaubt ist, öffentlich darüber zu sprechen. Für die nächsten Jahre ist an einen neuen Kaukasusfeldzug nicht zu denken. Bahaeddin Schakirs *Teskilati Mahsusa*, denen bei dem turanischen Weltanschauungskrieg durch den Kaukasus in die Steppen Asiens eine Vorreiterrolle zugedacht war, scheinen mit einem Mal ihre Aufgabe verloren zu haben.

Unmittelbar nach Ausbruch des Kriegs hatten der britische und der französische Konsul sowie der russische Militärattache in Erzurum ihre Pässe erhalten und waren abgereist. Die armenischen Angestellten der beiden Konsulate wurden verhaftet und nach Kayseri deportiert. Die drei armenischen Mitarbeiter des russischen Militärattachés hat man jedoch sofort ohne Urteil mit dem Strang hingerichtet.¹⁵³ Es ist offensichtlich, dass hier mit »Spionen« des Erzfeindes, über deren angebliche Vergehen man sich im Einzelnen keiner Rechenschaft schuldig fand, nun kurzer Prozess gemacht werden sollte. Ansonsten aber war »die Haltung der Türken gegenüber den Armeniern«, wie ein ehemaliger armenischer Offizier der osmanischen Armee berichtet, »zu Beginn des Kriegs mehr oder weniger gut«.¹⁵⁴ Doch dann kamen die ersten Kriegsgefangenen nach Erzurum, unter ihnen reguläre russische Soldaten armenischer Nationalität. »Die russischen Soldaten muslimischer Herkunft waren schon in Erzurum freigelassen worden«, berichtet ein Augenzeuge, »die meisten Armenier hatte man getötet und die Russen ihrer Kleidung beraubt.«¹⁵⁵

Die Spannung war langsam, aber stetig eskaliert. Als am 18. November 1914 die russische Schwarzmeerflotte, bestehend aus zwei Panzerschiffen, fünf Kreuzern und einigen Torpedobooten, vor der Reede von Trapezunt auftaucht und damit beginnt, in Antwort auf die Überfälle der Geschwader um die *Goeben* und die *Breslau* auf Odessa, Sewastopol und Novorissisk die Stadt zu beschießen, wird gezielt das Gerücht gestreut, dass damit ein armenisch-griechischer Aufstand provoziert werden sollte. Der Aufstand findet nicht statt und war auch nie geplant. Doch Teile der muslimischen Bevölkerung, an die Waffen ausgegeben wurden, haben das Gerücht offenbar ernst genommen, das Ufer besetzt und sind mit Patrouillen unter Führung der örtlichen Polizei auf die Suche nach potenziellen »Aufständischen« unterwegs gewesen. Drei Griechen werden dabei während eines Zwischenfalls verwundet.¹⁵⁶ In Folge dieser Ereignisse wird Bahaeddin Schakir am 1. Dezember durch Talaat von Erzurum nach Trapezunt geschickt¹⁵⁷, um dort Einheiten der *Teskilati Mahsusa* aufzubauen.

»Armenische Bevölkerung sehr beunruhigt befürchtet Massaker«,

telegraphiert der deutsche Konsul Schwarz Anfang Dezember 1914 aus Erzurum. Im Dorf Osni auf der Hochebene bei Erzurum ist einige Tage zuvor ein armenischer Priester von Banden der *Teskilati Mahsusa* durch Flintenschüsse getötet worden, aus dem Dorf Tewnik hat man die Männer vertrieben und Lösegelder erpresst. »Die armenische Bevölkerung behauptet«, so Schwarz, »dass es sich um eine von der türkischen Partei ›Ittihad‹ (Komitee für Einheit und Fortschritt) angezettelte Bewegung handle.«¹⁵⁸ Sichtlich ist niemandem das Auftreten der in Erzurum seit August konzentrierten Banden der *Teskilati Mahsusa* Bahaeddin Schakirs und der hinter ihnen stehenden Kommissare der Partei verborgen geblieben.

Ende November erst waren nach ihrer Entlassung aus Gefängnissen in Konstantinopel, Ismid und anderen Orten neue Scharen von Straftätern in die *Teskilati Mahsusa* eingegliedert worden. Diesen »unter der Bezeichnung Miliz militärisch organisierten türkischen Irregulären und Banden von Marodeuren« werden, wie Botschafter Wangenheim nach Berlin meldet, die »zahlreichen Plünderungen, Raubmorde und sonstigen Ausschreitungen gegen die armenische Landbevölkerung zur Last gelegt«.¹⁵⁹ Wahrscheinlich waren das noch keine von langer Hand geplanten Aktionen, doch es sind auch keine verwunderlichen Vorgänge angesichts der Tatsache, dass ganze Scharen von politischen Banden, deren Auftrag durch keine Bestimmungen des Kriegsrechts eingeschränkt ist und denen man ein Gefühl der rassistischen und religiösen Überlegenheit in einem künftigen Weltanschauungskrieg eingebläut hat, plötzlich die Etappe bevölkern, in der neben Requisitionen und der Suche nach Deserteuren auch immer die Angst vor potenziellen feindlichen Agenten, die man grundsätzlich als Armenier identifizierte, eine Rolle gespielt haben dürfte.

Als Wangenheim die Pforte auf diese Vorkommnisse aufmerksam machen will, erhält er von Großwesir Said Halim die Antwort, die Armenier seien größtenteils selbst verantwortlich für die Übergriffe. »Als Beleg hierfür«, berichtet der Botschafter nach seiner Audienz, »führte er an, dass die Armenier in dem Kriege offen gegen die türkische Sache Partei nehmen, und erwähnte u.a., dass die bulgarischen Armenier Russland eine Freiwilligentruppe zur Verfügung

gestellt hätten.«¹⁶⁰ Die Antwort fällt nicht anders aus, als zu erwarten war, doch sie ist natürlich eine Ungeheuerlichkeit. Leichtfertiger kann man kaum eine ganze »feindliche Bevölkerung« für alles Mögliche in Sippenhaft nehmen. Ohnehin ist die Stimmung im Komitee um diese Zeit schon an einem Punkt angelangt, wo eine wie auch immer geartete »Endlösung« der Armenierfrage für unausweichlich gehalten wird. »Wir Türken müssen die Armenier entweder samt und sonders ausrotten«, sagt Mitte Dezember das Komiteemitglied Major Nefis Bey zu Jakob Künzler, »oder wir müssen sie zur Auswanderung zwingen.«¹⁶¹

Nach der Niederlage von Sarikamis haben die Spannungen noch deutlich zugenommen. Obwohl es auch armenische Soldaten der osmanischen Armee sind, die im Januar geschlagen zurückkehren, und obwohl ihre Verluste nicht geringer gewesen sind als die ihrer türkischen Kameraden, setzt sofort die Suche nach den »eigentlichen« Schuldigen des Desasters ein. »Da stellten die Türken fest, dass armenische Freiwillige Seite an Seite mit den Russen kämpften«, so ein zeitgenössischer Bericht. »Das wurde überall verkündet und von den Türken hochgespielt; aber man unternahm nichts, bis bekannt wurde, dass Garo Pasdermadjian, ein Mitglied des osmanischen Parlaments und einer der Abgeordneten für Erzurum, eine Freiwilligeneinheit in der russischen Armee befehligte.«¹⁶²

Armen Garo Pasdermadjian war im September 1914, nachdem ihm Talaat die Zusammenarbeit mit Oberst Hoff verweigert hatte und nachdem er von Mordplänen der *Teskilati Mahsusa* gegen ihn Wind bekam, nach Tblissi geflohen. Am 16. September informiert er dort das Armenische Nationalbüro von dem Angebot, das Schakir auf dem Daschnaken-Kongress in Erzurum gemacht hatte, armenische Freiwilligenverbände über die russische Grenze zu schicken, um dort einen Aufstand unter den russischen Armeniern zu organisieren. Das Nationalbüro reagiert darauf mit der Rekrutierung armenischer Freiwilligenverbände, die auf russischer Seite gegen die Türken eingesetzt werden sollen. »Armenier werden in Russland als Freiwillige für den Krieg eingezogen«, berichtet Anfang Oktober der von einer verdeckten Mission in Russland zurückgekehrte *Teskilati-Mahsusa-Agent* »Ahmet«. »Die Führer dieser Einberufung von

Freiwilligen sind Aramalis in Sarikamis und ein Armenier namens Andranik in Kars.«¹⁶³

Offensichtlich wusste »Ahmet« zu diesem Zeitpunkt noch nichts von Armen Garo. Doch Garo hat bei der Aufstellung dieser Brigaden eine entscheidende Rolle gespielt, obwohl Freunde, besorgt um sein Ansehen und die Gefahr, in die er damit die türkischen Armenier bringen konnte, ihm davon mit Nachdruck abgeraten haben. Armen Garo, verbittert über die Erfahrungen der letzten Monate und vermutlich auch etwas zu sehr überzeugt von seiner eigenen Person, lässt sich von seinen Plänen nicht abbringen. Dem Londoner *Daily Graphic* hatte er leichtsinnigerweise und nicht ganz uneitel ein Foto geschickt, das ihn selbst und andere auf russischer Seite kämpfende »armenische Revolutionäre« in kämpferischer Pose zeigt. Bischof Krikoris Balakian, einer der zum Berliner Prozess geladenen armenischen Zeugen, hat Garo dafür als einen Narren bezeichnet, der nicht weiß, was er tut. »Dieser dumme Akt provozierte die türkischen Machthaber und die breite Öffentlichkeit noch mehr«, schreibt Balakian in seinen Memoiren, »die die Armenier schon hassten, wenn sie unbewaffnet und hilflos waren.«¹⁶⁴

Armen Garo Pasdermadjian hat für die Strategen des Komitees eine ähnliche Rolle gespielt wie später Herschel Grynszpan, der im November 1938 den deutschen Botschaftsrat Ernst von Rath erschoss, für die Nazis. Der nun folgende Terror in Erzurum hat etwas von einer jungtürkischen »Kristallnacht« an sich. Garos Bruder, der stellvertretende Direktor der Ottomanbank in Erzurum, wird am 10. Februar 1915 in Sippenhaft von zwei Soldaten, vermutlich Angehörigen der *Teskilati Mahsusa*, erschossen. »Zu dieser Zeit herrschte Terror in der Stadt«, so ein zeitgenössischer armenischer Bericht.¹⁶⁵ Als der Festungskommandant von Erzurum, der deutsche General Possedit, die Behörden auffordert, die namentlich bekannten Mörder Setrak Pasdermadjians zu ergreifen, wird die Sache bewusst verschleppt. Mitte April stellt man die Untersuchung des Falls offiziell ein. Possedit meint im Übrigen auch, die »Aufführung der Armenier« in Erzurum während der ersten Kriegsmonate sei »tadellos gewesen«. Er ist vielmehr der Ansicht, bei den meisten Anschuldigungen gegen Armenier sei in erster Linie »Konkurrenzneid im Spiel« gewesen.¹⁶⁶

Doch Bahaeddin Schakirs »Klub in Erzurum« hat stattdessen eine Proskriptionsliste mit den Namen von weiteren 22 Armeniern aufgestellt, die als Nächste ermordet werden sollen.¹⁶⁷ Sie zirkuliert in diesen Tagen in Schakirs Umfeld, dessen Aufmerksamkeit sich nach der Niederlage von Sarikamis ohnehin immer stärker auf den »inneren Feind« gerichtet hat. Für Bahaeddin Schakir ist das nichts Neues. Im Grunde blieb er stets davon überzeugt, dass die Armenier »planen, sich von uns zu trennen«, und dass sie jede Gelegenheit ausnutzen würden, um eine ausländische Intervention zu ihren Gunsten herbeizuführen. Sie sind für ihn nichts als eingeschworene »Feinde des Islam«, was sich nach seiner Ansicht in den ersten Monaten des Kriegs wieder deutlich gezeigt hat. Ihrer Subversionstätigkeit, ihrem Dolchstoß in den Rücken der türkischen Armee durch die armenischen Freiwilligenverbände unter der Führung des Verräters Armen Garo war die Niederlage bei Sarikamis in Wirklichkeit zu verdanken. »Ein Armenier hat nicht den Mut eines Türken und wird ihn niemals haben«, meint Schakir.

In der osmanischen Armee eingesetzte armenische Soldaten hätten bei Sarikamis auf ihre türkischen Kameraden geschossen, lautet das neueste Gerücht: Das war der Dank für unsere Großzügigkeit, als wir unsere Freiheitsliebe und die Idee der Gleichheit aller Osmanen unter Beweis stellten und ihnen die Tore zum allgemeinen Militärdienst öffneten, der ihnen unter dem früheren Regime der Autokratie versagt geblieben war. Sie haben uns verraten! Nichts ist daran wahr, wie General Posseidt, der es wissen muss, mit aller Deutlichkeit und dem nüchternen Blick des verantwortlichen Militärs feststellt.¹⁶⁸ Schakirs Banden haben in diesen Wochen das Gebiet von Erzurum mit einem regelrechten Schreckensregiment überzogen. In Alaschgerd werden dreihundert Armenier ermordet, aus Baiburt werden Misshandlungen und willkürliche Verhaftungen gemeldet, in Passim werden 150 Armenier unter dem Vorwand eingekerkert, Waffen getragen zu haben. Alles das, berichtet ein armenischer Vertreter, sei das Werk von »Milizen« der Regierung gewesen, »die mit Plündern und Morden eine Plage für die ganze Bevölkerung geworden sind«.¹⁶⁹

Ein Erlass Enver Paschas vom 25. Februar 1915 bestimmt die Ent-

waffnung aller armenischen Soldaten in den kaukasischen Grenzgebieten, denen man jetzt auch nachsagt, sie würden ohnehin nur mit den sich auf dem Vormarsch befindlichen Russen kollaborieren. »Armenische Soldaten in der osmanischen Armee werden sich mit ihren Waffen dem Feind anschließen«¹⁷⁰, hatte das Kommando der 3. Armee bereits vor Ausbruch den Kriegs behauptet. Nichts davon hatte sich während des Winterfeldzugs im Kaukasus bewahrheitet, wie Enver selbst nach seiner Rückkehr in Konstantinopel deutlich zu verstehen gab. Doch die Psychose eines potenziellen »Trojanischen Pferdes« ist, einmal auf dem Hintergrund ethnischer Feind- und Zerrbilder allgemein als geheimer »armenischer Plan« akzeptiert, gegen jede Erfahrung resistent. Hatten die Armenier vielleicht nur bewusst Loyalität vorgetäuscht, um zum richtigen Zeitpunkt zuschlagen zu können? Wie immer sie sich verhalten mögen, Armenier bleiben eine potenzielle Gefahr, solange man ihrer nicht habhaft wird.

Die aus Gründen solcherart motivierter »Vorsicht« entwaffneten armenischen Soldaten werden nun in so genannte Arbeitsbataillone gesteckt. Meist zum Straßenbau und für den Transport in Regionen mit unzureichender militärischer Infrastruktur verwendet, bestanden diese 120 Bataillone ohnehin zu einem großen Teil aus christlichen Rekruten, denen man grundsätzlich misstraute. Etwa 85 Prozent davon waren Armenier. Oft unterernährt und schutzlos diversen Krankheiten ausgesetzt, werden sie unter strenger bewaffneter Bewachung durch muslimische Soldaten zur Arbeit eingesetzt und sind auch nachts scharfen Kontrollen unterworfen. Viele von ihnen sterben, wie ein venezolanischer Offizier in osmanischen Diensten aus Erzurum berichtet, an Hunger und Kälte während der beschwerlichen Transportmärsche durch die unwirtlichen Berge an die Ostfront. Nicht wenige nehmen die erste passende Gelegenheit wahr, um zu desertieren.

Immer wieder kommt es dabei zu Scharmützeln mit Gendarmereieinheiten, die Deserteure in ihren Heimatorten verhaften wollen, was die allgemeine Psychose noch weiter anheizt. »Der Gedanke, dass, wenn einmal alle ›ungläubigen‹ jungen Leute in den Kasernen zusammengezogen werden, es ein Leichtes sein wird, sich ihrer an

einem Tage zu entledigen, hat etwas Grauenhaftes«, hatte der deutsche Missionsangestellte Max Roloff bereits unter dem Eindruck der Adana-Massaker von 1909 gewarnt.¹⁷¹ Genau das deutet sich jetzt an. Armenische Soldaten, berichtet Wangenheim Anfang März nach Berlin, seien »wegen angeblicher Verrätereien niedergemacht« worden. Er bestätigt damit nur Nachrichten, die zu dieser Zeit auch an anderen Stellen einlaufen. Besonders die entwaffneten Angehörigen der Arbeitsbataillone befinden sich nun in der von Roloff befürchteten ausweglosen Geiselsituation und sind jederzeit potenzieller Willkür ausgeliefert.

Diese Soldaten zählen zu den ersten Opfern organisierter Massensexekutionen, noch bevor Talaat Pascha die allgemeine Deportation anordnet. »Es wurde jetzt fast allgemein üblich, sie kaltblütig zu erschießen«, berichtet Henry Morgenthau. »Hier und da trieb man 50 oder 100 Männer zusammen, stellte sie in Gruppen von vier auf und führte sie an einen abgelegenen Ort nicht weit vom Dorf entfernt. Plötzlich ertönten Gewehrschüsse, und die türkischen Soldaten, die die Männer begleitet hatten, kehrten ins Lager zurück. Diejenigen, die die Leichen begraben mussten, fanden sie fast immer völlig nackt vor, denn die Türken hatten wie gewöhnlich all ihre Kleider gestohlen. In einigen Fällen, die mir bekannt wurden, hatten die Mörder die Leiden ihrer Opfer noch erhöht, indem man sie zwang, ihre eigenen Gräber auszuheben, bevor sie erschossen wurden.«

Während dieser Monate durchlebt die Führung des Komitees in der Hauptstadt die größte Krise seit seiner Machtergreifung. Anfang 1915 meldet die *New York Times*: »Aus Konstantinopel erreichen uns Nachrichten, dass die Stadt sich fieberhaft auf ihre Verteidigung vorbereitet.« Am 2. Januar 1915 hatte Großfürst Nikolai Nikolajewitsch die Briten ersucht, den Russen durch ein Ablenkungsmanöver an anderer Stelle gegen die türkische Offensive im Kaukasus zu helfen, die zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits am Boden liegt.¹⁷² Die Lage ist an allen Fronten schlecht. Nach einem Vorstoß durch den Shatt al-Arab waren die Briten im Dezember in den Besitz von Basra gelangt. Djemal Paschas große Pläne eines schnellen Vorstoßes durch den Sinai nach Ägypten sind gescheitert. Jederzeit wird

jetzt ein Angriff auf die Dardanellen erwartet. Zwei Tage vor der Kriegserklärung an das Osmanische Reich hatten die Briten am 3. November 1914 bereits Forts am Eingang der Meerenge bombardiert, aber es dauert noch 119 Tage, bis am 19. Februar 1915 die große Operation beginnt.

In dieser Zeit bereitet sich Konstantinopel auf die Belagerung vor. Schlüsselpositionen werden mit vertrauenswürdigen Personen des Komitees neu besetzt. In Pera entlässt Talaat den Mutasarif Kiani Bey, einen Verwandten des ententefreundlichen Djavid Bey, um an seiner Stelle den Scharfmacher Ismail Djanbolat als Gouverneur in diesem strategisch wichtigen, von Armeniern und Europäern bewohnten Stadtteil zu postieren.¹⁷³ Im Osten sind die Russen auf dem Vormarsch. Enver erreicht am 22. Januar, nach der Niederlage von Sarikamis, mit dem Automobil über Erzurum und Sivas Konstantinopel. In einer als überraschend empfundenen Rede gratuliert er dort seinen armenischen Soldaten für ihren heroischen Einsatz an der kaukasischen Front. Doch als am 19. Februar die *Inflexible* und das neue Super-Dreadnought *Queen Elizabeth* mit einer Reihe anderer britischer und französischer Schiffe am Eingang der Meeresenge auftauchen, bricht eine Panik aus, die alles verändert. Die Flottendemonstration zeigt auch international enorme Wirkungen. Bulgarien, das als Transitland für das Osmanische Reich von lebensnotwendiger Bedeutung ist, bricht seine Verhandlungen mit Deutschland ab. Griechenland bietet den Alliierten Truppen an, Italien signalisiert Bereitschaft, seine Neutralität zu überdenken. Konstantinopel scheint dem Untergang nahe.

In der Stadt überschlagen sich die Gerüchte. »Die Möglichkeit eines britischen Erfolgs war eines der häufigsten Diskussionsthemen«, berichtet Morgenthau. »Talaat sagte mir, dass ein Versuch, sich die Durchfahrt durch die Meerenge zu erzwingen, Erfolg haben würde – das hing nur von Englands Bereitschaft ab, ein paar Schiffe zu opfern.« Anfang Januar werden im Bahnhof von Haidar Pascha Züge bereitgestellt, um den Sultan und das diplomatische Corps nach Kleinasien in Sicherheit zu bringen. Talaat hat dort für die nächsten Monate zwei einsatzbereite Fluchtautos mit Chauffeur, Reservetanks und Ersatzreifen stehen. Die Leute beginnen in Massen aus

Konstantinopel zu flüchten. Für die armenische Bevölkerung stehen fertige Deportationspläne bereit.

In den unteren muslimischen Schichten kursieren in diesen Tagen endzeitliche Prophezeiungen vom Untergang Konstantinopels: »Die Christen werden den Frieden brechen und sich auf dem Meere vereinigen«, ist eine der von Vorlesern aus den Quellen alter Volksbücher verbreiteten Weisheiten. »Dann werden sie kommen und Rum (Konstantinopel) angreifen.«¹⁷⁴ Plötzlich scheint in diesem Licht mit der alliierten Flotte vor den Dardanellen die Zeit gekommen, da »Gott der Höchste den Ungläubigen die Weltmacht« übertragen wird. Gerüchte breiten sich aus, dass Talaats Leibwächter erschossen worden seien, Plakate gegen Talaat und seine Genossen tauchen überall an Häuserwänden auf. »Mit Sicherheit anzunehmen ist, dass die große Mehrheit der Menschen in Konstantinopel darum betete«, beobachtet Morgenthau, »dass der Angriff der Alliierten Erfolg haben und sie von der Herrschaft der politischen Bande befreien würde, die die Stadt in ihrem Griff hatte.«

Doch die Unruhen, die Polizeipräfekt Bedri befürchtet und auf die Winston Churchill vergeblich hofft, finden nicht statt. Für Enver ist dies die Stunde, seine nach der Kaukasusniederlage angeschlagene Position wieder zu festigen. Er übernimmt die Rolle des Krisenmanagers und gibt die Anweisung, Konstantinopel »bis zum letzten Mann« zu verteidigen. »Sie werden keine lebendige Stadt einnehmen«, sagt er zu Morgenthau, »nur einen Haufen Asche.« Petroleumkanister stehen überall bereit, um die Stadt, wie Moskau vor dem Einzug Napoleons, in Flammen aufgehen zu lassen. Dynamit wird in die Hagia Sophia gebracht, um sie im Ernstfall in die Luft sprengen zu können. »Es gibt nicht einmal sechs Männer im Komitee für Einheit und Fortschritt«, kommentiert Talaat gegenüber Morgenthau diesen ernsthaft in Betracht gezogenen barbarischen Akt, »denen alte Sachen am Herzen liegen. Wir alle lieben das Neue!« Eine Stimmung des Alles oder Nichts, ein als heroisch empfundener »Mut zum Abgrund« breitet sich aus, der, ganz ähnlich wie bei den nihilistischen Strömungen des europäischen Rechtsmodernismus, aus den Trümmern der alten Welt die Geburt einer neu erwachten und erstarkten Nation entstehen lassen will.

Es ist wieder einmal die Stunde des »inneren Feindes«. Schon während der ersten kurzen Bombardements eines Dardanellenforts im November 1914, bei dem zwei türkische Soldaten umgekommen sind, hatte Talaat zu Morgenthau gesagt: »Wir werden drei Christen für jeden getöteten Muslim umbringen!« Jetzt steht eine ganze Schlachtflotte vor Canakkale. »Feindliche Truppen standen im März 1915 an den Dardanellen, und damit war das Ende des Reichs in Sicht«, so der türkische Historiker Taner Akcam. »Das Land [Anatolien], das für die Türken so lebenswichtig war, würde den Armeniern nach der Niederlage zufallen.«¹⁷⁵ Und die schien nun fast unabwendbar. »Wehe euch Armeniern, wenn es den Feinden der Türkei gelingen sollte, als Sieger ihren Fuß auf türkischen Boden zu setzen!«, hört im März 1915 Jakob Künzler einen Mann auf der Straße drohen. »Kein Armenier im Innern wird leben bleiben, dafür werden wir sorgen!«¹⁷⁶

Die britische Flotte ist seit Beginn des Kriegs auch an anderen osmanischen Küstenabschnitten des Mittelmeers präsent. Immer wieder kommt es dabei zum Beschuss von Häfen und Befestigungsanlagen und zu kleineren Landungsaktionen. Ende Februar ankert der Kreuzer *Doris* zweimal hintereinander in einer Bucht südlich von Adana. Erkundungstrupps gehen an Land und liefern sich dabei kleine Gefechte mit den Besatzungen der unzulänglich ausgebauten Posten in Ufernähe. Bei dieser Gelegenheit kapituliert eine siebenköpfige Mannschaft unter der Führung eines armenischen Unteroffiziers und gerät in britische Gefangenschaft. »Verrat!«, ist sogleich die lautstarke Reaktion der örtlichen Militärbehörden. Unter den Armeniern der Gegend, die das Wüten des Mobs vom April 1909 noch in sehr lebendiger Erinnerung haben und die wissen, dass die Stimmung gegen sie ohnehin wieder geschürt wird, bricht sofort eine Panik aus, die durch die darauf folgenden Ereignisse in dem Ort Dörtjol weitere Nahrung bekommt.¹⁷⁷

»Nach der Beschießung der türkischen Häfen seitens der englischen Kriegsschiffe«, so ein Beobachter, seien dort öfters Matrosen an Land gegangen und hätten bei den Armeniern in Dörtjol Orangen gekauft. Ein Armenier namens Köschkerian, dessen Frau den Massakern von 1909 zum Opfer gefallen war, ist an einem Tag mit

ihnen an Land gewesen. Ein früherer Deserteur namens Saldschian, der nach Zypern geflüchtet und dort in britische Dienste eingetreten war, habe sich sogar über eine Woche unter falschem Namen dort aufgehalten. Vermutlich hatte Saldschian, wie einige Ortsansässige später berichteten, ausschließlich private Gründe für den Abstecher in seine Heimat, doch als die Sache bekannt wird, ist die Reaktion unerbittlich. Alle männlichen Bewohner Dörtjols werden in einer einzigen Nacht festgenommen. »Man hat sie unter strenger Aufsicht nach Aleppo geschickt und verwendet sie für Straßenbau«, berichtet Konsul Büge aus Adana am 13. März nach Konstantinopel, »drei Leute sind auf der Flucht erschossen worden.« Dörtjol hatte sich als einer der wenigen Orte der kilikischen Tiefebene während der Massaker von 1909 erfolgreich gegen den anstürmenden Mob verteidigen können.¹⁷⁸ Nun findet hier die erste systematische Deportation des Kriegs statt, als gelte es etwas nachzuholen.

Einige Tage später, am 18. März, einem Frühlingstag mit blauem Himmel und ruhiger See, sollte der entscheidende Schlag gegen die Dardanellen geführt werden. Am Morgen formieren sich die Schlachtschiffe *Agamemnon*, *Lord Nelson*, *Queen Elizabeth*, *Inflexible*, *Triumph* und *Prince George*, insgesamt zwölf britische und vier französische schwere Boote, begleitet von einer Flotille von Kreuzern, Zerstörern und Minensuchbooten, am Eingang der Straße und bewegen sich in drei Linien, Bug an Bug, auf Canakkale zu. Die Dardanellen haben in ihrer langen Geschichte noch nie eine solche Armada gesehen.

Doch am Nachmittag wird die alliierte Flotte plötzlich von einer Serie von Katastrophen heimgesucht. Die französische *Bouvet* ist von mehreren Granateinschlägen aus den türkischen Stellungen getroffen, als sie auf einen Minengürtel aufläuft und innerhalb von drei Minuten sinkt. Anderthalb Stunden später trifft es die *Irrestible*, die allerdings nur langsam flutet, sodass die Mannschaft zum großen Teil gerettet werden kann. Die *Irrestible* sinkt um zehn nach sechs; eine Viertelstunde später läuft die *Ocean* auf eine Mine. Viele andere Schiffe haben starke Einschläge aus türkischem Kanonenfeuer hinnehmen müssen. Als der Rest der Flotte bei Sonnenuntergang den Eingang der Dardanellen wieder verlässt, wird klar, dass

das Seekriegsunternehmen und damit die geplante Eroberung der osmanischen Hauptstadt gescheitert ist.

Es ist, als wäre ein Totgesagter plötzlich wieder auferstanden. Während dieser Tage eines ersten Sieges kippt die Stimmung in Konstantinopel vollständig um. Derbe Witze über die »feigen englischen Hunde« machen die Runde; der plötzlich in ein Nichts aufgelösten Untergangsstimmung folgt nun eine Orgie des Größenwahns. »Sobald sich die ersten feindlichen Wellen in Schaum aufgelöst hatten«, so der Historiker W.W. Gottlieb, »wurde der alte und kränkelnde Mehmed zum *Ghazi* [Eroberer] ausgerufen. Zwischen ihm und dem Kaiser wurden Orden ausgetauscht.« Enver, nun wieder der strahlende junge Held der Nation, beschäftigt sich zukunfts-gewiss mit Immobilienerwerb, den er seinem großzügigen Landsitz in Schichli hinzufügen will. »Im Club«, berichtet ein amerikanischer Diplomat, und er meint damit den *Cercle d'Orient* in Pera, »spielen die Männer der Regierung täglich. Talaat spielt Poker und der Großwesir Billard.« Sichtlich hatten die Nerven der Männer blank gelegen, die sich jetzt wieder ins Leben stürzen, als seien sie Auserwählte einer Vorsehung gewesen, die ihnen auch in der Stunde der größten Gefahr jederzeit treffsicher beiseite steht. Sie hatten empfindliche Niederlagen hinnehmen müssen, doch jetzt war eines der größten feindlichen Aufgebote aller Zeiten an ihrem unbesiegbaren kriegerischen Geist geradezu zerschellt.

»Immer wenn die Türken dachten, sie hätten einen Sieg errungen, waren sie fast unerträglich«, so ein Augenzeugenbericht aus diesen Tagen. »Dann feierten sie Tag und Nacht und waren Christen gegenüber besonders anmaßend.«¹⁷⁹ Erst recht musste man nun, der Katastrophe um Haaresbreite entronnen, des »inneren Feindes« habhaft werden, um für die Zukunft besser gewappnet zu sein.

In die Wüste, ins Nichts

Als am 16. März Konsul Schwarz in der Begleitung eines deutschen und eines türkischen Offiziers auf einer Reise von Erzurum nach Konstantinopel in Harput eintrifft, hat sich für ihn in den letzten Tagen spürbar etwas im Land verändert. Schwarz war nach der Schlacht von Sarikamis von seinem Posten als Konsul in Erzurum zu anderer Verwendung in die Hauptstadt abberufen worden. Am Abend des 16. März macht er mit den beiden Offizieren in seiner Begleitung dem Wali Sabit Bey seine Aufwartung, doch der Wali ist sichtlich von der Anwesenheit der Offiziere irritiert und gibt unmissverständlich zu verstehen, dass er mit Schwarz alleine sprechen möchte. Zwei Stunden dauert die Unterredung, bevor Schwarz wieder bei seinen Gastgeber in der Missionsstation des deutschen »Hilfsbunds« eintrifft.

»Er kam ungefähr um 9 Uhr 30 abends in einem Zustand großer Erregung an«, berichtet die dänische Krankenschwester, die ihn dort empfängt, »und erzählte ihnen sofort den Inhalt seines Gesprächs. Der Wali hatte erklärt, dass die Armenier in der Türkei vernichtet werden müssten und vernichtet werden würden. Ihr Reichtum und ihre Zahl hätten sich so vermehrt, dass sie eine Bedrohung für die herrschende türkische Rasse geworden seien, sagte er; dagegen gäbe es nur das Mittel der Ausrottung. Der Konsul hatte eingewandt und dargestellt, dass Verfolgung die geistigen Kräfte einer unterworfenen Rasse immer mobilisiere und daher schon aus eigennützigen Gründen die schlechteste Politik für die Herrschenden war. »Nun, das werden wir ja sehen«, sagte der Wali und beendete die Unterredung.«¹⁸⁰

Eine ähnliche Begegnung hat am nächsten Tag auch Johannes Ehmman, der Leiter des deutschen »Hilfsbundes«. Während

der Besichtigung einer Ausstellung von Schenkungen, die seitens der wohlhabenden armenischen und türkischen Bevölkerung der Stadt zugunsten von Feldlazaretten des Roten Halbmonds gestiftet worden waren, bittet er Schwarz, bei dem Wali ein gutes Wort für die Arbeit seines vornehmlich unter den Armeniern wirkenden christlichen »Hülfsbundes« einzulegen. »Für Ihre Arbeit haben wir durchaus kein Interesse«, fällt ihm dabei ein des Deutschen mächtiger türkischer Offizier plötzlich ins Wort, »denn Sie arbeiten ja an einem Volk, das wir vernichten wollen.« Wie ein Blitz aus heiterem Himmel habe er diese Worte vernommen, so Ehmann, »denn eine solche Aussage hatte ich bis jetzt von keinem anderen Muhammedaner gehört«. ¹⁸¹

Offensichtlich war in den letzten Tagen etwas passiert, das den Wali und diesen Offizier in einen solchen Zustand der Erregung versetzt hatte, dass sie entgegen allen Regeln der politischen Diskretion sich der Genugtuung nicht entziehen konnten, in einer Geste des Triumphs eine Entscheidung herauszuposaunen, die in keinem Fall für die Öffentlichkeit bestimmt war. Wenig später hat Wali Sabit Bey wieder zu seiner üblichen, etwas verschlagenen Contenance zurückgefunden. Als der armenische Professor Tenekejian vom amerikanischen »Euphrates College« nach der Abreise von Schwarz völlig überraschend verhaftet wird, sucht der amerikanische Konsul, Leslie A. Davis, Sabit Bey auf. »Ich habe den Wali nach ihm befragt«, berichtet Davis, »aber ich erfuhr nicht, warum man ihn verhaftet hatte. Es wurde als Fehler oder als unwichtige Angelegenheit hingestellt, und der Professor wurde für eine kurze Zeit freigelassen, nur um wenig später erneut verhaftet, schwer gefoltert und schließlich ermordet zu werden.« ¹⁸²

In den Tagen zwischen dem 13. und 16. März 1915, auf dem Höhepunkt der Dardanellenkrise, ist die Ausschaltung der osmanischen Armenier beschlossen worden, und der Wali Sabit Bey und der türkische Offizier hatten als Mitglieder des Komitees vermutlich über chiffrierte Depeschen aus Konstantinopel gerade von diesem Beschluss erfahren, als sie unvorsichtigerweise gegenüber Schwarz und Ehmann die Katze aus dem Sack ließen.

Am 13. März war Bahaeddin Schakir, mit dem Auto aus Erzu-

rum kommend, in Konstantinopel eingetroffen. An diesem Tag hatte Talaat das Parlament vorzeitig aufgelöst und nach Hause geschickt. Sichtlich sollte ein Interregnum erzeugt werden, in dem wichtige politische Beschlüsse ohne die störende Mitwirkung einer Volksvertretung, deren Loyalität man nicht hundertprozentig sicher sein konnte, auf dem Weg provisorischer Verordnungen per Erlass durchgesetzt werden konnten. »Wir hatten festgestellt, dass einige Abgeordnete und Senatoren lebenswichtige Beschlüsse und Nachrichten über die *Teskilati Mahsusa* an Personen hatten durchsickern lassen, die keine Türken waren, angefangen vom Patriarchat bis zu den ausländischen Botschaften«, rechtfertigt Talaat den Beschluss. »Es war nicht möglich, die Aktivitäten dieser Menschen, die die Eigenschaften von Volksvertretern hatten, zu verhindern, solange das Parlament tagte.«¹⁸³

Bahaeddin Schakir war in seiner Eigenschaft als Koordinator der *Teskilati Mahsusa* in Erzurum nach Konstantinopel gerufen worden, um dort an Tagungen des Zentralkomitees zu Fragen der nationalen Sicherheit teilzunehmen. Thema war die Bedrohung Konstantinopels durch den alliierten Angriff auf die Dardanellen, die Pläne zur Räumung der Hauptstadt und ihre Verlegung nach Anatolien und die daraus folgenden Konsequenzen für die innere Politik des Komitees bezüglich der »armenischen Frage«. In diesen Tagen hatte sich die alliierte Armada unter dem Oberbefehl des britischen Admirals John de Robeck, die seit dem 19. Februar vor den Dardanellen kreuzte, zwar bereits einige Gefechte mit türkischen Küstenforts geliefert, doch die entscheidende Operation stand noch bevor.

Alle Vorbereitungen für eine schnelle Evakuierung waren getroffen. Die Konsequenz wäre ein Rückzug der türkischen Führung in das anatolische »Kernland« gewesen. Von dort aus sollte der Krieg fortgesetzt werden. In sehr konkreten Details war schon vorher der Plan eines anatolischen »nationalen Widerstands« ausgearbeitet worden, auf den Mustafa Kemal »Atatürk« nach dem Krieg zurückgreifen konnte. Eine Reihe von Offizieren erhielten damals Notstandsbeefehle, um im Fall einer Besetzung Konstantinopels regionale Widerstandsorganisationen in verschiedenen Teilen Anatoliens aufzubauen.

en.¹⁸⁴ Auch darum wird es auf den Sitzungen des Zentralkomitees nach dem 13. März gegangen sein.

Ein wichtiger Aspekt des anatolischen Plans war die Frage nach der zukünftigen Verwendung der irregulären Einheiten der *Teskilati Mahsusa*. Nach den Niederlagen im Kaukasus hatte die Armeeführung Anfang Februar für eine kurze Zeit mit dem Gedanken gespielt, die Banden der *Teskilati Mahsusa* wieder aufzulösen und ihre Mitglieder in reguläre Armee-Einheiten zu überführen.¹⁸⁵ Doch auf den Sitzungen des Zentralkomitees nach dem 13. März gelingt es Bahaeddin Schakir, den »inneren Zirkel« davon zu überzeugen, dass die *Teskilati Mahsusa* in einer Zeit, in der Anatolien als Festung der nationalen Selbstbehauptung der Türken ausgebaut werden soll, eine genauso wichtige Aufgabe übernehmen könnten wie bei dem vorerst gescheiterten Weltanschauungskrieg gegen Russland im Kaukasus.

Die schlimmsten Feinde der Türken, das meinte Schakir schon immer, sitzen in ihrem eigenen Fleisch. »Vor dem inneren Feind« müsse man deshalb, und besonders angesichts der existenziellen Bedrohung des Vaterlands in diesen Tagen, mindestens »genauso viel Angst haben wie vor dem äußeren«. Dem Zentralkomitee legt er, das ist dokumentiert, aus diesem Grund eine Reihe von Berichten vor, die die zersetzende Tätigkeit armenischer Banden im Osten Anatoliens belegen sollen. Dem sei angesichts der Gefahren, denen das Vaterland ausgesetzt ist, mit den üblichen Mitteln nicht mehr beizukommen. Das Problem müsse grundsätzlich gelöst werden. Die »Beseitigung der inneren Gefahr«, und damit sind die Armenier in Anatolien gemeint, sei heute eine der wichtigsten Aufgaben der nationalen Verteidigung.¹⁸⁶

Statt die Banden der *Teskilati Mahsusa* aufzulösen und in die Armee zu integrieren, wird Schakir vielmehr mit dem weiteren Ausbau seiner irregulären Sturmtruppen beauftragt, die nun ausschließlich unter seinem persönlichen Kommando stehen und strikter Parteidisziplin, aber keinen gesetzlichen oder moralischen Regeln unterworfen sind. »Wenn die Partei mir befohlen hätte, meinen Vater umzubringen«, charakterisiert der *Teskilati-Mahsusa-Führer* und ehemalige Major Yakub Djemil den Geist, der in diesen politischen Banden kultiviert wurde, »würde ich nicht einen Augenblick zö-

gern.«¹⁸⁷ Die Kommission der *Tesküati Mahsusa* in Envers Kriegsministerium wird aufgelöst. Schakirs Totenkopforganisation hat jetzt nur noch einen einzigen Auftrag: die Ausschaltung der osmanischen Armenier.

Bei der türkischen Regierung schein eine Strömung die Oberhand gewonnen zu haben, sagt in diesen Tagen Djelal Bey, der Wali von Aleppo und kein Mann des Komitees, zu dem dortigen deutschen Konsul Rößler, »welche die Armenier im Ganzen als verdächtig oder gar als feindlich anzusehen geneigt sei«. Er betrachtet diese Wendung als ein Unglück für sein Vaterland.¹⁸⁸ Im Komitee allerdings hält man eine solche Entscheidung für das Gebot der Stunde. Man wollte, gibt Talaat später unumwunden zu, »den Weltkrieg dazu benutzen«, um mit den »inneren Feinden gründlich aufzuräumen, ohne dabei durch die diplomatischen Interventionen des Auslands gestört zu werden«.¹⁸⁹

Ein unscheinbares Ereignis, das sich in diesen Tagen in Zeitun abspielt, wird dabei zum Testfall einer Politik, die sich nun allen denkbaren Optionen, von gewaltsamen Strafaktionen und politischen Morden über die systematische Deportation bis zur Vernichtung, geöffnet hat. Die Bergfestung im Taurus, eine durch und durch christliche armenische Stadt, hatte sich seit dem Ende der Kreuzfahrerreiche immer eine gewisse Autonomie gegenüber der osmanischen Zentralregierung bewahren können. Besonders bei Einberufungen zum Militärdienst gab es stets Probleme. Einige junge Bewohner der Stadt waren aus diesem Grund bereits vor Beginn des Kriegs in die Berge ausgewichen und hatten dort unter der Führung ihres Hauptmanns Nazareth Tschausch eine Räuberbande gegründet, die sich trotz ihrer gelegentlichen Überfälle einer gewissen Popularität unter der armenischen Bevölkerung erfreute. Doch aus Angst vor Repressalien wird Nazareth Tschausch von den Zeitunioten irgendwann ausgeliefert. Die Tatsache, dass er, statt von einem ordentlichen Gericht verurteilt zu werden, im Gefängnis zu Tode geprügelt wird, und dass die Leute, die ihn ausgeliefert hatten, gleich mit verhaftet werden, führt allerdings zu erheblichen Spannungen mit den örtlichen Behörden. Diese werden mit Kriegsbeginn noch

verschärft, als muslimische Gendarmen aus Marasch, mit denen eine alte, historisch gewachsene Feindschaft bestand, in die Garnison von Zeitun Einzug halten.

Einige Räuber aus Nazareth Tschauschs Bande befinden sich zu dieser Zeit noch in den Bergen, und sie erhalten seit Anfang März 1915, als die armenischen Soldaten in Marasch entwaffnet und in Arbeitsbataillone gesteckt werden, Zulauf durch Deserteure.¹⁹⁰ Die Gendarmen unter der Führung des Kommandanten Süleyman machen daraufhin die Bewohner Zeituns verantwortlich für die Fahnenflüchtigen und beginnen die Bevölkerung zu terrorisieren. Männer sollen unter Folter Geständnisse ablegen, Frauen werden vergewaltigt. »Manche Frauen haben infolge der Misshandlungen Fehlgeburten und einige Gefangene ganze Körperteile verloren«, so ein armenischer Bericht, »Regierungsbeamte verhöhnten unseren Glauben und beschimpften unsere Ehre.«

Am 9. März werden sechs Gendarmen in den Bergen von Deserteuren erschossen. Einige Tage später gerät eine Gendarmeriepatrouille in den engen Gassen des Stadtviertels Yeni Dunya, aus dem Nazareth Tschausch stammte, in einen Hinterhalt. Der Kommandant Süleyman zieht sich daraufhin mit seiner Truppe in die oberhalb der Stadt gelegene Kaserne zurück, während die Räuber und Deserteure sich im Kloster der Heiligen Maria verbarrikadieren. Lange Zeit passiert jetzt nichts, bis am 26. März aus Marasch herbeigerufene Truppen versuchen, das Kloster zu stürmen.

Der Platzkommandant von Zeitun, berichtet Konsul Rößler, habe das Kloster umstellen lassen, »aber mit ungenügender Truppenzahl. Wäre er militärisch richtig vorgegangen, hätte er die ganze Räubergesellschaft gehabt. Er hätte nur die Ankunft der Artillerie abwarten oder die Räuber auszuhungern brauchen.« Doch stattdessen bläst der Kommandant Süleyman zur Attacke und reitet auf das Haupttor des Klosters zu. Dabei wird er selbst nebst einigen Soldaten erschossen. »Die Räuber«, so Rößler weiter, »deren Zahl vielleicht 150 gewesen sein mag, brachen unter Verlust von einer Anzahl Toter und Verwundeter, die den Truppen in die Hände fielen, durch, gewannen die Stadt und von dort aus in die Berge. Erwähnenswert ist, dass sie zweien ihrer Toten die Köpfe abgeschnitten haben, offenbar um

ihre Identifizierung durch die Türken unmöglich zu machen. Das Kloster wurde nachträglich mit Artillerie zusammengeschossen. Die Ergreifung der Räuber in den Bergen wird schwierig sein.«

Der blutige, gleichwohl etwas pittoreske Vorfall war an sich nichts Ungewöhnliches. Auch sechshundert Jahre nach der Eroberung Kleinasiens waren die Osmanen nur teilweise Herr ihres Territoriums, vor allem in Anatolien, wo es immer wieder zu lokalem, vor allem kurdischem Widerstand gegen die Zentralregierung kam. Auch in Zeitun hatte es in den letzten hundert Jahren etwa 35 Vorkommnisse dieser Art gegeben, die in der Regel als lokaler Konflikt behandelt und nach einer Weile bereinigt wurden, ohne die relative Autonomie der Zeitunioten wesentlich zu beeinträchtigen. Doch es gab darunter auch den international bekannt gewordenen Fall von 1862, als Zeitun, von hunderttausend Mann belagert, nur durch eine entschiedene diplomatische Intervention des französischen Kaisers Napoleon III gerettet werden konnte. Diese türkische Wunde macht sich nun, wo durch die Bedrohung der Dardanellen der Ausbau der Festung Anatolien auf der Tagesordnung steht, wieder bemerkbar.

»Bei Zeitun hat am 26. März blutiger Kampf mit armenischen Deserteuren stattgefunden«, teilt Talaat einen Tag später dem deutschen Botschaftssekretär Mordtmann mit. Er, Talaat, sei der festen Überzeugung, »dass auswärtige Agitatoren ihr Werk dort getrieben« hätten. Aus der Verzweiflungsaktion einiger Deserteure ist damit ein Konflikt geworden, bei dem weit mehr als ein lokales Ereignis auf dem Spiel steht. In Zeitun ist nach Talaats Weltsicht, wie vor den Dardanellen, die Entente am Werk, die in den Armeniern ihre willigen Vollstrecker gefunden hat. Hier ist ein Problem entstanden, das jene »grundsätzliche Lösung« sucht, die auf den Sitzungen des Zentralkomitees zwei Wochen zuvor Thema war.

Am 31. März fordern nicht näher benannte muslimische Kreise aus dem benachbarten Marasch, vermutlich beeinflusst durch örtliche Mitglieder des Komitees, die Zentralregierung in Konstantinopel auf, die zehntausend Bewohner Zeituns sollten verpflanzt und die Stadt dem Erdboden gleichgemacht werden. Hier geht es nicht mehr um die Bestrafung einiger Räuber und Deserteure, hier

geht es um die Vernichtung einer ganzen Stadt, die über die Jahrhunderte so etwas wie ein Symbol armenischen Überlebenswillens gewesen ist.

In der benachbarten Stadt Marasch mit ihren 36 000 Muslimen und 24000 meist armenischen Christen hatten die Ereignisse von Zeitun zu einer Pogromstimmung geführt. »Zweifelloos hatte es einen Plan gegeben, in Marasch wegen der Unruhen in Zeitun ein Massaker anzuzetteln«, meldet der Arzt Dr. Shepard an das amerikanische Konsulat in Aleppo. »Das ging so weit, dass man Boten ausschickte, um die Kurden aus den Bergen herunterzurufen.« Der armenischen Bevölkerung Maraschs sind nach den Ereignissen in Zeitun die Waffen abgenommen worden, und zwar, wie Rößler berichtet, »mit Vorliebe durch nächtliche Hausdurchsuchungen«. Armenier werden auf der Straße geschlagen. Gerüchte werden gestreut, dass armenische Soldaten ihren muslimischen Kameraden das Brot vergiftet und dass Armenier Moscheen besetzt hätten. Den Bewohnern des Dorfes Tekerek wird ein Ultimatum gestellt, sie müssten entweder zum Islam übertreten oder sie würden ihr Leben verlieren. Einer armenischen Frau, die ihrem Sohn im Gefängnis Essen bringen will, wird glühende Kohle in die Kleider gelegt. Alles deutet auf ein bevorstehendes Massaker hin, als Ende März ein Befehl von Djemal Pascha in Umlauf kommt, dass jeder Moslem, der einen Armenier angreift, damit rechnen müsse, vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. »Niemand«, so laut Rößler der Wortlaut des Befehls, »soll sich in Regierungsangelegenheiten mischen.« Das Massaker findet nicht statt.

Doch bereits am 2. April befiehlt Djemal die allgemeine Deportation der armenischen Bevölkerung von »Zeitun und allen Dörfern bis herunter nach Hassanbeili«. Das allerdings ist ohne Zweifel eine Regierungsangelegenheit, mit der Djemal auch zu verstehen gibt, dass sich sein letzter Befehl zwar gegen unkontrollierte und wilde Racheaktionen wie zu Zeiten Abdul Hamids gerichtet hat, keineswegs aber gegen antiarmenische Maßnahmen als solche.

»Am Freitag, dem 9. April«, berichten amerikanische Beobachter, »wurden mehrere Männer aus Zeitun mit ihren Familien zum Regierungsgebäude bestellt, wo man ihnen sagte, dass sie deportiert

werden sollten. Sie durften nicht in ihre Häuser zurückkehren, um ihre Abreise vorzubereiten oder mit Freunden zu sprechen, sondern wurden sofort nach Marasch geschickt, wo sie am Sonnabend ankamen.«¹⁹¹ Bis zum 20. April sind alle 25000 Armenier aus Zeitun und Umgebung in mehreren Schüben deportiert worden. Die Stadt Marasch selbst bleibt bis zum Sommer verschont. Bereits am 8. April sind in Zeitun die ersten bosnischen Flüchtlinge aus dem Balkankrieg eingetroffen, die nun die Häuser der vertriebenen Armenier bevölkern sollen. Als wäre damit eine große Schlacht gewonnen worden, wird die erfolgreiche Vertreibung der Bevölkerung des alten Widerstandsnests vielerorts wie ein großer Sieg nach den Niederlagen auf dem Suez und im Kaukasus und der anhaltenden Bedrohung der Dardanellen gefeiert oder wenigstens mit hämischer Schadenfreude aufgenommen.¹⁹²

Anfang Juni sorgen die Behörden dafür, dass die alte armenische Festung Zeitun nach dem für seine Gräueltaten berüchtigten Kommandanten Süleyman Bey in »Süleymanli« umbenannt wird. Statt ein Symbol zu zerstören, hat man es »umgewidmet« und damit einer folgenreichen Politik der Türkifizierung der Geographie den Weg eröffnet. »Es wurde beschlossen, dass Provinzen, Gebiete, Städte, Dörfer, Berge und Flüsse«, so Enver Pascha, »die von nicht-muslimischen Nationen wie Armeniern, Griechen oder Bulgaren benannt worden waren, ins Türkische übersetzt werden.« Nicht nur um sprachliche Übersetzung geht es jedoch dabei, sondern um die neue türkische »Sinnggebung« eines von »fremden Elementen« gereinigten anatolischen Kernlandes.

Die aus Zeitun deportierten Armenier hat man inzwischen in zwei Richtungen getrieben. Ein Teil wird nach Der es-Zor in die mesopotamische Wüste auf den Weg geschickt und irrt im April und Mai zwischen Marasch, Adana, Tarsus und Aleppo hin und her. »Jede Gruppe hatte Entsetzliches erlebt«, so eine amerikanische Beobachterin. »Am schlimmsten war es für sie, dass sie nie ans Ende ihrer Reise gelangten. Sobald sie sich am Ziel glaubten und anfangen, sich dort einzurichten, schickte man sie wieder woandershin.«¹⁹³ Ein anderer Teil der Verschickungen geht ins Landesinnere in die Gegend von Konia, einem alten Muster osmanischer Deportationen folgend,

das darauf zielt, die Deportierten in der Bevölkerung der Zielorte »aufgehen« zu lassen und so zu assimilieren.

Doch dann kommt plötzlich eine neue Direktive aus Konstantinopel, die einen Wandel in der Politik signalisiert. Die Deportationen werden nun von Konia nach Mesopotamien, in die Wüste, »ins Nichts«, umgeleitet. Ziel ist jetzt, im April/Mai 1914 und nach den Beratungen des Zentralkomitees Mitte März, nicht mehr die Assimilation durch Deportation an einen anderen Siedlungsort, sondern die Ausschaltung und in der Konsequenz die Vernichtung der osmanischen Armenier.

Ich mache sie alle nieder

»Wan war eine der schönsten Städte der asiatischen Türkei«, schreibt die Amerikanerin Grace Highley Knapp im Herbst 1915, »eine Stadt mit Gärten und Weingärten am Wan-See inmitten einer Hochebene, die von herrlichen Bergen umgeben war. Die ummauerte Stadt, in der sich die Geschäfte und die meisten öffentlichen Gebäude befanden, wurde von der Felsenburg beherrscht, einem riesigen Felsen, der steil aus der Ebene emporrage und von einer zinnenbewehrten, uralten Festungsanlage gekrönt war und auf seiner dem See zugewandten Flanke berühmte Keilschriften aufwies. Die Gärten oder Weingärten, die fast zu jedem Haus gehörten, erstreckten sich von der ummauerten Stadt über vier Meilen ostwärts und waren ungefähr zwei Meilen breit. Die Einwohnerzahl belief sich auf fünfzigtausend; davon waren drei Fünftel Armenier, zwei Fünftel Türken.«¹⁹⁴

Es ist ein Nachruf. Als Miss Knapp, eine ehemalige Mitarbeiterin der amerikanischen Missionsstation in Wan, diese Sätze nach ihrer Flucht vor türkischen Truppen über Tblissi und Petersburg in den Vereinigten Staaten zu Papier bringt, lebt kein einziger Armenier mehr in der alten Hauptstadt des armenischen Königs Tigranes des Großen, der hier im Jahrhundert vor Christus seine Residenz zu Füßen der alten urartäischen Bergfestung Wan-Kale errichtete.

Dabei hatte Wan nach der Revolution von 1908 einmal Anlass zu den allergrößten Hoffnungen gegeben. Als Wali regierte der verhältnismäßig liberale Hasan Tahsin, der bei Christen und Muslimen gleichermaßen angesehen war, und der Armenier Onnik Dersakian Vramian repräsentierte den Bezirk als Abgeordneter im osmanischen Parlament in Konstantinopel. Wan war so etwas wie eine europäische Insel im fernen Osten des Osmanischen Reichs. Auf den

Straßen dominierte, für die orientalische Provinz ungewöhnlich, europäische Kleidung. Fahrräder waren ein übliches Transportmittel, es gab lokale Zeitungen und ein funktionierendes örtliches Telefonnetz. Es gab einen türkischen Kindergarten und eine armenische Mädchenschule, und die Amerikaner waren kurz davor, in Wan ein College zu errichten. Emigranten aus der Zeit der Massaker Abdul Hamids waren nach der Revolution zurückgekehrt und trugen zur allgemeinen Stimmung des Aufbruchs bei. Doch seit dem Beginn des Kriegs hatte sich vieles verändert.

Als der für die Durchführung der armenischen Reformen vorgesehene norwegische Oberst Hoff Anfang August 1914 in Wan eintrifft, ist die Stimmung plötzlich umgeschlagen, und alte Gräben sind neu aufgebrochen. Hasan Tahsin, der darin eine Gefährdung seiner eigenen Machtposition erblicken muss, empfängt Hoff mit versteinertem Gesicht, um ihn nur wenige Tage später auf Geheiß der Zentralregierung wieder zu entlassen. Das plötzliche Ende der Reformen, auf die sie in den letzten 36 Jahren vergeblich gehofft hatte, ruft unter der armenischen Bevölkerung Wans eine große Unruhe hervor. »C'est le seul moment proprice«, das ist der einzig richtige Augenblick, hat Talaat triumphierend diesen Schritt der »nationalen Revolution« gegenüber Botschafter Wangenheim kommentiert.¹⁹⁵ Dass die Türkei sich damit selbstherrlich aus internationalen europäischen Verträgen entlässt, gilt vielen als ein alarmierendes Vorzeichen.

In diesen Tagen erreichen die ersten Nachrichten von den jenseits der Grenzen operierenden irregulären Einheiten der *Tesküati Mahsusa* die Stadt Wan. Christliche Dörfer im Gebiet von Urmia sind von Banden überfallen worden. »Vor der Kriegserklärung der Türkei an Russland im September 1914«, so ein amerikanischer Bericht, »griffen türkische irreguläre Verbände und Kurden die persischen Dörfer in den Ebenen von Mergawar und Tergawar an, plünderten und zerstörten die Häuser der Menschen.«¹⁹⁶ Kurz nach dem Kriegseintritt des Osmanischen Reichs wird der Dasnake Toros aus Wan nach Bayezid verschickt und dort ermordet.¹⁹⁷ Der Hintergrund ist wahrscheinlich das unter Folter erzwungene Geständnis von »zwei verhafteten Spionen«, dass in »Wan und der Provinz jetzt jederzeit eine Rebellion zu erwarten« sei.¹⁹⁸

Doch die politischen Führer der Armenier, die sich seit der Revolution von 1908 als loyale Träger des osmanischen Staats verstehen, bemühen sich, auch angesichts solch alarmierender Nachrichten alle Spannungen in der Stadt selbst zu vermeiden. Zu einer geradezu rührenden Szene kommt es, als der Wali Tahsin Bey im Oktober 1914 abberufen werden soll. »Gestern Nachmittag tranken der alte und der neue Wali mit den Konsuln zum Abschied Tee«, berichtet der amerikanische Arzt Clarence Ussher. »Eine armenische Lehrerin schenkte dem Wali als Andenken eine Stickereiarbeit. Er schien sehr gerührt von diesem Ausdruck persönlicher Dankbarkeit von Seiten einer Armenierin.« Es wird alles getan, um den mühsam errungenen Burgfrieden aufrechtzuerhalten.

Onnik Vramian, der den Bezirk im Osmanischen Parlament repräsentiert, ist fest entschlossen, in jedem Fall die Loyalität der Armenier aus Wan gegenüber der Regierung unter Beweis zu stellen, selbst wenn er sich dabei zunehmend Kritik aus den eigenen Reihen anhören muss. Ohne die aktive Unterstützung der Daschnaken Vramians hätte es vermutlich während der Aushebungen und Requisitionen nach der allgemeinen Mobilmachung erhebliche Probleme gegeben. Aber sie bleiben aus, obwohl besonders bei den Requisitionen die armenische Bevölkerung oft von der Willkür der Eintreiber weit mehr betroffen ist als die muslimische. »Die Daschnaken ermutigten die Armenier, ihre Bürgerpflicht zu erfüllen«, berichtet ein aus Wan stammender Beobachter. »Herr Aram, einer ihrer Führer, versammelte 350 bis 400 tüchtige junge Männer und führte sie unter der Begleitung türkischer Musik, Lieder und Tänze zum Regierungsgebäude, wo sie sich einschreiben lassen sollten.«

Fast könnte man sagen, dass viele Armenier Wans loyaler waren als manche Türken. In den kurdischen Gebieten wird die Einberufung ohnehin nur unter größtem Widerstand befolgt, und die Zahl der Deserteure ist dort weit höher als unter Armeniern. Doch auch Türken ist das persönliche Wohlergehen oft wichtiger als der Dienst fürs Vaterland. Im Spätherbst, als die Russen an der persischen Grenze einen Sieg über die osmanischen Truppen errungen haben und sich, begleitet von armenischen Freiwilligenlegionen, auf Wan

zubewegen, verkaufen viele türkische Offiziere ihre Habe und schicken ihre Familien über den Wan-See nach Bitlis.

Sie sind kaum verschwunden, als Ende 1914 in der Grenzregion, aus der sich die Russen am 12. Dezember zurückgezogen hatten, ganze armenische Dörfer von Einheiten der *Teskilati Mahsusa* vollständig geplündert, die Männer ermordet, die Frauen vergewaltigt und Hunderte von jungen Mädchen entführt werden.¹⁹⁹ »Armenischer Verrat« ist erneut die Rechtfertigung für diesen Rachefeldzug, dem im Dezember und Januar 16000 Armenier zum Opfer fallen, davon allein zehntausend in der Provinz Wan. Onnik Vramian setzt daraufhin ein ausführliches Beschwerdeschreiben an Talaat auf, den er persönlich gut kennt.

In dieser Situation hat der neue Wali, Djevdet Bey, das Kommando an der Front übernommen und marschiert mit einer reorganisierten Armee erfolgreich auf Täbris vor. Auch während Djevdets Vormarsch kommt es zu Massakern, die nun, da er es auf der Gegenseite spürbar mit armenischen Freiwilligenverbänden zu tun hat, erst recht mit »armenischem Verrat« gerechtfertigt werden. »Das dominierende Gesprächsthema waren die armenischen Freiwilligen«, berichtet ein Armenier aus Wan. »Aufgrund der türkischen Erfolge an der Front und der armenischen Freiwilligenbewegung änderte sich die Haltung der Regierung und die der türkischen Öffentlichkeit.« Plötzlich hat der Vize-Wali, der Djevdet während seiner Abwesenheit an der Front vertritt, keine Zeit mehr, den Abgeordneten Onnik Vramian zu empfangen. »Ich kann diese unhöfliche Grobheit und Prahlerei nicht ertragen«, pflegt er dann zu sagen.

Unter der armenischen Bevölkerung wächst die Panik mit jedem neu eintreffenden Flüchtling aus den Massakergebieten, und der Umstand, dass alle türkischen und kurdischen Männer Wans mit Waffen ausgerüstet worden sind, verursacht weitere Unruhe. In diese Zeit fällt auch die Entwaffnung der armenischen Soldaten in der Armee und ihre Eingliederung in unter Bewachung stehende Arbeitsbataillone. Besonders seit Nachrichten über Massaker unter den Soldaten dieser Bataillone bekannt werden, nimmt die Zahl der Deserteure wieder spürbar zu. Von Mitte bis Ende März überfallen neu gebildete Einheiten der *Teskilati Mahsusa* aus Er-

zurum, Sivas und Musch die Dörfer Gorzot, Besdik-Kjug, Kjugak und Kanwagar im Bezirk Wan und äschern acht Dörfer im Kreis Nieder-Gargar ein.²⁰⁰

»Unruhe lag in der Luft«, berichtet ein armenischer Zeitzeuge. »Alle waren besorgt, da sie nicht wussten, wie lang diese Situation andauern würde. Wir fürchteten uns vor Massakern. Wir hatten Angst vor der sich zurückziehenden türkischen Armee, die auf ihrem Weg sicherlich alles verwüsten würde.« In den armenischen Stadtvierteln werden jetzt Wachen aufgestellt, die Tag und Nacht patrouillieren und jeden aus der Reihe fallenden Vorgang melden.

Mit dem Beginn des Frühjahrs kommt es zu Unruhen im Bezirk Timar. Die Bewohner des Dorfs Erer werden von Kurden ermordet, doch das Dorf Bairak verteidigt sich. »Besser ist«, sagt sich Onnik Vramian in dieser angespannten Situation, »wenn einige Dörfer ohne Gegenwehr zerstört werden, als dass man den Muslimen den kleinsten Vorwand für ein generelles Massaker liefert.« Er sorgt dafür, dass der Konflikt beigelegt wird, beschuldigt aber den Vize-Wali in einem Telegramm an Djevdet, er habe die Situation mit verursacht. Djevdet antwortet, Vramian solle den Frieden bis zu seiner Rückkehr versuchen aufrechtzuerhalten, dann werde er selbst für Ordnung sorgen.

Djevdet Bey war ein Schwager Enver Paschas. »Djevdet hatte den größten Teil seines Lebens in Wan verbracht. Er war ein Mann mit einem unbeständigen Wesen, in einem Moment freundlich zu Nichtmuslimen, im anderen feindselig, heuchlerisch, hinterhältig und grausam«, charakterisiert ihn Henry Morgenthau. »Manchmal schwörte er, dass er seinem Vater, Tahir Pasha, der in Wan in Zeiten großer Unruhe friedlich geherrscht hatte, keine Schande machen würde«, so der Armenier Y. K. Rushdouni aus Wan, »und manchmal sagte er, wenn er wütend war: ›In der Stadt wird es bald nur noch Türken oder Armenier geben.«

Am 30. März kehrt Djevdet aus dem Kampfgebiet mit einem Vortrupp von vierhundert Elitesoldaten nach Wan zurück. Türkische und armenische Gesandte begrüßen ihn, wie es die förmlichen Regeln vorschreiben, gemeinsam vor den Toren der Stadt als neuen Wali, und eine seiner ersten Amtshandlungen besteht darin, Onnik

Vramian seinen Dank dafür auszusprechen, dass der Friede in der Stadt bisher gehalten werden konnte. Jetzt möchte er aber, dass Vramian dafür Sorge trägt, dass sich alle armenischen Deserteure unverzüglich stellen. Djevdet will alle Armenier unter seiner Kontrolle wissen und besonders alle Deserteure, seit er bei den Kämpfen jenseits der Grenze immer wieder auf armenische Freiwilligenbataillone auf der russischen Seite gestoßen war.

Während der Passionswoche wird Wan von einem dichten Schneetreiben heimgesucht, von dem auch das Thema Deserteure für einige Tage verdeckt wird. Nach Ostern, inzwischen ist eine Armee von viertausend Mann mit Artillerie um die Stadt zusammengezogen, werden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Djevdet verlangt ultimativ die Auslieferung von viertausend armenischen Deserteuren. Doch am 15. April erreicht die Stadt die Nachricht, dass fünfhundert junge armenische Männer, die in Akantz gemustert worden waren, am gleichen Tag bei Sonnenuntergang außerhalb der Stadt erschossen worden sind.

In der kleinen Stadt Schatak versuchen an diesem Tag die Behörden, den Lehrer Joseph, einen Daschnaken, zu verhaften. Während der Massaker der Abdul-Hamid-Zeit hatten sich die Bewohner von Schatak erfolgreich zur Wehr setzen können, und auch nun kommt es wegen der geplanten Verhaftung wieder zu Unruhen. Djevdet, von dem viele behaupten, dass er es ist, der hinter der Aktion gegen Joseph steht, bittet die Daschnaken-Führung in Wan um Vermittlung. Die sendet vier Leute, begleitet von dem türkischen Polizeipräsidenten und einigen Gendarmen, auf den Weg nach Schatak. An der Spitze der Delegation steht der örtliche Daschnaken-Führer Ischkan, ein Mann, den Miss Knapp als »jemanden, der die Kriegskunst beherrscht«, beschreibt. Ischkan hat jedoch seine Vergangenheit als Untergrundkämpfer vor der Revolution von 1908 schon lange hinter sich gelassen und ist seitdem, oft gegen den Widerstand seiner eigenen Leute, zu einem der entschiedensten Anwälte des Ausgleichs mit den Türken geworden. Ischkan wird mit den drei anderen Armeniern seiner Delegation in der Nacht vom 16. auf den 17. April auf dem Weg nach Schatak im Dorf Hirj ermordet.

Am 17. April lässt Djevdet auch Onnik Vramian verhaften, nach-

dem er ihn zu Verhandlungen zu sich beordert hatte. Er wird nach Bitlis verschleppt und dort umgebracht. Vramian, so ein phantasievoller Lagebericht aus Envers Hauptquartier, sei nach dem Daschnaken-Kongress in Erzurum im August 1914 nach Wan mit dem Auftrag zurückgekehrt, einen allgemeinen Aufstand in den Regionen Wan, Bitlis und Musch vorzubereiten.²⁰¹ Deshalb musste er jetzt »ausgeschaltet« werden.

Weiterhin verlangt Djevdet die Auslieferung von viertausend Deserteuren, offenbar davon überzeugt, dass die meisten von ihnen ohnehin bereits zu den Freiwilligen auf die russische Seite übergelaufen sind. Tatsächlich hat es solche Überläufer gegeben, doch die meisten Deserteure, das geht aus den Unterlagen der dritten osmanischen Armee deutlich hervor, haben sich in ihre Heimatdörfer zurückgezogen.²⁰² Für Djevdet allerdings sind alle Armenier grundsätzlich verdächtig. »Die Armenier müssen ihre Waffen abgeben«, fordert er, »und sie müssen an meinem Fenster vorbei zu den Kasernen gehen.« Das sind Psychosen eines beginnenden totalen Kriegs, die an die fieberhafte Suche nach angeblichen Heckenschützen während des deutschen Einmarschs in Belgien im Spätsommer 1914 erinnern, als man fest davon überzeugt war, einen in Wirklichkeit nicht existierenden belgischen »Volkskrieg« bekämpfen zu müssen, und dabei wahllos Verdächtige erschoss.

Djevdet hat plötzlich die Maske des unerbittlichen Feldherrn aufgezogen und ist wahrscheinlich davon überzeugt, dass die Armenier Wans über die Deserteure mit den Russen in Verbindung stehen und dass der von der Propaganda immer wieder angekündigte armenische Aufstand, bei dem ihm alte Kämpfer wie Ischkan und Vramian hätten gefährlich werden können, unmittelbar bevorsteht. Die Armenier bitten den Amerikaner Clarence Ussher, der Hausarzt des Vaters von Djevdet war und ihn von Kindheit auf kennt, vergeblich um Vermittlung. »Der Wali ließ sich nicht beeindrucken«, berichtet Miss Knapp: »Er verlangte Gehorsam. Er würde diese Rebellion um jeden Preis ersticken. Zuerst würde er Schatak bestrafen, dann Wan.«

Am 17. April befiehlt Djevdet in Anwesenheit von Dr. Ussher der *Kasab Taburi*, seinem »Metzgerregiment«, das »auführerische«

Schatak unverzüglich auszurotten. »Ich werde keinen verschonen, ob hohen oder niedrigen Standes«, sagt er und berührt dabei in einer Geste des Abmähens mit der flachen Hand das Knie. Djevdet hat den Armeniern den totalen Krieg erklärt und es dabei sogar für wichtig befunden, diesen Schritt in einer Geste des Trotzes ausgerechnet vor den Augen seines Vaterfreundes Ussher zu exekutieren.

»Ungefähr 400 Anarchisten aus sechs armenischen Dörfern«, meldet Djevdet am 20. April in einem Tagesbericht, »sind getötet worden.«²⁰³ 400 »Anarchisten« unter ein paar hundert armenischen Bauern? Wahrscheinlich war es eher so, wie Said Ahmed Muchtar Baaj berichtet, ein arabischer Offizier in der osmanischen Armee und Mitglied des Kriegsgerichts in Trapezunt, dass alle betroffenen Armenier unterschiedslos als »Anarchisten« oder »Deserteure« betrachtet wurden. In diesen Apriltagen jedenfalls war Djevdets Rache grenzenlos. Der Venezolaner Rafael de Nogales, Söldner im Dienst der osmanischen Armee, beobachtet während eines Ritts am Nordufer des Wan-Sees zwischen dem 19. und 21. April grausame Blutbäder in allen Dörfern, die er dabei durchqueren muss. Djevdet Bey hatte dort »grundsätzlich« aufgeräumt, bevor er sich der Stadt Wan selbst zuwandte.

Als in den Tagen nach der Ermordung Ischkans und der Verhaftung Vramians Djevdets Truppen damit beginnen, Gräben um das armenische Gartenviertel von Wan zu ziehen, bilden die Daschnaken ein Militärkomitee und lassen ihrerseits Verteidigungslinien ausheben. Am 20. April wird eine Armenierin, die sich auf der Flucht aus einem überfallenen Dorf in den Bergen auf dem Weg nach Wan befindet, vor den Linien von türkischen Soldaten belästigt. Zwei Armenier, die sie zur Rechenschaft ziehen wollen, werden sofort erschossen. »Beim ersten Schuss« sofort zurückzuschießen, hatte Djevdet seinen Truppen befohlen. Dass dieser Schuss nicht von Armeniern abgegeben wurde, ändert nichts daran, dass unmittelbar nach diesem Zwischenfall alle türkischen Stellungen das Feuer auf die armenischen Quartiere eröffnen. »Es wurde zurückgeschossen«, meldet Djevdet dem Kommando der dritten Armee in Erzurum.²⁰⁴

»Den ganzen Tag über hörte man Gewehrfeuer«, berichtet Grace Highley Knapp, die sich zu dieser Zeit im armenischen Teil der Stadt

befindet, »und aus der ummauerten Stadt, die jetzt von den Gärten abgeschnitten war, feuerten andauernd Kanonen von der Felsenburg auf die darunter liegenden Häuser. Am Abend sah man in jeder Richtung brennende Häuser. Alle Armenier in den Gärten – fast 30 000, da die armenische Bevölkerung der mit Mauern umgebenen Stadt klein ist – wurden nun in ein Viertel von einer Quadratmeile getrieben, das von achtzig ›teerks‹ [bemannte und verbarrikadierte Häuser] neben den Mauern und Gräben bewacht wurde. Die armenische Truppe bestand aus 1500 ausgebildeten Gewehrschützen, die nur über 300 Gewehre verfügten. Sie hatten nur wenig Munition, sparten sie, wenn es irgend ging, und setzten alle möglichen Mittel ein, um den Feind zum Schießen zu verleiten, damit er seine Munition verschwendete. Sie fingen an, Kugeln und Patronen herzustellen, 2000 täglich, stellten auch Schießpulver und nach einiger Zeit drei Granatwerfer her.« Der Vorrat an Rohstoffen und Material für diese improvisierten Kriegswerkstätten, so Miss Knapp, war natürlich sehr begrenzt und die Methoden, mit denen gearbeitet werden musste, sehr primitiv, »aber sie waren voller Hoffnung und frohlockten über ihre Fähigkeit, den Feind in Schach zu halten«.

In den ersten Tagen lässt das Militärkomitee der Daschnaken ein Bulletin verbreiten, in dem Djevdet für die Eskalation verantwortlich gemacht wird. »Regierungen ändern sich, aber die Menschen bleiben immer Nachbarn«, heißt es da an die Adresse der türkischen Nachbarn in der Hoffnung, einen ethnischen Konflikt vermeiden zu können. Auch prominente Türken protestieren, wie Miss Knapp berichtet, bei Djevdet gegen die militärische Aktion. Vergebens.

Doch ein schneller Erfolg stellt sich für Djevdets Truppen trotz der gewaltigen militärischen Übermacht nicht ein. Die Verteidigung ist gut organisiert. Eine regelrechte Stadtregierung mit Bürgermeister, Richtern und Polizei ist schon in den ersten Tagen im armenischen Gartenviertel aufgestellt worden. Schlichtungskommissionen für Streitfälle werden eingerichtet, die Verteilung der Lebensmittel geregelt, Brotmarken ausgegeben, Suppenküchen eröffnet. Pfadfinder übernehmen Botengänge, helfen bei Feuerschutzmaßnahmen und verteilen Milch und Eier an Kinder und Kranke. Junge Mädchen kümmern sich um die Verwundeten. »Alle Leute«, berichtet Y. K.

Rushdouni, der zu den Organisatoren zählte, »gingen gemeinsam und mit ganzem Herzen an die Arbeit. Eine Lokalzeitung berichtete über die Kämpfe und verteilte die Ausgabe an die Menschen. Die Kapelle der Lehrerbildungsanstalt unter der Leitung von Herrn K. Boujikianian spielte armenische Kriegslieder, die Marseillaise und andere Melodien, um die Kämpfer anzuspornen.«

Am 8. Mai sehen die Belagerten in den Bergen Rauch aufsteigen. Djevdet hat das Kloster Varak mit seiner wertvollen Bibliothek alter armenischer Handschriften in Brand setzen lassen. Nach diesem barbarischen Akt verfolgt er die Strategie, alle Überlebenden der Massaker in den umliegenden Dörfern vor sich her in die Stadt zu treiben, und lässt ihnen sagen, dass jeder, der zurückkehrt, erschossen würde. Eine Menge von zehntausend Gejagten bewegt sich nun auf Wan zu. Sie sollen alle auf einem Platz konzentriert und zusammen mit den Stadtbewohnern ausgehungert werden. »Ich sah eine Frau aus dem Dorf Erer«, berichtet Rushdouni über die nun in die Gartenstadt einfallenden Flüchtlingstrupps, »deren Mann in der türkischen Armee diente und deren zwölfjähriger Sohn vor ihren Augen ermordet wurde. Sie war selbst verletzt, ebenso wie ihre zwei anderen Kinder von vier und elf Jahren. Ich werde den matten Blick des Kleinen nie vergessen, seinen verwundeten Arm, der an der Seite herabhing, und auch die Frau nicht, die fast wahnsinnig geworden war.«

Die Versorgungsprobleme und die Lage der Verwundeten spitzen sich dramatisch zu, als am 9. und 10. Mai plötzlich mehrere Boote mit weißen Segeln auf dem Wan-See bemerkt werden, die sich in westliche Richtung absetzen. Es sind die ersten türkischen Kontingente, die durch die Nachricht eines russischen Vormarschs in Panik geraten sind und die Flucht ergriffen haben.

Der Beschluss der Belagerten wird dennoch in den nächsten Tagen mit unverminderter Intensität fortgesetzt. Am Abend und in der Nacht des 17. Mai gelingt es einem armenischen Kommando, ein türkisches Militärlager zu erobern und dort die Baracken niederzubrennen. Djevdets Armee ist auf der Flucht. »Bei dieser Nachricht«, so Rushdouni, »wagten sich die Armenier heraus, besonders die, die am Verhungern waren, und griffen die türkischen Viertel an, um sie auszurauben und niederzubrennen. Das war die Rache von Jahr-

hundertern. Die Sachen, die die Menschen von den Türken erbeuteten, waren vor allem Getreide, Mehl und Brot.« Die meisten Türken sind mit Djevdets Truppen aus der Stadt geflohen, die an diesem Tag nach fünf Wochen Belagerung eine unkontrollierte Aufwallung armenischen Triumphs erlebt. »Die ganze Stadt war in Aufruhr«, berichtet Rushdouni weiter. »Die einen gingen zu den Schützengräben, die anderen sahen sich die abgebrannten türkischen Viertel an und wieder andere die Beute. Es gab auch einige, die die Festung besuchten, die in derselben Nacht eingenommen worden war und über der eine Fahne mit einem Kreuz wehte. Es gab keine Regierung mehr, keine staatliche Autorität.« Am Mittwoch, dem 19. Mai, marschieren russische Truppen, an ihrer Spitze Armen Garos armenische Freiwilligenlegion, in die Stadt ein.

Wan lag für die Russen eigentlich nicht auf der direkten strategischen Route nach Anatolien. »Die Hauptstadt Wan würden die Russen bei einer Invasion auf Musch links liegen lassen«, meinte Djevdet vor Beginn des Krieges in einer Einschätzung der strategischen Lage gegenüber Konsul Andres, »und am Nordrand des Wan-Sees entlangmarschieren.«²⁰⁵ Tatsächlich waren die bedrängten Armenier der Hauptgrund, weshalb der russische Vorstoß direkt auf Wan erfolgte. Die Belagerten hatten Boten ausgesandt und die armenischen Freiwilligenlegionen um Unterstützung gebeten. Doch mindestens genauso wichtig war, dass die russischen Truppen und die armenischen Legionen in Persien Zeugen der von Djevdets Truppen und *Teskilati-Mahsusa-Banden* angerichteten Gemetzel an Armeniern und Assyrern in Urmia geworden waren.²⁰⁶ Schon während des Vormarschs auf Wan haben umgekehrt armenische Freiwillige Dörfer auf ihrem Weg von Muslimen »gesäubert« und in die Flucht getrieben.

Diese Leute haben in den türkischen Quartieren Wans Zuflucht gefunden, und sie werden nun, nach dem Einmarsch der Russen, wie der Schweizer Missionsangestellte Johannes Spörri beklagt, »nicht nach den Verordnungen der Genfer Konvention noch nach den Worten Jesu Christi«²⁰⁷ behandelt. Besonders in der ersten Zeit, bevor Gräfin Alexandra Tolstaja, die Tochter des Dichters, auf Biten der amerikanischen Mission in Wan eintrifft, um sich um die

muslimischen Kriegsgefangenen zu kümmern, sind Vergewaltigungen von türkischen Frauen an der Tagesordnung. Glaubt man Miss Knapp, sind an diesen Übergriffen jedoch hauptsächlich Kosaken und kaum Armenier beteiligt gewesen.

Wan zeigt gerade erste Zeichen der Erholung und des Wiederaufbaus, als Ende Juli die Türken zu einem erfolgreichen Gegenfeldzug ausholen. Die Stadt muss aus Angst vor Racheakten evakuiert werden. Am Freitag, dem 30. Juli, weist General Nikolajew alle armenischen Bewohner und alle Ausländer an, Wan zu verlassen. Ein Exodus beginnt, der das Ende der über zweitausend Jahre alten Geschichte des armenischen Wan einleitet. Die in die russisch-armenischen Gebiete Transkaukasiens vertriebenen Waner Armenier werden ihre Stadt nie wieder sehen.

»Der ›Aufstand‹ von Wan war das tragische Moment in der armenischen Schicksalstragödie«, kommentiert Johannes Lepsius diese Ereignisse vom Frühjahr 1915.²⁰⁸ Wan war seit den Tagen, als Djvedet den ersten Widerstand der Belagerten zu spüren bekam, für die Propaganda des Komitees zum endgültigen Beweis eines bevorstehenden »armenischen Aufstands« geworden. Er wird geradezu herbeigeredet. »Es ist der Eindruck entstanden, dass die Armenier im Frühjahr, wenn sie sich in den Bergen verstecken können, einen Aufstand planen«, behauptet der Gouverneur von Sivas. »Das wurde durch die aufgefundenen Waffen und Sprengstoffe während der Vorkommnisse in Wan bestätigt.«²⁰⁹ Was immer da wodurch auch immer bestätigt sein soll, die Sprachregelungen sind so gewählt, dass der Generalverdacht durch nichts entkräftet werden kann. Findet keine Revolte statt, waren die türkischen Gegenmaßnahmen erfolgreich. Setzen sich einige Armenier dabei zur Wehr, beweist das nur, dass sie nicht rechtzeitig in der Lage waren, loszuschlagen. Können sie sich erfolgreich verteidigen wie in Wan, ist erst recht erwiesen, wie gefährlich man den »Feind« unterschätzt hatte. »›Chajindaler‹, sie sind falsch, war damals eine ständige Redensart der Türken«, erinnert sich der deutsche Missionsmitarbeiter Bruno Eckart an die von der Propaganda während der Belagerung von Wan in Umlauf gebrachten Stereotypen des »ewigen Armeniers« als eines hinterhältigen, betrügerischen Charakters. »Angst und Schrecken herrschte

unter den Christen, und bei den Türken nahmen Erbitterung und verbissener Grimm von Tag zu Tage zu. Verwünschungen und fanatische Drohungen wurden laut.«²¹⁰ Die Befreiung des armenischen Wan durch russische Truppen und armenische Freiwilligenverbänden hatte in den Augen des Komitees und vieler Türken noch einmal eindeutig bewiesen, dass die türkischen Armenier mit dem Feind kollaborierten. Alle früheren Warnungen, Vorhersagen und Unterstellungen hatten sich bewahrheitet. Der »Verrat« war offensichtlich.

Der 24. April 1915

Am 1. August 1914 saß Krikoris Balakian morgens in einem Hörsaal der Berliner Universität Unter den Linden und wartete auf den Auftritt des Theologieprofessors Adolf von Harnack, dessen Vorlesungen er regelmäßig besuchte. Harnack, ein Deutschbalte aus Dorpat mit guten Russischkenntnissen, war ein Kenner der Ostkirchen, um den sich auch viele in Deutschland studierende Armenier scharten. Es war der letzte Vorlesungstag des Sommersemesters, als Harnack zur Überraschung besonders seiner ausländischen Hörer plötzlich eine enthusiastische Ansprache hielt, in der er den Beginn des Kriegs in den nächsten Tagen ankündigte und die Studenten zu den Waffen rief, um das Volk Luthers und seine Kultur gegen dessen Feinde zu verteidigen. Krikoris Balakian hat nach diesem Auftritt den Hörsaal irritiert verlassen. Unter den Linden waren überall in den Geschäften Bilder von Bismarck und Moltke zu sehen, Mengen strömten auf das Stadtschloss zu und sangen, als die Mobilmachung bekannt wurde: »Nun danket alle Gott«.

Mitte September beschließt Balakian, Deutschland zu verlassen, und reist über Breslau und Budapest nach Konstantinopel. Den energischen jungen Mann mit seinem ausgewachsenen Kinnbart möchte der armenische Patriarch dort mit der Leitung der Diözese in Erzincan beauftragen, doch Balakian, der wie die meisten damals davon ausgeht, dass der Krieg bald zu Ende ist, besteht darauf, erst seine theologischen Studien zu beenden. Er bleibt vorläufig in Konstantinopel, wo er erfahren muss, dass der an seiner Stelle nach Erzincan entsandte Sahak C. Vardapet auf dem Weg zu seinem Bestimmungsort bei Sivas umgebracht worden ist. Krikoris Balkakian wird am 24. April 1915 in Konstantinopel verhaftet.

»Ich war im Jahre 1914, als der Weltkrieg begann, in Berlin und

verließ Berlin Mitte September 1914, um direkt nach Konstantinopel zu gehen«, sagt der als Zeuge im Prozess gegen Soghomon Tehlirjan 1921 nach Berlin geladene Balakian vor Gericht. »Dort wurde ich nach sechs bis sieben Monaten am 24. April 1915 mit 280 anderen armenischen Intellektuellen polizeilich festgenommen und verbannt.«

Balakian war einer der wenigen Überlebenden dieser Verhaftungswelle, der am nächsten Tag eine weitere folgen sollte und die darauf abzielte, nach Möglichkeit alle intellektuellen und politischen Meinungsführer der osmanischen Armenier mit einem Schlag auszuschalten. Es war die zweite Woche nach Ostern, für die gregorianischen Armenier wegen der fast mystischen Einheit von Geburt, Passion und Wiederauferstehung Jesu Christi ein besonders wichtiges Hohes Fest, dem gewöhnlich einige Tage der Ruhe folgen. Doch in diesen Tagen befindet sich Konstantinopel erneut im Fieber eines bevorstehenden totalen Kriegs. Die Aprilstürme hatten sich am 23. April gelegt, als die Alliierten am Morgen des 24. bei strahlendem Wetter mit der Landung von Bodentruppen an den Stränden von Gabe Tepe und Kap Helles auf Gallipoli beginnen. Schon Wochen zuvor hatte Polizeipräsident Bedri Bey eine geheime Liste von Armeniern aufstellen lassen, die im Ernstfall als Erste verhaftet werden sollten. Viele Namen auf dieser Liste waren von dem armenischen Kollaborateur Harutjun Mugerditchian zusammengestellt worden, der nach dem Krieg in Konstantinopel Opfer eines Racheakts von Soghomon Tehlirjan werden sollte.

Nach den ersten sichtbaren Zeichen einer bevorstehenden alliierten Landung holt Bedri auf Geheiß von Talaat und Enver Pascha zum Schlag aus. Am Abend des 24. April wird die Redaktion der armenischen Zeitung *Asadamart* durchsucht und sämtliche dort anwesenden Journalisten und Politiker verhaftet.²¹¹ Überall in der Stadt schlagen Bedris Leute jetzt zeitgleich zu. In große rote Militärbusse gepfercht, werden die Verhafteten, wie Krikoris Balakian in seinen Memoiren erzählt, zunächst in die Kasernen von Selimiye auf der asiatischen Seite gebracht und dann mit einem Boot in das Zentralgefängnis von Sirkedji auf der europäischen Seite verfrachtet. »Wie in einem Albtraum«, schreibt Balakian, »fanden sich die

führenden Persönlichkeiten der Armenier in der Hauptstadt – Abgeordnete, Politiker, progressive Autoren, Reporter, Lehrer, Ärzte, Apotheker, Zahnärzte, Kaufleute und Bankiers – in den düsteren Zellen des Gefängnisses wieder. Viele von ihnen trugen immer noch ihre Schlafanzüge, Bademäntel und Hausschuhe.«

Die Nacht verbringen sie in hell erleuchteten Zellen, immer wieder aufgeschreckt durch das Knarren und Schlagen der schweren eisernen Gefängnistüren, wenn einer von ihnen zum Verhör abgeführt wird. Am nächsten Morgen werden sie durchsucht, und alles, was sie bei sich haben – Geld, Zettel, Taschenmesser, Stifte, Tagebücher, selbst Schirme und Spazierstöcke –, wird konfisziert. In Gruppen von zwanzig Leuten, jeweils bewacht von einem Dutzend Gendarmen, werden sie schließlich in einem Konvoi von Militärlastwagen unter der Führung von Bedri Bey auf ein Dampfschiff gebracht, das sie über das Marmarameer nach Haidar Pascha übersetzt. Dort, auf dem Bahnhof der Anatolischen Eisenbahn, erwartet sie bereits ein verdunkelter und scharf bewachter Sonderzug.²¹²

»Wir wurden 36 Stunden per Bahn befördert bis nach Angora (Ankara)«, bezeugt Balakian dem Berliner Gericht. »Dort wurden ungefähr 90 von unserer Karawane nach Ayasch verbannt. Die Übrigen, ungefähr 190, wurden nach Tschangere verbannt, 24 Stunden von Angora entfernt, und per Wagen dorthin transportiert. Diese wurden später in kleinen Karawanen von ungefähr 25,15,10,5 Personen wieder nach Angora deportiert und dort totgeschlagen. Nur 16 von diesen etwa 190 Personen blieben übrig, wurden verschont.«

Einer von ihnen ist Krikoris Balakian, dem es nach einiger Zeit gelingt, die Behörden mit einem erheblichen Bakschisch zu bestechen und zu entkommen. Mit Hilfe von deutschen Ingenieuren der Bagdadbahn, die ihm den Rat geben, seinen Bart abzurazieren, und ihn mit einer deutschen Offiziersuniform versehen, gelingt es ihm schließlich, kurz vor Ende des Krieges unter dem falschen Namen Bernstein Konstantinopel zu erreichen und von dort nach Paris zu fliehen.

Die Verhaftungen des 24. April und der kommenden Tage waren ein Schlag, der viele Armenier völlig unvorbereitet getroffen hat. »Wie oft habe ich sie vor den schlechten Absichten des Komitees für

Einheit und Fortschritt gewarnt«, wird der ins Exil geflohene Schwager des Großwesirs Said Halim, Sherif Pascha, später der *New York Times* in einem Interview sagen. »Die armenischen politischen Führer haben sich fast alle – teils aufgrund einer falschen Einschätzung ihrer Interessen, teils von politischen Bündnissen übler Art beeinflusst – mit dem politischen Schicksal des Komitees identifiziert und sind Kompromisse eingegangen, statt ihrer nationalen Sache zu dienen.«²¹³ Noch im Februar 1915 hatte der armenische Daschnaken-Vertreter Liparit Nasariantz in einer Anwendung von Zweckoptimismus Talaat Pascha als einen Mann bezeichnet, der »den Ruf eines aufrichtigen Anhängers der türkisch-armenischen Freundschaft genießt«.²¹⁴ Auf eine von langer Hand geplante armenische Verschwörung und einen bevorstehenden Aufstand deutet das jedenfalls nicht hin.

Doch nur wenige Tage vor dem 24. April hatte die Belagerung des »rebellischen« Wan begonnen, und Konstantinopel bereitet sich angesichts der bevorstehenden Kämpfe um Gallipoli erneut auf eine Evakuierung vor. Die Maßnahmen, die das Komitee ergreift, sind in jedem Fall drastisch. Bereits am 10. April sind zweiundzwanzigtausend auf Gallipoli lebende Christen, meist Griechen, innerhalb von zwei Stunden nach Ankündigung deportiert und ins Innere Anatoliens verschleppt worden. Wenig später werden alle christlichen Siedlungen entlang des Marmarameers »aus Sicherheitsgründen« geräumt. Enver und Talaat haben öffentlich erklärt, dass sie nicht mehr leben wollen, wenn sie besiegt werden.²¹⁵ Es ist in ihren Augen ein »Existenzkampf«, den die türkische Nation jetzt gegen eine Übermacht von Feinden zu führen hat.

Unter den Armeniern befänden sich »eine Reihe von politisch nicht ganz sicheren Persönlichkeiten«, rechtfertigt Talaat in diesen Tagen gegenüber Botschafter Wangenheim die Massenverhaftungen vom 24. April, die »im Falle einer ungünstigen Wendung des Krieges die Gelegenheit zu Unruhestiftungen ergreifen könnten«. Diese seien »natürlich gerade unter den tätigen Mitgliedern der Klubs und Redaktionen zu suchen«.²¹⁶ Die Propaganda streut gezielt Gerüchte, dass man in armenischen Häusern und Kirchen Explosivstoffe, Bomben und Waffen entdeckt habe und dass für den Tag des

Thronbesteigungsfests am 27. April Anschläge auf die Hohe Pforte und andere Regierungsgebäude geplant gewesen seien.²¹⁷ Gegen englisches Gold hätten armenische Verschwörer an diesem Tag auch Unruhen in der Provinz provozieren wollen, um Truppen von der Bosphorus- und Dardanellenarmee abzulenken und auf diese Weise den alliierten Landungsoperationen zum Erfolg zu verhelfen.²¹⁸ Anderen Gerüchten zufolge sind sie mit der liberalen osmanischen Opposition verbündet, die sich zum Teil im Exil befindet, um eine Revolution gegen das Komitee in Konstantinopel und an der russischen Grenze zu provozieren.²¹⁹ »Unsere eigene Erfahrung mit Revolutionen hat uns gelehrt, die Armenier zu fürchten«, gesteht Enver unfreiwillig gegenüber Morgenthau den selbstbezüglichen Projektionsmechanismus solcher Phantasien. »Wenn zweihundert Türken die Regierung stürzen können, dann schaffen das auch einige hundert intelligente, gebildete Armenier.«

Die Weltöffentlichkeit ist von Anfang an genauestens über die Vorgänge in der Türkei informiert. »Auf Ersuchen der russischen Regierung, unterbreitet durch Botschafter Bakhmeteff«, so die *New York Times* vier Tage nach dem Beginn der Massenverhaftungen in Konstantinopel, »telegraphierte Staatssekretär Bryan Botschafter Morgenthau, die türkischen Behörden unter Protest aufzufordern, Maßnahmen für den Schutz der gefährdeten Armenier zu ergreifen und die Wiederkehr religiöser Ausbrüche zu verhindern.« Doch stattdessen gilt Envers Haupt Sorge in diesen Tagen der Verteidigung der Dardanellen mit allen Mitteln des totalen Kriegs. Britische und französische Granaten, lässt er Morgenthau am 2. Mai wissen, würden überall auf Gallipoli ungeschützte muslimische Dörfer zerstören und Hunderte von unschuldigen Zivilisten töten. Um dem Einhalt zu gebieten, habe er beschlossen, die dreitausend in Konstantinopel lebenden Briten und Franzosen als Geiseln zu nehmen und sie als menschliche Schutzschilde in die Kampfzone zu deportieren. Möglicherweise am Vorbild deutscher Praktiken bei der Einnahme von Lüttich orientiert, bei der dreihundert Zivilisten als menschliche Schutzschilder benutzt wurden, bedeutet dies gleichwohl eine unglaubliche Radikalisierung in der Kriegsführung, auch wenn der Plan nur unvollständig zur Ausführung kam.

Am gleichen Tag entschließt sich Enver auch zu einer entschiedeneren Lösung des Problems »Wan«. »Ich bin der Meinung, dass dieser Ort der Unruhe gesäubert werden sollte, indem man seine Bewohner aus dieser Gegend entfernt«, lässt er am 2. Mai Innenminister Talaat in einer als »streng geheim« deklarierten Depesche wissen. »Es ist notwendig, diese Armenier entweder in russische Gebiete zu vertreiben oder sie und ihre Familien auf verschiedene Plätze in Anatolien zu verteilen. Ich bitte um einen geeigneten Vorschlag und darum, wie man diesen in die Praxis umsetzen kann.«²²⁰ Djevdet Beys Version der Ereignisse in Wan hatte in Konstantinopel für einige Aufregung gesorgt, zumal sie dort auf ein gut vorbereitetes Vorurteilmuster treffen konnte. Die paranoide Vorstellung »Wan ist überall« hatte die Köpfe führender Komiteemitglieder schnell zu beherrschen begonnen und sich zur Phobie einer allgegenwärtigen armenischen Bedrohung ausgeweitet.

Geheime Befehle werden bereits Ende April in alle Provinzen versandt, wie ein Empfänger solcher Depeschen, der Platzkommandant von Alexandrette (Iskenderun), bestätigt. »Schonungslosestes Vorgehen gegen armenische Umtriebe – hängen, brennen, zerstören«, wird dort von den lokalen Behörden gefordert.²²¹ Der Platzkommandant allerdings, kein Mann des Komitees, sieht die Sache eher nüchtern und gibt zu verstehen, dass »hier in Alexandrette Umtriebe nicht am Werke sind«. Andernorts jedoch wird »entschlossenes Handeln«²²² gemeldet.

Reschid Bey, 1889 einer der vier Gründungsmitglieder des Komitees für Einheit und Fortschritt, war Ende März, nach den Sitzungen des Zentralkomitees, auf denen Bahaeddin Schakir erfolgreich ein entschiedeneres Vorgehen gegen den »inneren Feind« gefordert hatte, zum Wali von Diyarbakir berufen worden. »Wir werden sie liquidieren, bevor sie uns eliminieren«²²³, rechtfertigt er sein beispielloses Wüten gegen wirkliche und vermeintliche armenische Deserteure und Verräter. Bereits am 1. April hat er überall in der Stadt Plakate anbringen lassen, in denen die Armenier ultimativ aufgefordert werden, sofort alle Waffen abzuliefern. »Überall wurden Männer ins Gefängnis geworfen und gefoltert, damit sie gestanden, wo man die vermeintlichen Waffen versteckt habe«, berichtet der Amerikaner

Floyd Smith aus Diyarbakir, »einige verloren unter der Folter den Verstand.« Ende April meldet Reschid die erfolgreiche Verhaftung von »über 1000 Deserteuren aus der Armee«, die meisten angeblich mit Verbindungen zum armenischen Untergrund.²²⁴

Aus anderen Teilen des Landes hört man ähnliche Nachrichten; »Ausschreitungen und schwere Bedrückungen armenischer Bewohner« aus Erzincan²²⁵, Verhaftungen aus Aintab, Hausdurchsuchungen aus Aleppo²²⁶ und Mamuret el-Aziz (Elazig)²²⁷. Anfang Mai sind die ersten Deportierten aus Zeitun in Konia angekommen.²²⁸ Für die weit größere Provinz Wan wird jetzt in Konstantinopel ebenfalls über eine radikale »territoriale Lösung« nachgedacht. »Ich würde es vorziehen«, so Enver an Talaat, »die Familien der Rebellen und die Hauptquartiere der Revolte aus dem Grenzland zu vertreiben und die muslimische Bevölkerung aus dem Ausland anstelle der Armenier dort anzusiedeln.«²²⁹ Auch am Rand des Kaukasus würden so, ergänzend zu den Massenverhaftungen in Konstantinopel und den Deportationen auf Gallipoli, die Dardanellen verteidigt, egal, was die Weltöffentlichkeit dazu zu sagen hat. Doch in Wan ist an eine »türkische« Lösung wie in Zeitun vorerst nicht zu denken.

Wie sehr Misstrauen, Verdächtigung, Unterstellung und Stereotypen sich zu der Phantasievorstellung eines »objektiven Feindes«, in diesem Fall einer »feindlichen Bevölkerung«, die von ihrer eigenen Feindschaft vielleicht noch gar nichts weiß, verselbständigt haben, zeigt nichts deutlicher als das Schicksal des mit Talaat persönlich befreundeten armenischen Parlamentsmitglieds Vartkes. Vartkes ist auf Grund seiner Nähe zu Talaat zunächst von den Massenverhaftungen des 24. April verschont geblieben. Noch im Herbst 1913 hatte Talaat Henry Wickham Steed, dem Herausgeber der Londoner *Times*, den verkrüppelten Vartkes mit den wärmsten Worten als jemanden vorgestellt, »der wie ein Bruder für mich war«²³⁰, weil Vartkes ihm während der Zeit der so genannten Konterrevolution von 1909 das Leben gerettet hatte. Doch am 21. Mai trifft es auch Vartkes Effendi. Ihm wird jetzt vorgeworfen, mit den »Revolutionären« in Wan, die inzwischen unter russischer Besatzung eine armenische Selbstverwaltung gebildet haben, in Verbindung zu stehen.²³¹ »Den Armeniern kann man nicht trauen«, ist jetzt Talaats festgefügte Ansicht.

Doch bevor Vartkes verhaftet wird, hat er am 12. Mai noch ein Gespräch mit seinem Freund Talaat, in dem dieser sagt: »In den Tagen unserer Schwäche seid ihr uns an die Kehle gefahren und habt die armenische Reformfrage aufgeworfen, darum werden wir die Gunst der Lage, in der wir uns jetzt befinden, dazu benutzen, euer Volk derart zu zerstreuen, dass ihr euch für fünfzig Jahre den Gedanken an Reformen aus dem Kopf schlagt!« Vartkes fragt: »Also beabsichtigt man, das Werk Abdul Hamids fortzusetzen«, und Talaat antwortet: »Ja.«²³²

Vartkes Effendi ist in dem Augenblick verhaftet worden, als sich nach Ansicht des Komitees in Wan eine armenische »Gegenregierung« gebildet hat. Nach dem Einmarsch der Russen war der Daschnaken-Führer Aram Manukian zum provisorischen Gouverneur der Provinz Wan ernannt worden²³³, der nun sogar nominell mit dem osmanischen Wali Djevdet Bey konkurrierte. In Wirklichkeit war dies nichts als die übliche Verfahrensweise von Besatzungsarmeen, mit Hilfe von einheimischen Politikern schnellstmöglich nach der Okkupation eine funktionierende Zivilverwaltung aufzubauen. Doch die »provisorische Regierung« von Wan wurde als Brückenkopf der »armenischen Revolution« wahrgenommen, und es waren Vartkes' Freunde, die hier die Fahne gehisst und dem Osmanischen Reich die Kernzelle eines künftigen autonomen Armenien unter russischer Vorherrschaft entrissen hatten. Aus der Provinz Wan, deren armenische Bewohner Enver noch kurz vorher zu deportieren beabsichtigte, war nun für jeden, der es so sehen wollte, mit Hilfe der Russen so etwas wie der Nukleus eines feindlichen Staats geworden, der die »feindliche Bevölkerung« in anderen Teilen des Reichs nun noch gefährlicher erscheinen ließ.

Im Unterschied zu den Massakern von 1895/96 oder in Adana 1909 finden die Verfolgungen von 1915 in einer Zeit statt, die nicht von besonderen religiösen oder ethnischen Spannungen gekennzeichnet ist. Im Gegenteil. »In jedem Dorf, wo ich anhielt, fand ich verlassene Häuser, und die Not war bedrückend, weil die Ernährer an die Front gegangen waren«, beobachtet der im anatolischen Siwas geborene amerikanische Missionar Henry Riggs in den ersten Tagen des

Kriegs. »Armenier und Muslime waren gleichermaßen von diesem Elend betroffen, und zwischen den Volksgruppen entwickelten sich Bande von Freundschaft und Sympathie.«²³⁴ Der Krieg ist, besonders unter der von Requisitionen und Einberufungen am meisten betroffenen Landbevölkerung, alles andere als populär. Doch am Erstaunlichsten sind die plötzlichen Verbrüderungen zwischen Christen und Muslimen, die zu Beginn des Kriegs aus den Kampfzonen an der Front gemeldet werden.

Über Jahrhunderte waren Muslime im Osmanischen Reich gewohnt, ihre christlichen Nachbarn als ungläubige Fremde zu betrachten, die nicht zum Haus des Islam gehörten und denen aufgrund einer gottgewollten Ordnung bestenfalls die zweitrangige Stellung einer tolerierten Minderheit zukam. Christen hatten Moslems »ehrfürchtig« zu begegnen. An dieser inneren Einstellung hatten keine Reformen bisher etwas ändern können, auch nicht die Einführung der Verfassung von 1908. Doch ähnlich wie in Europa die gemeinsame Erfahrung in den Schützengräben alle durch Klassenschranken errichteten Dünkel einer »satisfaktionsfähigen« Gesellschaft plötzlich zunichte machen konnte, haben gemeinsame Fronterlebnisse auch auf dem osmanischen Kriegsschauplatz die Schranken zwischen den Religionen oft bedeutungslos erscheinen lassen, jedenfalls zu Beginn des Kriegs.

Aus Egin berichtet Henry Riggs die Geschichte eines alten Armeniers, der unter den verwundet von der Kaukasusfront zurückgekommenen Türken nach Auskünften über das Schicksal seines als Soldat eingezogenen Schwiegersohns Dikran sucht. Plötzlich hört er einen Türken rufen, er solle in sein Haus kommen. Das war ungewöhnlich. Der alte Armenier hatte Sandalen an, entschuldigte sich höflich und sagte, er werde in der Tür stehen bleiben. Doch der Türke besteht darauf, dass er eintritt, auch ohne seine Schuhe auszuziehen, und dass er sich einen Platz zum Sitzen sucht. Eine solche Ehre war dem Alten in seinem ganzen Leben noch nicht zuteil geworden, und verschüchtert lehnt er erneut ab, bis schließlich der Verwundete auf den Knien zur Tür kriecht und ihm mit den Worten »ich werde die Warmherzigkeit deines Dikran mein ganzes Leben lang nicht vergessen« die Hände küsst. Dikran hatte, als der Türke verwundet

wurde, sofort die Sanitäter gerufen, ihn mit Wasser und Brot versorgt und ihm so das Leben gerettet. Eine Szene wie diese, in der ein stolzer Moslem vor einem Christen kniet und ihm die Hände küsst, wäre vor dem Krieg so gut wie undenkbar gewesen.

Selbst als die ersten Deportationen beginnen, ist vielerorts dieses Band gemeinsamer Sympathie noch wirksam. »Als die ersten Karawanen von Vertriebenen in die Stadt kamen, schauten sich Moslems und Christen gemeinsam die Prozession an«, berichtet Ephraim Jernazian über die Stimmung in Urfa im Frühjahr 1915, als Züge aus Zeitun hier durchziehen. »Die meisten Türken begrüßten die Vertriebenen mit stiller Bewunderung, wie es den Anschein hatte, und manchmal auch mit ein wenig Sympathie.«²³⁵ Während der ersten Monate des Jahres 1915, so auch Henry Riggs, habe er nirgendwo unter der muslimischen Bevölkerung Anzeichen dafür finden können, dass sie ihre armenischen Nachbarn fürchteten oder ihnen misstrauten. »Es gab keine Anzeichen von Feindseligkeit oder religiösem Fanatismus«, stellt er fest, »und als der Sturm schließlich zu wüten begann, erkannten wir, die wir mitten in ihm lebten, klar und deutlich, dass dies kein spontaner Ausbruch des Volkszorns war.«

Seit Ende 1914 haben Komitee und Regierung versucht, die Stimmung gegen die Armenier gezielt zu schüren. Im Januar und Februar 1915 macht nach der Niederlage von Sarikamis und in einer Zeit der angespannten Versorgungslage plötzlich das Gerücht die Runde, Armenier hätten in den Armeedepots Brot und Nahrungsmittel vergiftet.²³⁶ Christliche Ärzte, so erzählt man sich, um die hohen Verluste zu erklären, sollen muslimischen Soldaten heimlich Gift verabreicht haben. Als am 29. Januar im Haus eines aus Amerika zugewanderten Armeniers in Kayseri eine selbst gebastelte Granate explodiert²³⁷, werden daraus über Nacht schnell einmal »Tausende von Bomben«²³⁸, die als Beweis für einen unmittelbar bevorstehenden armenischen Aufstand dienen sollen.

Während der Kämpfe um Wan nimmt die Propaganda an Schärfe weiter zu. »Berichte von aufrührerischen Aktivitäten an entfernten Orten wurden in Umlauf gebracht und, später, von Gräueltaten der Russen und Armenier gegen die türkische Grenzbevölkerung«, berichtet Henry Riggs, »diese Berichte wurden von hohen Beamten

verbreitet und ausgemalt.« Besonders die für Nachrichtenwesen zuständige Abteilung II des Kriegsministeriums unter der Leitung von Oberst Seyfi ist dabei aktiv. Auf Anweisung von Mehmed Nazim beschäftigt sie sich mit der gezielten Herstellung und Verbreitung von Gräuelpropaganda, unter anderem durch das wöchentlich erscheinende Kriegsmagazin *Harb Mecmuasi*. Tenor dieser Schriften ist: »Die Armenier sind mit dem Feind im Bunde, sie bereiten einen Aufstand in Konstantinopel vor, und sie haben Pläne, die Führer des Komitees zu ermorden.«

Ein von der Regierung herausgegebenes Buch über »Die armenische separatistische Bewegung« popularisiert diese Sicht mit Bildern von enormen Waffen- und Munitionsmengen, die angeblich bei Armeniern beschlagnahmt worden sind. Tatsächlich sind die meisten Waffen freiwillig abgegeben worden, als die Regierung dies, begleitet von einer Welle von Verhaftungen, im Frühjahr anordnen ließ. Wenig später erging eine Anweisung aus Konstantinopel, dass die Verhaftungen aufhören würden, wenn alle Armenier ihre Waffen abgeliefert haben. In manchen Fällen hat das zu geradezu absurden Reaktionen geführt. »Einige Armenier, die keine Waffen besaßen«, berichtet Henry Riggs aus Harput, »kauften sich dann doch welche und lieferten sie bei der Polizei ab.« Die Verfolgungen hörten dadurch keineswegs auf.

»Es wurde bekannt, dass der Wali Sabit Bey«, so Riggs, »der die Armenier durch seinen feierlichen Eid dazu gebracht hatte, ihm zu vertrauen, eine Fotografie von diesen Waffen nach Konstantinopel geschickt hatte, zusammen mit einem Bericht, er habe ein Komplott aufgedeckt, die Regierung zu stürzen.« Fälschungen dieser Art sind üblich. »Wenn die Gendarmen eine Anzahl von Armeniern getötet hatten«, berichtet der ehemalige Landrat von Mamuret el-Aziz (Elazig), Faiz El-Ghusein, »setzte man den Leichen Turbane auf und holte kurdische Frauen, die über die Getöteten weinten und klagten, weil man ihnen sagte, die Armenier hätten ihre Leute getötet. Dann holten sie einen Fotografen, um die Szene zu fotografieren.«²³⁹ Das Ganze diente dann als Beweis für angebliche armenische Gräueltaten.

Solche Szenarien heizen die Stimmung weiter an, doch die durch

sie lancierten Behauptungen werden dadurch nicht glaubwürdiger. »In einem Punkte dürfte Übereinstimmung herrschen«, meldet Botschafter Wangenheim in diesen Tagen nach Berlin, »dass die Armenier seit Einführung der Konstitution den Gedanken an eine Revolution aufgegeben haben, und dass keine Organisation für eine solche besteht.«²⁴⁰ Im Wilajet Erzurum beispielsweise, betont Konsul Scheubner-Richter mehrmals, seien weder Waffen noch kompromittierende Schriftstücke gefunden worden. »Wäre hier ein Aufstand geplant gewesen«, meint er, »so war dafür die günstigste Gelegenheit im Januar, als die Russen 35 km vor Erzurum standen und die Garnison Erzurums nur aus einigen hundert Mann Gendarmerie bestand, während sich in Erzurum in den Arbeiter-Bataillonen allein 3-4000 Armenier befanden.«²⁴¹

Doch die Propaganda lässt nicht nach. Die Zeitung *Tanin* lanciert kurz vor der italienischen Kriegserklärung die Nachricht von einer angeblich in Geheimschrift verfassten Korrespondenz mit dem feindlichen Flottenkommando vor den Dardanellen. »Der Feind wurde aufgefordert«, will das jungtürkische Kampfblatt wissen, »in Konstantinopel binnen fünf Tagen einzuziehen und die christliche Fahne wieder auf der heiligen Sophie [Hagia Sophia] aufzupflanzen.«²⁴²

Das Thema »Geheimschrift« entwickelt sich gradewegs zu einer Obsession. Henry Riggs erzählt, wie der Polizeichef von Harput bei einer Hausdurchsuchung in der amerikanischen Mission zu einem Haufen unbeschriebenen Papiers gegriffen und die Blätter in Wasser getaucht hatte, um anschließend gespannt auf das Auftauchen einer Geheimschrift zu warten. Nicht einmal das Toilettenpapier kommt ihm unverdächtig vor. Ohnehin haben die bei Hausdurchsuchungen beschlagnahmten armenischen Bücher, Aufzeichnungen und Briefe für viele Türken den Charakter von Geheimdokumenten schon deshalb, weil sie weder die Sprache noch die merkwürdigen und fremdartigen armenischen Schriftzeichen verstehen. Ende Mai lässt Enver armenische Zeitungen und Postkorrespondenzen verbieten.²⁴³

Jede gefundene Mitgliederliste einer Kirchenorganisation oder eines Presbyterkreises wird in einer solchen Stimmungslage schnell zum Beweis für ein endlich aufgedecktes Geheimkomitee hochstili-

sirt und zieht, wie im Fall des armenischen Wohltätigkeitsvereins von Zeitun²⁴⁴, weitere Durchsuchungen und Verhaftungen nach sich. Ein armenischer Professor des amerikanischen »Euphrates College« in Harput wird als Mitglied des »Kooperativkomitees«, eines protestantischen Kirchenkreises, »enttarnt«. »Hadjı Mehmed Effendi, Abgeordneter aus Harput, erzählte mir, dass der Professor aufgrund von Dokumenten, die sich in seinem Besitz fanden – Dokumenten, die bewiesen, dass er Vorsitzender des ›Kooperativkomitees‹ war –, verurteilt wurde«, berichtet Henry Riggs, »was er auch selbst offen eingestand.« Er hatte zugegeben, Mitglied dieses Kirchenkreises zu sein, was ohnehin jeder wusste.

Anfangs wird die Maschinerie der Inquisition manchmal durch lokale Korruption gemildert. Ephraim Jernazian erzählt von dem Fall der Verhaftung des Daschnaken-Führers Andranik Bozajian aus Urfa, bei dem neben seinem Notizbuch eine Mitgliederliste der örtlichen Daschnaken-Organisation und ein Verteidigungsplan für die armenischen Quartiere aus der Zeit kurz nach dem Massakern von Adana 1909 gefunden wurde. Doch der örtliche Untersuchungsführer Schakir Bey lässt sich, aus Angst, seine eigenen Verbindungen zu den Daschnaken könnten dabei aufgedeckt werden, diese Unterlagen gegen ein gewisses Bakschisch schnell wieder abkaufen.²⁴⁵ Bald allerdings sitzen in allen Untersuchungstribunalen eigens aus Konstantinopel entsandte Kommissare²⁴⁶, und in die Jagd nach armenischen »Verschwörern« kommt Methode. »Wenn ein ›Experiment‹, die Bevölkerung zu erregen, missglückte«, beobachtet eine deutsche Krankenschwester, »wurde von niedrig gesinnten Personen etwas anderes ausgesonnen.«²⁴⁷

Unter Folter erpresste »Geständnisse« werden von der Propaganda wirkungsvoll ausgeschlachtet. »Ein alter Priester wurde so grausam gefoltert, um ein Geständnis zu erzwingen«, berichtet ein deutscher Augenzeuge, »dass er schließlich in seiner Verzweiflung und im Glauben, die Folter damit beenden zu können, schrie: ›Ja, wir sind Revolutionäre‹«²⁴⁸ Nicht wenige sterben unter der Folter vielfache Tode. Ein Mann in Kilikien wird künstlich aufgepumpt und in diesem Zustand der Bastonade unterzogen.²⁴⁹ Anderen werden glühende Kohlen unter die Kleider gesteckt, Nadeln unter die

Fingernägel gejagt, die Augenbrauen, Augenwimpern und Barthaare herausgerissen, Menschen werden in Hölzer eingeklemmt, mit den Füßen nach oben aufgehängt, ihnen werden die Finger- und Fußnägel herausgezogen und die Füße wie bei Pferden mit Nägeln beschlagen.²⁵⁰

In Harput sind bei einem Drogisten selbst gebastelte Bomben gefunden worden. »Davor waren eine Reihe unserer Lehrer und Professoren verhaftet worden«, so die Amerikanerin Tracy Atkinson. »Nun begann man sie zu foltern, damit sie gestehen, Bomben zu besitzen. Sie schlugen sie, sperrten sie ein und folterten sie. Es wurde bekannt, dass man Prof. Tenekedjian schrecklich geschlagen und ihm sein Kopf- und Barthaar ausgerissen hatte. Gegen Mittag kam ein Junge vorbei und sagte uns, dass er im Gefängnis gewesen sei, um seinem Vater etwas zu essen zu bringen. Sein Vater hatte auf Zigarettenpapier, das er zusammengerollt und in seinen After gesteckt hatte, geschrieben: ›Schickt genug Gift für Prof. Bujicanian, Prof. Luledjian und Firmanian, da sie die Folter nicht ertragen können.«²⁵¹

Doch der Sinn der Hexenjagd, vermutet Henry Riggs, war weniger darin zu suchen, dass man wirklich etwas aufdecken wollte, als darin, die Köpfe zu beeinflussen und Verdächtigungen zu schüren. Tatsächlich war diese Kampagne sehr erfolgreich. Viele einfache Leute haben den Anschuldigungen gegen die verhafteten armenischen Führer Glauben geschenkt, nachdem ihre »Geständnisse« öffentlich gemacht wurden. »Die freundliche Haltung der Moslems änderte sich merklich«, beobachtet Riggs. »Misstrauen trat an die Stelle von Vertrauen.« Irgendwann ist das gewollte Ergebnis erreicht, und die Regierung kann behaupten, sie »sei nicht immer in der Lage gewesen, die Ausschreitungen der Volksmassen zu hindern.«²⁵²

Topographie des Terrors

Als Konsul Scheubner-Richter am Morgen des 15. Mai seinen Bericht über die Ereignisse in Wan an die Botschaft in Konstantinopel aufsetzt, ist dies für ihn Anlass zu einigen Bemerkungen, warum die Lage in Erzurum eher als ruhig einzuschätzen ist. Zwar war es auch hier zu Hausdurchsuchungen bei Armeniern gekommen, aber sie hätten, da der Gouverneur Tahsin Bey dabei korrekt verfahren sei, »soweit mir bekannt, belastendes Material nicht ergeben«. Allerdings, so Scheubner-Richter, gebe es in Erzurum einige militärische Kreise, »die den Augenblick der Abrechnung mit den Armeniern für gekommen halten«. ²⁵³ Er meint damit besonders den Oberkommandierenden der Dritten Armee, Mahmud Kamil Pascha, einen ideologischen Hardliner des Komitees, der diesen Posten nur durch eine direkte Intervention der ZK-Mitglieder Talaat, Nazim, Schakir und besonders Ziya Gökalps erhalten hatte. ²⁵⁴

Max Erwin von Scheubner-Richter war ein ausgebildeter Geheimdienstoffizier, der nicht dazu neigte, leichtfertige Behauptungen aufzustellen, nur um einen militärischen Bündnispartner wie die Türkei in Misskredit zu bringen. Deutschbaltischer Herkunft und mit guten Russlandkenntnissen versehen, war der konservative Monokelträger mit verdeckten türkisch-deutschen Operationen hinter den feindlichen russischen Linien befasst und insofern jemand, der die Lage in den Grenzprovinzen schon aus dienstlichen Gründen immer präzise zu beurteilen wusste. Am Morgen des 15. Mai jedenfalls schätzt Scheubner-Richter die Lage so ein, »dass ein Aufstand der Armenier Erzurums und seiner näheren Umgebung nicht anzunehmen ist«.

Doch im Laufe dieses Tages ist etwas vorgefallen, das ihn am Abend dazu drängt, seinem Bericht an Konstantinopel eine eilige

Korrektur nachzusenden. »Armenische Bevölkerung der umliegenden Dörfer wird ausgewiesen und nach den Etappentruppen verschickt«, drahtet er um 20 Uhr eilig an Wangenheim, »Bevölkerung dadurch sehr beunruhigt.« Am nächsten Tag erfährt er, dass diese Maßnahme von jenen militärischen Kreisen veranlasst worden ist, denen es nach seinen Beobachtungen ohnehin nur um eine schon lange geplante Abrechnung mit den verhassten Armeniern geht. Die »militärischen Rücksichten« jedenfalls, die offiziell als Grund für die drakonische Maßnahme vorgetragen würden, meint Scheubner-Richter, seien nichts als ein »unbegründeter« Vorwand für einen Racheakt, der sich ganz anderen Motiven verdankt. Die meisten männlichen Armenier, von denen, wenn überhaupt, eine potenzielle Gefahr ausgehen könnte, seien ohnehin in Arbeitsbataillone eingezogen worden. Man habe »hauptsächlich Frauen und Kinder« fortgetrieben, von denen eine ernsthafte militärische Bedrohung kaum zu erwarten sei, meint der Konsul etwas indigniert.

Die ganze Passim-Ebene nordöstlich von Erzurum ist in diesen Tagen von einer großen Deportationswelle betroffen. Es ist der Beginn der Regenzeit, und hier, in zweitausend Metern Höhe, können die Nächte auch Mitte Mai noch sehr kalt werden. Am Abend bei Sonnenuntergang, berichten Betroffene, seien plötzlich Gendarmen im Dorf erschienen und hätten den Befehl zur Verbannung verkündet. »Nach zwei Stunden«, erfährt der Konsul, »waren wir schon alle, Greise und Kinder, Bräute und Mädchen, Arme und Krüppel, draußen unter freiem Himmel und beweinten unser hartes Geschick.« Ihr Vieh haben sie mitnehmen dürfen, doch die Futtermittel sind beschlagnahmt worden, als sie am späten Abend in Begleitung von Gendarmentrupps über die frisch bestellten Felder getrieben werden und auf denselben ihre Lager rund um Erzurum aufschlagen. Es sind Tausende, und sie sind ohne jede Nahrung fortgeschickt worden. Konsul Scheubner-Richter sorgt dafür, dass Brot an sie verteilt wird. »Das Vieh weidet die Saaten ab«, beobachtet er dabei, während in den Lagern Hunger herrscht und sich Frauen in Verzweiflung vor sein Pferd werfen. »Ein großer Teil der Aussaat um Erzurum ist damit vernichtet.« Als Offizier, der weiß, wie wichtig die Ernte für die Versorgung der in Erzurum lagernden

Truppe sein wird, lässt ihn diese Beobachtung ein weiteres Mal am militärischen Sinn der Deportation zweifeln.

Am 22. Mai meldet er, dass die verlassenen Dörfer von muslimischen Flüchtlingen aus der Kriegszone besetzt worden sind, die dort alles in Beschlag nehmen und das zurückgelassene Eigentum der Armenier plündern. »Die Vermutung liegt nahe«, meint der Konsul, »dass es vielleicht von Anfang an der Zweck der Aussiedlung war, für diese Emigranten Platz zu schaffen.« Genau das, was Enver in der Depesche vom 2. Mai an Talaat für die Armenier der Provinz Wan vorgesehen hatte, und was dort wegen des erfolgreichen Widerstands nicht ausgeführt werden konnte, ist jetzt in der Provinz Erzurum geschehen. Wie zu »Untertanen feindlicher Staaten« würden sich die Gendarmen den Vertriebenen gegenüber verhalten. Scheubner-Richter hat Kamil Pascha, dem Kommandeur der Dritten Armee, die angeblichen militärischen Gründe für die Vertreibung nie abnehmen wollen. Wenn hier etwas militärisch motiviert war, dann war das offenbar weniger die durch eine strategische Zwangslage notwendig gewordene Räumung von Gebieten als vielmehr die Abrechnung mit ihren Bewohnern, einer besonders seit der Belagerung von Wan immer ausschließlicher als »feindlich« aufgefassten Bevölkerung. Ihrer will man jetzt nicht nur habhaft werden, um ein konstruiertes »Sicherheitsrisiko« zu beseitigen, vermutet Scheubner-Richter hell-sichtig, man will sie in der Konsequenz regelrecht beseitigen.

Was er nicht weiß, ist, dass Talaat zur gleichen Zeit den Provinzverwaltungen von Erzurum, Bitlis und Wan, soweit Letztere noch über wirksame Hoheitsrechte verfügt, die Deportation aller Armenier ihrer Provinzen in die Gegend von Mossul und in die Wüstenregionen südlich von Urfa befiehlt.²⁵⁵ Am 23. Mai ergeht der landesweite Befehl, alle Armenier aus dem Post- und Telegraphendienst zu entlassen.²⁵⁶ Dies sind Sicherheitsbereiche der Kommunikation für die nach dem russischen Einmarsch und der Aufstellung einer provisorischen Provinzregierung in Wan bevorstehenden Maßnahmen, die man auf keinen Fall durch potenzielle Sabotage oder Geheimnisverrat gestört sehen möchte. Ganz offen gibt Talaat in diesen Tagen Generalkonsul Mordtmann gegenüber zu, alleiniger Zweck dieser Maßnahmen sei es, »die Armenier zu vernichten«.²⁵⁷

Auf einem Ritt in die Umgebung von Erzurum Ende Mai macht sich Scheubner-Richter ein Bild von den Plünderungen in den verlassenen armenischen Dörfern der Passim-Ebene. Auch das alte Kloster Kizilwang, stellt er fest, ist den Raubzügen zum Opfer gefallen. Die Kirche des Klosters ist im Inneren völlig verwüstet. Während seiner Abwesenheit ist Ende Mai Bahaeddin Schakir von einer Reise durch die Provinzen nach Erzurum zurückgekehrt und hat die Stadt mit einem neuen Terrorregime überzogen. *Teskilati-Mahsusa*-Banden schikanieren Armenier auf der Straße, sprechen lautstarke Drohungen aus und zwingen einige von ihnen sogar mit Gewalt, ein russisches Grabdenkmal auf dem Friedhof niederzureißen und zu schänden. Am 2. Juni erfährt Scheubner-Richter, dass die Verbannten aus der Passim-Ebene bis nach Der es-Zor in die unwohnliche mesopotamische Wüste geschickt werden sollen. Kaum die Hälfte von ihnen, vermutet er, wird einen solchen wochenlangen Todesmarsch überleben, ein Schicksal, das den Stadtbewohnern von Erzurum noch bevorsteht.

Doch vorher noch wird zwischen dem 10. und 12. Juni im benachbarten Erzincan das armenische Viertel systematisch geräumt. Über zwanzigtausend Menschen schickt man hier auf den Weg in die Ungewissheit. Während ihres Auszugs beobachten deutsche Krankenschwestern, dass am Stadtrand von Erzincan ein Sklavenmarkt für armenische Kinder abgehalten wird, die mit dem Ziel der Zwangsislamisierung an muslimische Familien verkauft werden.

In der Stadt Erzurum beginnt die Vertreibung am 15. Juni, als dort die erste Kolonne zusammengestellt wird, gefolgt von fünfhundert ausgesuchten armenischen Notablen am nächsten Tag. Fast alle Männer dieser Trupps, bringt Scheubner-Richter in Erfahrung, sind nur wenig später unterwegs umgebracht worden. Die Stadt Erzurum wird schubweise von ihren zwanzigtausend Armeniern »gesäubert«. Am 19. Juni wird der Verschickungsbefehl auf weitere fünfhundert Familien ausgeweitet, unter ihnen die spätere Berliner Zeugin Christine Tersibaschian. Sie treffen, wie Tersibaschian vor Gericht ausführt, unterwegs auf Leichenberge von Vertriebenen aus Baiburt, das zur gleichen Zeit geräumt wurde. Als Ende Juni der Befehl kommt, auch die letzten Armenier aus Erzurum zu entfernen,

steht Scheubner-Richters Urteil fest. Nichts als »Rassenhass«, drahtet er an die Botschaft in Konstantinopel, sei die Ursache für diese desaströse und auch unter militärischen Gesichtspunkten gänzlich kontraproduktive mörderische Vertreibungspolitik, die zu dieser Zeit bereits den ganzen Osten Anatoliens erfasst hat.

Am 27. Juni hört Pailadzo Captanian in der Hafenstadt Samsun am Schwarzen Meer zu ungewöhnlich früher Morgenstunde laute Stimmen auf der Straße aufgeregt debattieren. Ohnehin herrscht in der Stadt eine gespannte Atmosphäre, seit im April nach den Massenverhaftungen von Konstantinopel auch in Samsun Häuser durchsucht und prominente Armenier inhaftiert, verbannt und ermordet worden sind. Doch Captanian ahnt, dass an diesem Morgen etwas Außergewöhnliches vorgefallen ist. Als sie zum Fenster geht, sieht sie dort Trauben von Menschen vor einem in der Nacht angebrachten Plakatanschlag stehen, entsetzt über das, was sie da lesen müssen. »Das ist eine Bekanntmachung der Obrigkeit«, wird ihr gesagt. »Man teilt uns mit, dass wir in den Süden deportiert werden.« Bekommen nimmt sie das zur Kenntnis. Als sei, berichtet sie später, an diesem Morgen ein Albtraum wahr geworden, den sie kurz zuvor gehabt hatte, und in dem sich ein riesiger Fels plötzlich in einen gewöhnlichen, schwankend auf einem Sockel stehenden Steinbock verwandelt hatte. »Ist die Verwandlung des Felsens die Ankündigung einer Katastrophe?«, hatte sie sich nach dem Erwachen gefragt. Jetzt war die Katastrophe plötzlich eingetreten.²⁵⁸

Am Tag zuvor hat es auch in Trapezunt solche Plakatanschläge gegeben. Dort heißt es: »Unsere armenischen Landsleute, die eine der osmanischen Rassen darstellen, haben falsche Ideen übernommen, die die öffentliche Ordnung stören und das Ergebnis langjähriger fremder Einflüsse sind, und weil sie Blut vergossen und versucht haben, den Frieden und die Sicherheit des osmanischen Staats zu zerstören, den ihrer Landsleute und auch ihre eigene Sicherheit und Interessen, und weil die armenischen Gemeinden jetzt zu allem Überfluss auch noch gewagt haben, sich mit den Feinden ihres Lebens und den Feinden, mit denen sich unser Land im Krieg befindet, zu verbünden, sieht sich unsere Regierung gezwungen, außergewöhnliche Maßnahmen zu ergreifen, die Opfer erfordern, damit die Ordnung

und Sicherheit des Landes ebenso wie das Leben und Wohlergehen der armenischen Gemeinden erhalten bleibt. Daher werden die Armenier bis zum Abschluss des Kriegs an Orte geschickt, die im Innern der Wilayets vorbereitet wurden, und alle Osmanen haben sich dem kategorischen und in jedem Fall strikt zu befolgenden Befehl zu unterwerfen: Mit Ausnahme der Kranken müssen alle Armenier binnen fünf Tagen vom Datum dieser Proklamation an ihre Dörfer und Stadtviertel unter Begleitung der Gendarmerie verlassen. Diese Maßnahme gilt in keiner Weise für die anderen Rassen.«²⁵⁹

Es folgen Einzelbestimmungen. Der Verkauf irgendwelcher Sachen ist den Armeniern verboten. Die Läden und Magazine sollen versiegelt, alle Gegenstände aus den Wohnungen an bestimmte Orte gebracht und dort der Obhut der Regierung unterstellt, Geld zur etappenweisen Nachsendung auf dem Postamt abgeliefert werden. Diejenigen, heißt es weiter in der Proklamation, die sich der Deportation widersetzen, oder solche, die zur Deportation bestimmte Personen verstecken oder ihnen andere Hilfe gewähren, werden vor ein Standgericht gestellt und erschossen.

Am Donnerstag, den 1. Juli, sieht der amerikanische Konsul Oscar S. Heizer Gendarmen mit aufgezogenen Bajonetten auf den Straßen Trapezunts patrouillieren und die Armenier aus ihren Häusern treiben. »Gruppen von Männern, Frauen und Kindern mit Packen und Bündeln auf dem Rücken wurden in einer kurzen Querstraße in der Nähe des Konsulats versammelt«, so Heizer, »und wenn ungefähr einhundert beisammen waren, wurden sie von Gendarmen mit gezückten Bajonetten am Konsulat vorbei in Hitze und Staub auf die Straße nach Gümüşhane und Erzincan getrieben.«²⁶⁰ Die Männer kommen nicht weit. Bei Gümüşhane werden sie in Gruppen von fünfzehn bis zwanzig erschossen und in eigens dafür vorbereitete Gräben geworfen. Als der Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, Paul Weitz, im Sommer 1918 Gümüşhane besucht, hört er dort in einem Kaffeehaus kurdische Notable »mit seltenem Freimut die grausamsten Einzelheiten von den Massakres der Armenier« erzählen. »Dabei hob man«, berichtet Weitz, »immer die Tatsache besonders hervor, dass es in der betreffenden Gegend keinen einzigen Armenier mehr gäbe.«

In Samsun, berichtet Captanian, werden sofort nach Bekanntmachung der Proklamation die Wege zwischen den verschiedenen Stadtvierteln unter Kontrolle gestellt und die Kommunikation unter den ethnischen Gruppen verboten. Leute, die in den Basar wollen, werden wieder zurückgeschickt oder auf der Straße verhaftet. Häuser werden durchsucht. »Schließlich erfuhren wir, dass wir nach Der es-Zor geführt werden sollen«, so Pailadzo Captanian. »Wir sahen auf einer Karte nach, und uns war klar, dass die Reise unter der Sommersonne lang und mühsam werden würde. Wir ahnten auch, dass wir zu Fuß gehen würden, und sahen voraus, dass uns auf dem langen Weg der Tod erwartete.« Einige Familien entschließen sich angesichts dieser zu erwartenden Schrecken, zum Islam überzutreten und türkische Namen anzunehmen. Andere schlagen vor, die Selbstverteidigung zu organisieren, doch sie bleiben eine verschwindend kleine Minderheit.

Die Mehrheit der Samsuner Armenier wird, wie in Trapezunt, fünf Tage nach der Bekanntmachung auf den Weg geschickt. Ein Karren mit Matrasen, Decken, ein paar Lebensmitteln und ein Koffer ist alles, was die aus gutbürgerlicher Familie stammende Pailadzo Captanian mitnehmen kann, bevor ein Gendarm ihr Haus verschließt und den Schlüssel einsteckt. »Die privaten Häuser der Armenier ebenso wie ihre Kaufläden und Lagerhäuser wurden von der Regierung versiegelt«, meldet das amerikanische Konsulat aus Samsun ein paar Tage später, »aber sie haben schon angefangen, eine stattliche Anzahl dieser Gebäude mit türkischen Immigranten zu füllen.«²⁶¹

Und so machen sich die Ausgewiesenen auf den Weg, begleitet von Gendarmen, die auf jeder Etappe ausgewechselt werden. Überall in den sechs Provinzen, in denen noch nicht ein Jahr zuvor die Armenier hoffnungsvoll den auf europäischer Ebene ausgehandelten Reformen entgegensahen, ist jetzt eine gewaltsam erzwungene Völkerwanderung unterwegs, durch die sie auf immer aus ihren Jahrhunderte alten Siedlungsgebieten vertrieben werden sollen.

Die ersten Nachrichten von größeren Massakern während der Deportation haben Konsul Scheubner-Richter in Erzurum am 23. Juni erreicht, als der Bauer Garabed, der mit den Bewohnern der Passim-Ebene verschickt worden war, plötzlich auf dem Konsulat erscheint.

Er ist ein alter Bekannter, denn er hat den Konsul bisher immer mit Eiern und Feldfrüchten beliefert. Garabed gehörte zu einer Kolonne von etwa zehntausend Deportierten, die aus dreizehn verschiedenen Dörfern der Passimer und Erzurumer Hochebene zusammengetrieben und durch die Steppe und das Tal des Euphrat nach Erzincan auf den Weg gebracht worden war. Bei Mamahatun, dem heutigen Tercan, berichtet Garabed, haben sie nach einem Marsch von etwa hundert Kilometern die Euphratbrücke erreicht und werden über den Fluss in die Berge geschickt, die hier um die 2500 Meter hoch sein können. Schon auf den Feldern vor Erzurum, als Scheubner-Richter ihnen zum ersten Mal begegnet war, hatte es Selbstmorde gegeben, waren hungernde Säuglinge vor Verzweiflung in den Euphrat geworfen worden, doch Widerstand hatte sich weder damals noch auf dem Transport geregigt, obwohl die kleine Begleittruppe von zehn Gendarmen und zwanzig Freischärlern der *Teskilati Mahsusa* von einer solch großen Menschenmenge leicht zu überrumpeln gewesen wäre. Aber sie sind mutlos und desorganisiert, haben Angst, in der Konsequenz noch schlimmer bestraft zu werden, und hoffen insgeheim, irgendwann vielleicht an einem Ort anzukommen, in dem sie sich fern der Heimat niederlassen und ein neues Leben beginnen können.

Die Kolonne wird schmaler und länger, als sie in den Bergen einen Pass überqueren muss. Hier gerät sie plötzlich in einen Hinterhalt von räuberischen Kurden, die sich auf den Anhöhen postiert hatten und von allen Seiten auf die Karawane schießen. Nur wenig später, so Garabed, werden sie von Kurden umzingelt und überfallen. Einige Leute werden dabei getötet, doch die Kurden haben es in erster Linie auf Raubgut abgesehen. Viele der mit Proviant und Kleidungsstücken bepackten Karren fallen ihnen in die Hände, während die Kolonne nach allen Seiten auseinander läuft und flieht. Bei Kargin am Euphrat sind sie wieder eingefangen. Erneut werden sie von Kurden überfallen, wieder flüchten sie, teils schwimmend über den Euphrat, wieder werden sie eingesammelt. Nun haben sie alles, was sie auf ihren Karren mitgeführt haben, verloren. In dem armenischen Dorf Pärüz übernachtet Garabed mit anderen in der Kirche, als am nächsten Morgen Freischärler der *Teskilati Mahsusa* vor dem Kirchentor erscheinen und alle auffordern, sich zu sammeln.

Nun wird wahllos auf alle armenischen Männer geschossen, die sich in der Kirche befunden haben. Die Frauen hat man vorher in eine Scheune eingesperrt. Garabed kann in dem Durcheinander fliehen und wird dabei angeschossen, was ihm das Leben rettet. Er hat sich sofort tot gestellt. Als das Massaker vorüber ist, gelingt es ihm unter anderem mit Hilfe freundlicher Kurden, im Schutz mehrerer Nächte Erzurum zu erreichen, um dort dem deutschen Konsulat über seine apokalyptischen Erlebnisse zu berichten.

Am 26. Juni, einige Tage nach dem Massaker, ist der Polizeipräsident von Erzurum, Khulussi Bey, in die Stadt zurückgekehrt. Er kommt direkt aus Mamahatun, erfährt Scheubner-Richter, »wo er Armeniermassaker veranstaltet haben soll«. Offenbar ist dort weit mehr vorgefallen, als der kleine Ausschnitt der persönlichen Erlebnisse des Bauern Garabed wiedergeben kann, und offenbar waren die Massaker gut vorbereitet und organisiert. Scheubner-Richter schätzt, dass bei Mamahatun zwischen zehn- und zwanzigtausend Armenier ermordet worden sind. Offenbar waren nicht nur die Einwohner der Dörfer aus Garabeds Kolonne, sondern viele andere Deportierte der Passimer und Erzurumer Ebene dort in der Absicht zusammengeführt worden, sie auszurotten. »Es steht einwandfrei fest«, betont Oberstleutnant Stange, der als Ausbilder und Instrukteur für verdeckte Auslandseinsätze den besten Einblick in die Strukturen des Militärs und der *Teskilati Mahsusa* in Erzurum hatte, in einem Bericht an die deutsche Militärmission, »dass diese Armenier fast ohne Ausnahme in der Gegend von Mamahatun [Tercan] von so genannten Tschetes [Freiwilligen], Aschirets und ähnlichem Gesindel ermordet worden sind, und zwar unter Duldung der militärischen Begleitung, sogar mit deren Beihilfe.«

Stange war dem 8. Infanterieregiment angegliedert und hatte den Auftrag, Sabotage und Guerillaaktionen hinter den russischen Linien durchzuführen. Er war dadurch zwangsläufig in engem Kontakt mit Leuten wie Bahaeddin Schakir, dem kommandierenden General Mahmud Kamil und dem von Scheubner-Richter genannten Polizeipräsidenten Khulussi Bey. Stange war ein als Einzelkämpfer ausgebildeter Militär, der nun beobachten musste, wie die für Spezial-einsätze in Russland vorgesehenen Einheiten der *Teskilati Mahsusa*

schon längst zu Todesschwadronen eines beginnenden Völkermords mutiert waren. Unter anderem hatte der von einer Reise mit dem österreichischen Gebirgsjäger und Geographen Victor Pietschmann aus Trapezunt zurückgekehrte Kriegsfreiwillige Carl Schlimme unter Eid berichtet, dass ihnen kurz vor den Massakern bei Mamahatun »eine etwa 400 Mann starke Bande unter Französisch sprechenden Führern« entgegengekommen sei, »die anscheinend auf die Armenier aus Erzurum warteten«. Französisch war die Sprache der Intellektuellen des Komitees für Einheit und Fortschritt. Bahaeddin Schakir und Mehmed Nazim hatten in Paris gelebt, aber auch viele der *Fedaiis* des Komitees, die nun zu Führern von Einheiten der *Teskilati Mahsusa* geworden waren, sprachen Französisch.

Offensichtlich war Schlimme einer Bande der Sonderorganisation *Teskilati Mahsusa* begegnet, und offensichtlich hatten sie hier bei Mamahatun Stellung bezogen und warteten auf ihren Einsatz als Killerkommandos. »Freudestrahlend«, berichtet Major von Mikusch Anfang Juli von einer anderen Begegnung aus Mossul, hätte dort eine Bande einschließlich ihres Offiziers ihm von den Massakern erzählt, die sie in armenischen Dörfern begangen hatten. Die Banden der *Teskilati Mahsusa* sind jetzt überall im Einsatz.

Einer solchen Bande ist Anfang Juli auch Sarkis Manukian begegnet. Manukian hatte in Berlin und Leipzig Philosophie studiert und wurde nach seiner Promotion Lehrer an der armenischen Schule in Erzurum. Er war am 19. Juni in einer Kolonne von mehreren Tausend auf den Weg geschickt worden, begleitet von dreihundert Soldaten. Am 2. Juli kommen sie in Erzincan an und werden von dort durch das Euphrattal Richtung Kemah geschickt. Östlich der Stadt führt die Straße einige Kilometer durch eine Ebene, um dann in dem immer mehr zu einer Schlucht werdenden Tal bald einen serpentinartigen Verlauf zu nehmen. Zu beiden Seiten erheben sich mächtige Dreitausender, deren Gipfel oft auch im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Bei Kemah, 55 Straßenkilometer von Erzincan entfernt, verengt sich das Tal so sehr, dass die Felsen fast senkrecht im Fluss zu stehen scheinen. Hier beobachtet Sarkis Manukian, wie plötzlich an einer Art Kontrollpunkt Milizionäre der *Teskilati Mahsusa* gemeinsam mit dem Hauptmann der Begleittruppe, Kia-

mil Effendi, nach einer Liste zweihundert Personen aus dem Konvoi herausselektieren und abführen. Für sie sei der Tod bestimmt, erklärt Hauptmann Kiamil.

Auch die Berliner Zeugin Christine Tersibaschian gehörte zu Manukians Deportationskolonne aus Erzurum. Als sie zu einem anderen Zeitpunkt den Kontrollpunkt bei Kemah passieren will, »wurden von den Trupps 500 junge Leute herausgesucht«, berichtet sie. »Man hat sie alle in Gruppen aneinander gebunden und ins Wasser geworfen«, so Tersibaschian weiter, »ich habe es mit eigenen Augen gesehen.« Die Vorfälle sind vielfältig bezeugt. Kaiane Abrahamian aus Erzurum beispielsweise beobachtet, wie eine Gruppe von Männern dort nach Kontrolle und Selektion abgeführt und erschossen wird. Die Schlucht bei Kemah, einst ein Zentrum des altarmenischen Götterkults aus vorchristlicher Zeit, ist in diesen Tagen zu einem armenischen Schlachthaus geworden.

Um den 10. Juni sind die ersten Nachrichten von großen Massakern in der Kemahschlucht nach Erzincan durchgedrungen. Anfang Juni waren Konvois von Vertriebenen aus der Gegend von Erzurum hier angekommen und hatten auf dem freien Feld vor der Stadt ihr Lager aufgeschlagen. In den darauf folgenden Tagen wird die Stadt geräumt. Am 7. Juni geht der erste Transport ab, nach dem 10. Juni gibt es in Erzincan keine Armenier mehr. »Da die Männer meist als Arbeitssoldaten eingezogen sind, herrschte das weibliche Element vor«, berichtet ein deutscher Militärarzt, der die Vertreibungen dort mit ansehen musste. »Auch Kranke und uralte Weiber sah man davonhumpeln. Ausnahmen wurden nicht gemacht: Die Frau eines unserer Soldaten, die an Fleckfieber halb bewusstlos dalag, wurde auf ein Pferd gesetzt, trotzdem ich in einem energischen Attest erklärt hatte, der Transport bedeute den Tod der Frau.« Bald tauchen die ersten Gerüchte auf.

Im deutschen Rot-Kreuz-Lazarett erzählt die türkische Köchin Schwester Thora von Wedel unter Tränen, sie habe gehört, dass die armenischen Frauen unterwegs von Kurden misshandelt und getötet und die Kinder in den Euphrat geworfen worden seien. Tatsächlich war am 10. Juni eine Kolonne, als sie die Engpässe nahe der Kemahschlucht erreicht hatte, unter Kreuzfeuer genommen worden. »Vorn

sperren Kurden den Weg, hinten waren Miliztruppen«, so Thora von Wedel, die von türkischen Soldaten alle Details erfahren hatte. »Zuerst wurden sie völlig ausgeplündert, dann in der scheußlichsten Weise abgeschlachtet und die Leichen in den Fluss geworfen.« Drei Tage lang dauert das Gemetzel.

Am vierten Tag rückt die 86. Kavalleriebrigade aus, angeblich um das Morden zu beenden. Sie seien in die Schlucht von Kemah beordert worden, erzählt ein türkischer Soldat am 12. Juni dem Apotheker Gehlsen in Erzincan, dort hätten Überfälle auf die abziehenden Armenier stattgefunden. Doch als der Mann zurückkehrt, hat er, obwohl die Sache ganz anders lag und keine Armenier beschützt werden sollten, nur einen Befehl ausgeführt. Man habe in der Schlucht einen Trupp armenischer Frauen und Kinder umstellt, und auf Befehl sei alles niedergemacht worden, berichtet er Gehlsen. Es habe ihnen Leid getan, auf die hübschen Frauen schießen zu müssen, aber es sei ja so befohlen gewesen. Ganz normale Männer waren das, keine religiösen oder politischen Fanatiker.

Vier Stunden hat die Schlächtereier der Armee am 13. Juni gedauert, von elf Uhr morgens bis nachmittags um drei. Alles wird dabei niedergemacht, was von den Metzereien der vorhergehenden Tage noch übrig geblieben ist. Die Aktion war offensichtlich gut vorbereitet. »Man hatte Ochsenkarren mitgebracht, um die Leichen in den Fluss zu schaffen und die Spuren des Geschehens zu verwischen«, berichtet Thora von Wedel. Nach der Metzerei wurde mehrere Tage in den Kornfeldern von Erzincan Menschenjagd gehalten, um die vielen Flüchtlinge abzuschießen, die sich darin versteckt hatten. In den nächsten Tagen passieren die ersten Trupps aus Baiburt und die Überlebenden des Massakers von Mamahatun Erzincan Richtung Kemahschlucht. »Schlachtend, schlachtend, bringen sie sie daher«, sagt am Abend des 18. Juni ein Gendarm zu Thora von Wedel. Er selbst habe einen solchen Zug von dreitausend Frauen und Kindern von Mamahatun, zwei Tage von Erzurum, nach Kemah gebracht. »Alle weg«, sagt der Gendarm. Einige sind erschossen oder erschlagen worden, doch die meisten wurden mit gebundenen Händen von den hohen Felsen in den Euphrat gestürzt. Insgesamt, so Johannes Lepsius, sind allein in diesen Ta-

gen 20- bis 25 000 Menschen in der Kemahschlucht einer Vernichtungssorgie von Militär, Gendarmerie, *Teskilati-Mahsusa-Einheiten* und Kurdenbanden zum Opfer gefallen.²⁶²

Wie Treibholz irren die Leichen Zehntausender ermordeter Armenier in den nächsten Wochen auf dem Euphrat Richtung Schatt al-Arab. Überall kann man sie beobachten. Unter den deutschen Mitarbeitern der Bagdadbahn kursiert das Gerücht, die Türken hätten ihre Gefängnisse entleert. Doch der Leichenstrom nimmt kein Ende. In den Gebieten südlich Adiyaman kann man seit der zweiten Junihälfte einen ganzen Monat lang täglich zusammengebundene Menschenbündel im Euphrat treiben sehen, viele davon verstümmelt. »Die am Ufer angeschwemmten Leichen«, so ein Beobachter, »werden von Hunden und Geiern gefressen.« Konsul Rößler in Aleppo wird Ähnliches aus Jarabulus an der heutigen syrischen Grenze berichtet. »Die Leichen waren alle in der gleichen Weise, zwei und zwei auf Rücken, gebunden«, so Rößler, was in seinen Augen darauf hindeutet, »dass es sich nicht um Metzelleien, sondern um Tötung durch Behörden handelt.« Einige Tage setzt das Leichentreiben aus, bis es Mitte Juli wieder beginnt, »in verstärktem Maße«, wie Rößler feststellt. »Dieses Mal handelt es sich hauptsächlich um Frauen und Kinder.« Rößler vermutet, dass sie alle bei Adiyaman an der Euphratäusbuchtung etwas nördlich der beobachteten Stellen von Soldaten in den Fluss geworfen worden sind. Doch die meisten von ihnen stammen wahrscheinlich von den großen Massakern in der Kemahschlucht Mitte Juni und haben bereits einen langen Weg hinter sich.

Seit Anfang Juni, als die ersten Deportierten aus Zeitun und den umliegenden Dörfern auf dem Weg in die mesopotamische Wüste dort Station machten, war auch der entlegene Bezirk Aleppo mit Szenen der Vertreibung konfrontiert gewesen. Der Anblick, der sich jetzt auf dem Euphrat bot, bedeutete nur eine weitere Steigerung der Schreckensbilder, die von Woche zu Woche an Intensität zunahmen. »In Aleppo sind alle Kirchen und Schulen voll von vertriebenen Armeniern«, so ein Bericht Ende Juni²⁶³ über die aus Zeitun und den umliegenden Dörfern einströmenden Scharen, die hier auf Anweisungen für ihren Weitertransport warten. Sie alle sind auf dem Weg in die Wüste nach Der es-Zor, wo seit Wochen Soldaten

aus Zeitun in armenischen Arbeitsbataillonen am Ausbau der Straße nach Aleppo arbeiten müssen. Oft kommt es dabei vor, dass sie in den vorbeziehenden Kolonnen Angehörige ihrer eigenen Familien erkennen, ohne ihnen helfen zu können. Eines Tages im Juni, erzählt der aus Urfa stammende Pastor Ephraim Jernazian, »sahen die armenischen Soldaten, die bei Kudemma auf der Straße arbeiteten, eine Gruppe völlig erschöpfter Frauen und Kinder vorüberziehen. Die Soldaten und die Deportierten erkannten einander. Die Deportierten waren die Familien der Arbeiter – Mütter, Schwestern, Ehefrauen, Kinder –, die in erbärmlichem Zustand in die Wildnis getrieben wurden. Sie gehörten zu den Vertriebenen von Zeitun.«²⁶⁴ Vom oberen Euphrat über den Taurus bis zur kilikischen Ebene und in die mesopotamische Wüste hinein hat sich in wenigen Wochen eine Topographie des Terrors ausgebildet, von der Mitte Juni bereits 200 000 Armenier betroffen sind. Doch es ist erst der Anfang.

Der Chef der Sicherheitspolizei im Innenministerium, Ismail Djanbolat, ein alter Kampfgefährte Talaat Paschas seit den frühen Saloniker Tagen, hatte Ende Juni Generalkonsul Mordtmann mit einer Generalstabskarte Anatoliens in der Hand erklärt, man habe beschlossen, die »Ausweisungsmaßnahmen noch weiter auszudehnen«.²⁶⁵ Es war Mordtmann sofort klar, dass das Komitee damit auf eine »totale« Lösung zielte. Bis Mitte Juni, kabelt Botschafter Wangenheim am 7. Juli nach Berlin, habe sich die Austreibung und Umsiedlung der armenischen Bevölkerung auf die östlichen Provinzen nahe der Kampfzonen und einige Bezirke der Provinz Adana beschränkt, doch nun seien auch andere Provinzen wie Trapezunt, Mamuret el-Aziz (Elazig) und Siwas davon erfasst worden. »Dieser Umstand und die Art, wie die Umsiedlung durchgeführt wird«, so Wangenheim, »zeigen, dass die Regierung tatsächlich den Zweck verfolgt, die armenische Rasse im türkischen Reiche zu vernichten.« Das hatte Talaat Pascha selbst, wie Wangenheim weiß, Mordtmann gegenüber ganz offen und mit eindeutigen Worten angekündigt.²⁶⁶ Er könne sich des Eindrucks nicht erwehren, meldet Konsul Bergfeld am 9. Juli aus Trapezunt, dass das Komitee für Einheit und Fortschritt hinter den Aktionen gegen die Armenier stehe. »Das Zen-

tralkomitee«, so Bergfeld, »scheint auf diese Weise der armenischen Frage endgültig ein Ende machen zu wollen.«

Ein flächendeckendes System von Politikommissaren sollte den reibungslosen Ablauf dieser »Endlösung« garantieren. Verantwortlicher Sekretär des Komitees für Trapezunt war Yenibahceli Naiil, ein alter *Fedaii*, der seine Offizierslaufbahn aufgegeben hatte, um sich ganz den von ihm geforderten besonderen Aufgaben des »heiligen Komitees« zur Verfügung zu stellen.²⁶⁷ Er ist es, der gemeinsam mit dem Wali Djemal Azmi am 24. Juni dafür sorgt, dass vierzig auf Grund eines geheimen Befehls aus Konstantinopel verhaftete Daschnaken und Intellektuelle Trapezunts auf dem Weg über das Schwarze Meer nach Samsun ertränkt werden. »Ihr werdet übers Meer ins Exil geschickt«²⁶⁸, hat man ihnen vorher gesagt.

Während des Beginns der Deportationen befindet sich die Stadt nach den Worten des italienischen Konsuls Gorrini in einem Belagerungszustand, »an jeder Stelle von 15 000 kriegsmäßig ausgerüsteten Truppen bewacht, von Tausenden von Polizisten, Banden von Freiwilligen und Mitgliedern des Komitees für Einheit und Fortschritt«.²⁶⁹ Der Mann, der in dieser Zeit in Trapezunt das eigentliche Sagen hat, ist der verantwortliche Parteisekretär Naiil Bey. Als der Wali Djemal Azmi beispielsweise sich durch den griechischen Erzbischof dazu bewegen lässt, dreitausend für die Deportation vorgesehene armenische Kinder, Mädchen unter 15 und Jungen unter zehn Jahren, in einer Art Waisenhaus zu belassen, kommt es nicht dazu, weil Naiil Bey, der im Unterschied zu Djemal Azmi keine offizielle Regierungsfunktion ausübt, sich dem erfolgreich widersetzen kann.²⁷⁰

Die Entscheidungsgewalt über das, was passiert, liegt voll und ganz in den Händen der eigens dafür abgeordneten Kommissare der Partei. Auch wenn, wie in diesem Fall, jemand wie der Provinzgouverneur Djemal Azmi selbst leitendes Parteimitglied ist. Der Einfluss »dieser dunklen Komitee-Hintermänner«, meint Scheubner-Richter, sei weitaus stärker, als man im Allgemeinen anzunehmen geneigt sei. »Meiner Ansicht nach geschehen Massacres unter Duldung der Regierung bzw. unter Förderung durch das Komitee«, meldet er Anfang Juli nach Konstantinopel. »Komiteemitglieder spielen hier als Nebenregierung eine sehr üble Rolle.«

Polizeipräsident Khulussi Bey war gerade wieder in Gegenden abgereist, aus denen Nachrichten über den Beginn neuer Massaker gemeldet wurden. Offenbar hatte der Wali Tahsin Bey keine Kontrolle über die Aktivitäten Khulussis, der seine Instruktionen direkt von Talaats Innenministerium bezog. Gemeinsam mit anderen, beobachtet Scheubner-Richter, ist Khulussi Mitglied eines informellen Komitees, das in Erzurum den eigentlichen Ton angibt und dabei die formellen staatlichen Autoritäten immer wieder übergeht oder nicht informiert, sich in jedem Fall aber gegen sie durchzusetzen weiß. Eine »verhängnisvolle Nebenregierung«, betont Scheubner-Richter noch einmal, sei hier am Werk, durch die in vieles »ein bedauerlicher Zug« hineinkomme. Neben Khulussi identifiziert er als Mitglieder dieses Kreises den »Bandenführer« Bahaeddin Schakir, den verantwortlichen Komiteesekretär Hilmi Bey und drei andere. Oberstleutnant Stange zählt auch General Mahmud Kamil Pascha dazu, »der in der Ausführung der Maßnahmen nebst dem Polizeidirektor sich am rohesten erwiesen hat«.

Schakir ist bekanntlich von der Partei auf eigenen Wunsch nach Erzurum gesandt worden, um dort sein Hauptquartier für den Einsatz der Sonderorganisation *Teskilati Mahsusa* aufzubauen. »Er reiste mit seinem Auto herum«, berichtet der osmanische General Vehib Pascha nach dem Krieg, »und hielt an allen wichtigen Orten an, wo er seine Befehle den örtlichen Gremien der Partei und den Regierungsbehörden mündlich übermittelte.«²⁷¹ Vehib war ursprünglich als Kommandeur für die Dritte Armee vorgesehen, musste dann aber dem politisch zuverlässigen Mahmud Kamil Platz machen, damit die Partei in seinem Operationsbereich von Anfang an freie Hand behalten konnte. Er kannte die Verhältnisse vor Ort sehr genau. Es sind Politikommissare wie Schakir und Hilmi oder ausgesuchte und im Sinne des Komitees politisch zuverlässige Beamte und Militärs wie Khulussi und Mahmud Kamil, die in diesen Tagen die wirkliche Herrschaft in der Provinz Erzurum ausüben.

Der Konstantinopler Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, Paul Weitz, meint im Sommer 1918, die Verantwortung für die Massaker bei Kemah habe bei »in Konstantinopel organisierten Banden« gelegen, in erster Linie aber bei Kurdentrupps, die er nicht näher

bezeichnet. Außer Zweifel steht, dass die unter dem Kommando der *Teskilati Mahsusa* operierenden Banden, die politische Sturmtruppe des Komitees für besondere außerlegale Einsätze, oft in Städten wie Konstantinopel aus amnestierten Sträflingen und Freiwilligen zusammengestellt worden sind. Doch auch die an den Massakern bei Erzincan beteiligten Balaban-Kurden waren keine unorganisierten wilden Räuberbanden. Sie standen ebenfalls unter dem Kommando der Partei. Gul Agha, der Führer des kurdischen Balaban-Stammes, war schon vor dem Krieg für das Komitee in Erzincan rekrutiert worden. Seine »Kurdentrupps« hatten im Prinzip kaum einen anderen Status als die *Teskilati-Mahsusa-Banden*.²⁷²

Unter Einschluss von Armeeeinheiten mit komiteetreuen Kommandeuren und den Talaats Innenministerium untergeordneten Gendarmerieeinheiten von Khulussi Bey, der sich zu dieser Zeit in Erzincan aufgehalten hatte, waren die Massaker bei Kemah von Anfang an durchgeplante und politisch gelenkte Säuberungen, die nach der Aussage von Vehib Pascha durch Bahaeddin Schakir angeordnet worden waren.²⁷³ »Nach allem Vorgefallenen kann Folgendes als sicher angenommen werden«, urteilt Oberstleutnant Stange aufgrund so gearteter Verhältnisse in Erzurum und anderswo: »Die Austreibung und Vernichtung der Armenier war vom jungtürkischen Komitee in Konstantinopel beschlossen, wohl organisiert und mit Hilfe von Angehörigen des Heeres und von Freiwilligenverbänden durchgeführt.« Früher, sagt in diesen Tagen ein konservativer türkischer Großgrundbesitzer in Erzurum zu Konsul Scheubner-Richter, habe es zwar auch schon Armeniermassaker gegeben. Doch jetzt habe sich etwas Entscheidendes geändert, »jetzt morde man entgegen den Vorschriften des Korans zu Tausenden unschuldige Frauen und Kinder. Dieses geschehe nicht etwa von in Erregung geratenen Volksmengen, sondern systematisch und auf Befehl der Regierung – des ›Komitees‹«, wie er mit Betonung hinzufügte.

Anfang Mai ist die Verantwortung für die Ausführung der Massendeportationen Talaats Innenministerium übertragen worden, das schon den »Bevölkerungsaustausch« zwischen Muslimen und Bulgaren 1913 organisiert hatte. Die Fäden von »Bevölkerungspolitik«, innerer Staatssicherheit und Geheimpolizei laufen in diesem

Ministerium zusammen, was durch die Person Ismail Djanbolats und seinen Auftritt mit der Generalstabskarte gegenüber Generalkonsul Mordtmann eindrucksvoll belegt wird. Hier wird mit einer methodischen Präzision an einem flächendeckenden Säuberungs- und Vernichtungsprogramm gearbeitet, wie man sie nach den Worten der *New York Times* von den Türken nie erwartet hätte.²⁷⁴

Am 14. Juni fordert Ali Münif Bey, der stellvertretende Innenminister, von den Provinzbehörden genaue Angaben über die Lage der deportierten armenischen Dörfer und ihr landwirtschaftliches Potenzial an. Gleichzeitig will er wissen, wie viele Muslime dort angesiedelt werden können.²⁷⁵ Am 22. Juni instruiert Ali Münif die Provinzverwaltung von Erzurum, dass armenische Schulen für muslimische Siedler genutzt werden sollten, am 24. Juni will er Genaueres über Lage und Zahl der geräumten und noch zu räumenden Dörfer wissen.²⁷⁶ Am 20. Juli verlangt das Innenministerium eine Karte mit detaillierten Angaben über die Verwaltungsstruktur der Provinzen bis zur Dorfebene, einschließlich einer Statistik über die demographische Zusammensetzung der Bevölkerung vor und nach der Deportation.²⁷⁷ Am 24. Juli will das Innenministerium wissen, wie viele Armenier bisher deportiert wurden, wie viele sich noch an ihren Orten befinden und wie viele zur Deportation anstehen.²⁷⁸

Die Vertreibung und Vernichtung der osmanischen Armenier war ein durch und durch geplanter Vorgang. »Er erzählte mir, dass das Komitee für Einheit und Fortschritt sich die Sache in allen Details sorgfältig überlegt habe und dass die eingeschlagene Politik genau den offiziellen Beschlüssen gefolgt sei«, berichtet Henry Morgenthau über ein Gespräch mit Talaat. »Er betonte, ich solle nicht auf die Idee kommen, über die Deportationen sei überhastet entschieden worden. Sie seien in Wirklichkeit das Ergebnis langer und eingehender Überlegungen.« In gewisser Weise waren sie eine logische, wenn auch nicht unabwendbare Folge der Türkisierungspolitik, die das Komitee nach Bahaeddin Schakirs Pariser Mission 1905 immer mehr zu einer Avantgarde des Türkentums werden ließ, die ihr Ziel eines osmanischen Nationalstaats türkischer Prägung mit allen denkbaren Mitteln durchzusetzen gewillt war.



Talaat Pascha wurde am 15. März 1921 in Berlin erschossen. Der deutsche Botschafter Wolff-Metternich bezeichnete den ehemaligen Großwesir als die »Seele der Armenierverfolgungen«.



Der Mörder Talaat Paschas, Soghomon Tehlirian, hier ein Foto aus späterer Zeit, handelte im Auftrag der armenischen Geheimorganisation „Nemesis“
Trotzdem wurde er vor Gericht freigesprochen.



Für den Potsdamer Theologen Johannes Lepsius war die „armenische Frage“ seit seiner Türkei-reise 1896 eine Lebensaufgabe. Im Prozess gegen Soghomon Tehlirjan trat er als Gutachter auf.



Unter Sultan Abdul Hamid II. fanden 1895/96 Massaker mit weit über hunderttausend armenischen Opfern statt. Der britische Liberale William Gladstone nannte ihn den „großen Mörder“



Massakeropfer 1895 bei Erzurum (oben). In der großen Kathedrale von Urfa, hier nach dem Wiederaufbau um 1900, wurden 1895 fast dreitausend Armenier bei lebendigem Leib verbrannt.



Das deutsche Kaiserpaar 1898 in Damaskus. Wilhelm II. erklärte sich dort in der Großen Moschee in Anwesenheit des Sultans Abdul Hamid zum Schutzherrn aller Muslime der Welt.



Der jugendliche Generalissimus Enver Pascha war Neben Talaat der wichtigste Verantwortliche für den Völkermord an den Armeniern. Für Johannes Lepsius hatte er „etwas Mädchenhaftes“ an sich.



Konstantinopel mit Blick auf den Hafen Anfang 1914 (oben). Die Ankunft der deutschen Schiffe „Goeben“ und „Breslau“ im Bosphorus war der Beginn des Kriegsbündnisses mit der Türkei.



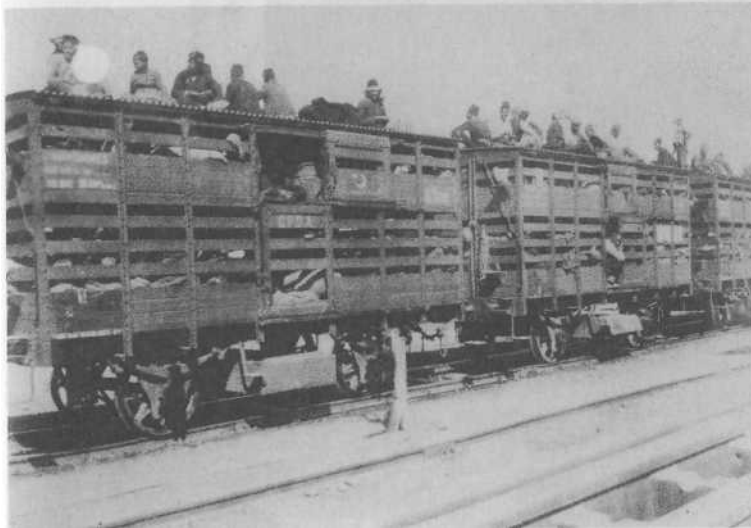
Das Bündnis mit Deutschland wurde unter Ausschluss des Kabinetts im engsten Kreis, hier Talaat, Halil und Enver (oben) beschlossen. Mitte November 1914 wird der Heilige Krieg verkündet.



Schon kurz nach Beginn des Kriegs werden armenische Soldaten entwaffnet und als Zwangsarbeiter eingesetzt (oben). In Wan organisieren Armenier im April 1915 die Selbstverteidigung.



Anfang Juli 1915 beginnen die Deportationen der Armenier im zentralanatolischen Harput (oben). Schon im Juni hatte es in der Kemah-Schlucht am oberen Euphrat große Massaker gegeben.



Die Gegend um den Gölcük-See (oben) nannte Konsul Leslie Davis »Schlachthausprovinz«. Im August 1915 beginnen die Deportationen der Armenier im Westen in überfüllten Viehwaggons.



Ein französisches Schiff nimmt Anfang September 1915 Überlebende des Musa Dagh auf (oben). Als Rache dafür wird kurz darauf das armenische Quartier in Urfa fast vollständig zerstört.



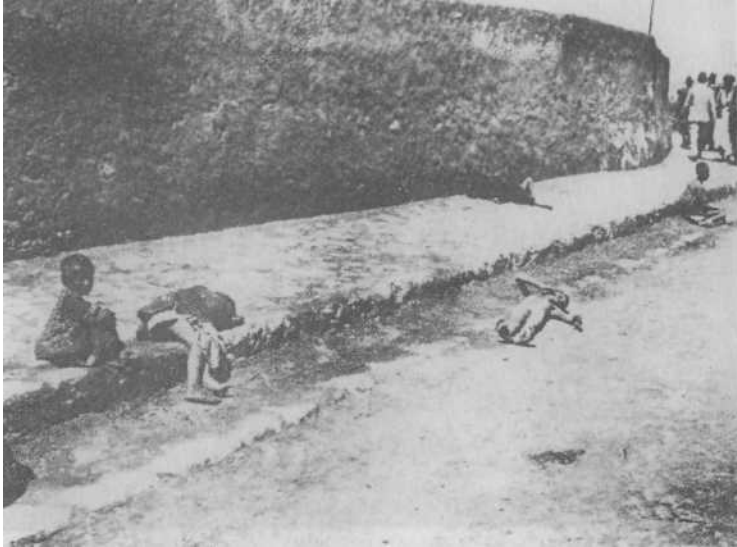
Der Schriftsteller Armin T. Wegner war als Sanitätsunteroffizier Zeuge der Deportationen in die mesopotamische Wüste. Seine Fotos zählen zu den seltenen Bilddokumenten des Völkermords.



Zu Fuß werden Hunderttausende von Armeniern, wie diese Deportiertenfamilie (oben), über die Höhen des Taurus und Amanos in die Wüste getrieben. Dort warten sie in Zeltlagern auf ihr Schicksal.



Auch an den Ufern des Euphrat befinden sich Lager der Deportierten (oben). Von hier geht der Weg in die mesopotamische Wüste. Viele hat jedoch schon vorher der Hungertod dahingerafft.



In Syrien fotografierte Armin T. Wegner Leichen von Kindern, die der Deportation nicht gewachsen waren (oben). In der libanesischen Bekaa-Ebene erinnern Urnen an die Toten des Musa Dagh.

Anatolische Politik

In den an die Provinz Wan grenzenden Gebieten herrscht die Angst des Kriegs, als in der zweiten Maiwoche Zehntausende Türken mit Djevdets Truppen vor den Russen fliehen. Einige haben Boote gechartert, von denen während der Überfahrt allein sieben samt Besatzung durch Explosionen an Bord untergehen.²⁷⁹ Die meisten jedoch sind über Land mit den Truppen Richtung Bitlis nahe dem Westufer des Wan-Sees unterwegs. Djevdets »Metzgerbataillone« *Kasab Taburri* erreichen Ende Mai die Ortschaft Siirt südlich von Bitlis, wo sie in einem beispiellosen Akt der Rache erst den armenischen und den chaldäischen Bischof öffentlich auf einem Platz verbrennen lassen, um anschließend alle zehntausend Christen des Orts niederzumachen. In Wan, behauptet die offizielle türkische Nachrichtenagentur jetzt, hätten die Armenier 18000 Türken umgebracht²⁸⁰, eine Zahl, die von der Propaganda schnell auf 120000 und bald auf 150000²⁸¹ hochgerechnet wird. Angesichts der Tatsache, dass im Wilayet Wan 180000 Muslime lebten, davon 30000 Türken, die zum großen Teil Richtung Bitlis geflohen sind, und 150000 Kurden, die sich meist außerhalb des Kriegsgebiets befanden, sind das in allen drei Fällen ziemlich phantastische Zahlen. Doch sie werden bewusst so in der Öffentlichkeit gestreut. Es sei nicht verwunderlich, erzählt man sich in der osmanischen Botschaft in Berlin, dass angesichts solcher Opfer »die Muhammedaner hierfür Rache genommen hätten«.

Vorerst sind es jedoch nicht »die Muhammedaner«, sondern Djevdets antiarmenisch indoktrinierte und in Massakern erprobte »Metzgerbataillone«, die Rache nehmen. Mitte Juni vereinigen sich Djevdets Truppen mit der kleineren Armee Halil Beys vor der Stadt Bitlis, die sie am 25. Juni einkreisen. Zwanzig armenische Notable werden sofort gehängt, die restlichen 4500 Männer der Stadt gefan-

gen genommen. »Während der folgenden Tage«, berichtet ein armenischer Zeitzeuge, »wurden alle verhafteten Männer außerhalb der Stadt erschossen und in tiefen Gräben, die die Opfer selbst ausheben mussten, verscharrt. Die jungen Frauen und Kinder verteilte man unter dem Pöbel, der Rest, die ›Nutzlosen‹, wurde nach Süden getrieben.«

Im Herbst kommt Max Erwin von Scheubner-Richter, nachdem er wegen eines militärischen Spezialauftrags jenseits der Grenze in Persien seinen Konsulatsposten in Erzurum niedergelegt hatte, auf dem Weg nach Mossul auch durch die Landstriche westlich des Wan-Sees. »Auf dem Wege von Erzurum über Khinis, Musch, Bitlis, Siirt nach Mossul habe ich alle früher von Armeniern bewohnten Dörfer bzw. Häuser vollständig leer und zerstört angetroffen«, berichtet er. »Auf dem ganzen Wege haben ich und die mich begleitenden deutschen Herrn noch Leichen von armenischen Männern und Frauen liegen sehen, vielfach mit Zeichen von Bajonettstichen, trotzdem die Wege vor uns auf Veranlassung der Regierung durch Gendarmerie von Leichen gesäubert worden waren.« Nach Aussagen von Kurden, so Scheubner-Richter, wurden alle Armenier der dortigen Gegend umgebracht.

Im Juli ist die Stadt Musch gestürmt worden. »Der Mutassarif, ein intimer Freund Enver Paschas, gebärdete sich wie ein Rasender«, notiert Generalkonsul Mordtmann in Konstantinopel nach Lektüre der Berichte, die ihm darüber vorgelegt wurden. Die Ausrottung des armenischen Musch ist kaum anders als eine brutale Ersatzhandlung für eine Reihe von Misserfolgen zu verstehen, die mit dem Rückzug von Djevdets Truppen aus Wan eingesetzt haben. »Erst schlachten wir die Armenier«, heißt es, dann mögen die Russen kommen, die sich nach der Einnahme von Wan seit Wochen langsam auf dem Vormarsch befinden. Die Armenier, darin besteht nach dem demütigenden Fall Wans für viele kein Zweifel, sind nun mehr noch als die Russen der eigentliche und vorrangige Feind.

»Am 10. 7. fing am Abend ein heftiges Schießen an, das ein paar Stunden dauerte«, berichtet die dort in einem Waisenhaus arbeitende Schwedin Alma Johansson. »Die ganze Stadt war seit Wochen belagert, ringsum waren elf Kanonen aufgestellt.« In den Wochen

zuvor hatte man bereits alle Armenier aus dem Staatsdienst entlassen und ihre politischen Führer in Haft gesetzt und gefoltert. Am 11. Juli lässt der Mutassarif gegen Mittag einige wohlhabende und einflussreiche Armenier zu sich rufen, um ihnen mitzuteilen, dass die ganze armenische Bevölkerung Musch innerhalb von drei Tagen zu verlassen habe. Doch dazu wird es nicht kommen. Schon wenige Stunden nach der Bekanntmachung des Deportationsbefehls beginnen Soldaten systematisch in die armenischen Häuser einzudringen. In diesen Tagen ziehen Truppen, gefolgt von *Teskilati-Mahsusa-Banden*, auch durch die hundert armenischen Dörfer der Ebene von Musch, um dort alle Männer einzufangen. Im Kloster des heiligen Garabed werden alle Mönche und in den Dörfern Gvars, Sotra und Pazou alle armenischen Führer ermordet. In Kurdeiman und Sheklilan werden fünfhundert Frauen und Kinder von kurdischen Banden unter dem Kommando Rashid Effendis bei lebendigem Leibe verbrannt. Doch an vielen Stellen regt sich hartnäckiger Widerstand. Auch in der Stadt Musch sind die meisten Armenier entschlossen, »lieber zusammen in ihren Häusern zu sterben«, als sich der Willkür der Soldateska oder dem qualvollen Tod der Deportation auszusetzen.

»In der Stadt«, so ein Überlebender der Kämpfe, »verschanzten sich die Armenier in den Kirchen und den aus Stein gebauten Häusern und verteidigten sich vier Tage lang.« Der 12. Juli beginnt morgens mit einigen leichten Schusswechseln, doch dann feuern plötzlich die Kanonen der Belagerer aus allen Rohren auf die armenischen Viertel. »Bald brannte es an allen Ecken«, berichtet Alma Johansson, die an diesem Morgen die ersten Scharen von zur Deportation bestimmten Frauen und Kindern »blutend, weinend« an ihrem Haus vorbeiziehen sieht. Einige Mädchen und eine Frau, die sich in der Nähe des Waisenhauses aufgehalten haben, um dort Schutz zu suchen, werden gezielt erschossen. »In Musch waren die Straßen mit Körpern von Armeniern besät«, gibt der osmanische Leutnant Hassan Maaruf, ein Araber, nach dem Krieg zu Protokoll. »Sobald ein Armenier sich vor die Tür wagte, wurde er getötet. Selbst alte Männer, Blinde und Invaliden wurden nicht geschont.«²⁸²

Drei Tage dauert die Kanonade, fast eine ganze Woche lang die

Schießerei, dann ist alles vorbei. »Die Männer, die noch lebendig eingefangen wurden«, so Johansson, »wurden gleich außerhalb der Stadt erschossen. Die Frauen wurden mit den Kindern nach den nächsten Dörfern gebracht, zu Hunderten in Häuser getan und verbrannt. Andere wurden in den Fluss geworfen. Ja, auch höhere Offiziere kamen jetzt immerzu uns zu besuchen, und sie erzählten voll Stolz dasselbe.« Was übrig geblieben war von den armenischen Vierteln von Musch, hat man nach der Räumung sofort in Brand gesteckt und dem Erdboden gleichgemacht.

Im benachbarten Sassun dauern die Kämpfe noch bis in den August. Die Armee hatte sich nach der Einnahme von Musch, unterstützt durch »in die Miliz eingestellte« Kurdenbanden der *Teskilati Mahsusa*, ganz auf diese rebellische Bergregion konzentriert, in der sich die Armenier über die Jahrhunderte immer eine gewisse Autonomie bewahren konnten und in der es immer wieder lokale Aufstände gegen kurdische Stammesführer gegeben hatte. Jetzt geht die Armee mit Kanonen gegen das Sassun vor. Jetzt soll ein alter Unruheherd endgültig ausgeremert werden.

Ende Juli sind die Bauern des Sassun so weit in die Defensive geraten, dass sich die Überlebenden Tag für Tag weiter mit ihren Frauen und Kindern in die Höhen des Berges Aydin Tepesi zurückziehen müssen. Ihnen geht die Munition aus. Die Männer, Frauen und Kinder greifen in ihrer aussichtslosen Lage zu allem, was sie haben, und kämpfen mit Messer und Sense, wenn sich ihnen ein Trupp nähert. Sie rollen Steine die steilen Abhänge hinunter, wenn sie unter sich Soldaten sehen. Doch ihre Lage ist aussichtslos. Am 5. August werden die letzten Stellungen auf den blutgetränkten Felsen des Dreitausenders von Armee und kurdischen Milizbanden eingenommen. Eine ganze Region, in der einmal 180 000 Armenier gelebt haben, ist auf diese Weise endgültig »gesäubert« worden.

Sosehr die brutale Räumung von Bitlis, Musch und Sassun durch Djevdets Rachegeleüste und die Obsession, ein »zweites Wan« um jeden Preis zu verhindern, motiviert gewesen sein mag, sosehr war sie aber auch, wie die Deportationen, Bestandteil einer systematischen anatolischen Politik des Komitees. »Es scheint, als ob die Türken in ihrem unbedingten Streben nach Vorherrschaft«, meint der briti-

sche *Independent* in diesen Tagen, »entschlossen waren, die Armenier zu vernichten, um zu verhindern, dass im Fall der Eroberung der Türkei durch die Alliierten ein autonomes Armenien errichtet wird.«²⁸³ Die brutale Räumung der Provinz war auch ein gezielter »Präventivschlag« gegen ein Volk, dessen bloße Existenz schon als Bedrohung angesehen wurde.

In gewisser Weise sind in Bitlis, Musch und dem Sassun im Sommer 1915 die ersten Schlachten des »nationalen Befreiungskampfs« der Türken um Anatolien geschlagen worden. In den Tagen, in denen Djevdet der Ausrottung der zum Widerstand entschlossenen armenischen Bevölkerung eine größere Priorität einräumt als der Bekämpfung des russischen Gegners, waren die Kämpfe um Gallipoli in vollem Gange. Das Schicksal Konstantinopels war noch keineswegs entschieden und auch nicht die Frage, ob die Hauptstadt nicht nach Bursa, Eskishehir oder Konia verlegt und der Krieg von Anatolien aus neu organisiert werden müsste. Doch schon jetzt hatte sich die Meinung festgesetzt, dass ein erfolgreicher »anatolischer« Krieg nur zu führen war, wenn man zuvor mit dem »inneren Feind«, den Armeniern, aufgeräumt hatte.

Als sich der amerikanische Konsul Leslie A. Davis an einem Tag Anfang Juni 1915 noch nach Anbruch der Dunkelheit entschließt, von Mamuret el-Aziz in das benachbarte Harput zu reiten, hat er eine dringende Mission auf dem Herzen. In Diyarbakir ist der Arzt und Missionar Floyd Smith festgehalten worden, und ihm droht die sofortige Ausweisung. Davis muss die Nachricht noch an diesem Abend Smiths Frau in Harput übermitteln und dafür sorgen, dass sie am nächsten Tag sicher zu ihrem Mann nach Diyarbakir gebracht werden kann. Die ganze Stadt ist von Soldaten umstellt, was, wie Davis weiß, den Beginn der Deportationsvorbereitungen auch in Harput bedeutet. »Ein Großteil der Straße führte über einen menschenleeren Berg«, erinnert sich Davis später, »und alle paar Schritte trat ein Soldat mit einem geladenen Gewehr hervor, der wissen wollte, wer wir waren und wo wir am Abend hinwollten.« Niemand darf die Stadt in dieser Nacht verlassen oder betreten, doch da Davis sich als amerikanischer Konsul ausweisen kann, wird ihm die Passage er-

laubt. Mrs. Smith kann am nächsten Tag nach Diyarbakir abreisen, wo sie sicher ankommt, nur um umgehend mit ihrem Mann außer Landes gewiesen zu werden.

Floyd Smith war dem Wali von Diyarbakir, Mehmed Reschid, schon lange als »verdächtig« erschienen. Bevor Mrs. Smith Ende Mai Diyarbakir mit dem Ziel Harput verlassen hatte, war der Polizei ein Zifferncode in die Hände gefallen, der eine verschlüsselte telegraphische Privatkorrespondenz mit Dr. Smith für den Notfall möglich machen sollte, was den Verdacht auch auf sie lenkte. In Harput wird sie deshalb noch einmal durchsucht; alle beschlagnahmten alten Zeitungen, Kinderbücher, Postkarten, ihr Adressbuch und ein kleiner Revolver werden als Beweismittel nach Diyarbakir geschickt.²⁸⁴ Dort hatte mittlerweile ein den Amerikanern nahe stehender Armenier unter Folter angegeben, dass die Missionsstation angeblich einen Aufstand in Diyarbakir vorbereite und dass Dr. Smith, ihr »Agent«, in Wirklichkeit ein Armenier sei.²⁸⁵ Konsul Davis ist sich sogar sicher, dass der Wali Mehmed Reschid ursprünglich Floyd Smith deshalb umbringen lassen wollte, dann jedoch davon Abstand nahm und sich damit begnügte, das Eigentum der Mission zu konfiszieren.

Während in Harput die Vorbereitungen für die Deportationen anlaufen, regiert in Diyarbakir schon seit Wochen der Terror. »Margaret befand sich in einem unvorstellbaren nervlichen Zustand, als sie nach ihren Erfahrungen in Diyarbakir hier ankam«, vertraut die Amerikanerin Tracy Atkinson in Harput am 7. Mai nach der Rückkehr einer Freundin ihrem Tagebuch an.²⁸⁶ Von den verhältnismäßig spärlichen Nachrichten, die von dort nach außen dringen, ist jede einzelne erschlagend. »Kein Armenier traute sich auf die Straße«, so Leslie Davis, »Soldaten hatten sich auf den Dächern der Häuser positioniert und waren bereit, auf jeden Armenier zu schießen, der es wagte, auch nur den eigenen Vorgarten zu betreten; die meisten Männer waren bereits verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden, und viele davon befanden sich schon auf dem Weg, der, wie wir wussten, den sicheren Tod bedeutete.«

Nirgendwo ist es so schlimm wie hier. Der Wali Reschid Bey sei ein notorischer Massenmörder, der unter der Christenheit seines

Wilajets wie ein toller Bluthund wüte und sie alle für beinahe vogelfrei erklärt habe, urteilt der in Mossul residierende deutsche Vizekonsul Holstein.²⁸⁷ Mehmed Reschid ordnete kaum Deportationen an, sondern ließ die Leute oft gleich an Ort und Stelle massakrieren. »Das war eine entsetzliche Prozedur, Grauen erregend durch ihre Wildheit«, berichtet der Druse und ehemalige Kaimakam von Mamuret el-Aziz Faiz El-Ghusein, der in dieser Zeit wegen »arabischem Separatismus« in Diyarbakir festgehalten wurde. »Wenn Befehl gegeben war, eine Familie abzuführen und umzubringen, kam ein Beamter zu dem Hause, zählte die Familienmitglieder und übergab sie dem Kommandanten der Miliz oder einem der Gendarmieriefriزيere. Posten wurden aufgestellt, um das Haus die Nacht über zu bewachen bis morgens acht Uhr. Zugleich wurde der Familie mitgeteilt, sie möchte sich auf den Trupp vorbereiten. Die Frauen schrien und schluchzten, Angst und Verzweiflung malte sich auf allen Gesichtern; noch ehe der Tod kam, starben sie fast. Nach acht Uhr kamen Wagen und brachten sie auf einen Platz in der Nähe, wo sie mit Gewehrfeuer erschossen, oder wie Schafe mit Messern, Dolchen oder Äxten massakriert wurden.«²⁸⁸

Es sind Bilder, die in vielem an das Wüten der »Metzgerbataillone« Djevdets in Musch erinnern, doch hier ist kein Kriegsgebiet. Der Terror in Diyarbakir ist das Ergebnis der systematischen Politik einer Zivilregierung. Mehmed Reschid hatte Ende März 1915, nach den Sitzungen des Zentralkomitees, auf denen auch die Erweiterung der Kompetenzen Bahaeddin Schakirs im Kampf gegen den »inneren Feind« beschlossen wurde, den bisherigen Wali Hamid Bey ersetzt. »Mein Vorgänger hat nicht regiert«, sagt Reschid, »er stürzte die Regierung ins Chaos und reduzierte die Staatsmacht auf null.« Dem wollte er auf seine Weise ein Ende bereiten.

Als Henry Riggs sich Ende Mai auf dem Weg von Harput nach Diyarbakir befindet, um dort Mrs. Smith abzuholen, ist die unerträgliche Spannung, die das Land überzogen hat, unterwegs förmlich mit den Händen greifbar. Seit Wochen haben die Dörfer auf seinem Weg Verhaftungen und Folter über sich ergehen lassen müssen. »Schlimmer als das Leid, das sie schon erlebt hatten, waren die unbeschreiblichen Ängste der Menschen«, beobachtet Riggs. »Es

schien, als hätte sich ein furchtbarer Sturm zusammengeballt, der sich mit unvorstellbarem Schrecken über ihren Köpfen entladen würde.«

Mehmed Reschid hatte sofort nach seiner Ernennung als neuer Wali in Diyarbakir ein Komitee »zur Lösung der armenischen Frage« gebildet und in der Wahl dieses Namens mit diabolischer Geste für alle Eingeweihten eine unübersehbare blasphemische Absicht deutlich werden lassen. Er war ein Jahr zuvor von Talaat zum wichtigsten Mitarbeiter des norwegischen Inspektors Hoff ernannt worden, der die Durchführung der in den internationalen Verträgen vom Februar 1914 festgelegten Reformen für die armenischen Provinzen von Wan aus überwachen sollte. Der Armenier Armen Garo hatte sich bei Talaat vergeblich um diesen Posten bemüht und war von ihm mit windigen Argumenten abgespeist worden. Doch dass Talaat ausgerechnet den treuen Parteisoldaten Mehmed Reschid, der bereits bei der Vertreibung der Griechen von der ägäischen Küste eine verhängnisvolle Rolle gespielt hatte, nun mit einer solchen Position betraute, zeigt deutlich, wie wenig er von Anfang an gewillt war, auch nur einen Schritt der vertraglich festgelegten armenischen Reformen Wirklichkeit werden zu lassen. Die »Lösung der armenischen Frage«, darin war sich Talaat mit Reschid einig, musste ganz anders und mit grundsätzlicher Entschiedenheit angegangen werden.

Im Prinzip sind in Diyarbakir die gleichen Dinge vorgefallen wie an anderen Orten auch. Erst hat man die politischen Führer der Armenier festgesetzt, dann die Geistlichen, und aus den folgenden »Geständnissen« und Hausdurchsuchungen entwickelte sich jene Spirale der Eskalation, die unweigerlich zu »größeren« Maßnahmen führen musste. Doch in Diyarbakir hat das Ganze von Anfang an eine exterminatorische Systematik, die sich an anderen Orten erst langsam aufbaut. Als Mehmed Reschid Ende März sein Amt in Diyarbakir antritt, hat er eine loyale Sturmtruppe von dreißig Tscherkessen mitgebracht, die der *Teskilati Mahsusa* angehören und ihm dabei helfen, die Polizei zu reorganisieren und eine lokale Miliz aufzubauen. Der aus Mazedonien stammende Tscherkesse Ahmed Bey ist einer von ihnen – eine Dostojewskiische Dämonenfigur. Er hatte mehrere Jahre in London verbracht, ein polyglotter Mensch,

der mehrere Sprachen fließend beherrscht, Mitglied der besten Clubs von Konstantinopel ist und englischen Tweed liebt. In England waren ihm ein gewisses menschenverachtendes blasiertes Auftreten und aristokratische Manieren zur zweiten Natur geworden. Ahmed war ein Gentleman der kalten Sorte, den das Komitee vor dem Krieg 1910 wegen seiner kalkulierten Rücksichtslosigkeit mit dem politischen Mord an zwei kritischen Journalisten beauftragt hatte. Im Frühjahr 1915 war Ahmed Bey durch sein Wüten in den armenischen Dörfern um Wan aufgefallen²⁸⁹, bevor er jetzt seine Fähigkeiten in den Dienst des Doktors Mehmed Reschid stellt.

Mehmed Reschid Bey und seine Tscherkessen »räumen auf«. Bereits Mitte April, zwei Wochen nach seinem Amtsantritt, hat er ein Dutzend armenische Führer verhaftet, über tausend »Deserteure« mit angeblichen Verbindungen zum armenischen Untergrund festgesetzt und große Mengen von Waffen und Munition beschlagnahmt.²⁹⁰ Dass der Wali von Diyarbakir, wie Konsul Rößler feststellt, »mit besonderer Schärfe gegen Armenier« vorgeht und dass dort »die grausamsten Dinge gegen die Armenier geschehen«, ist allgemein bekannt, als Henry Riggs Anfang Juni dort eintrifft. »Die Gefangenen waren hier noch viehischer gefoltert worden als in Harput, und viele von ihnen starben unter der Folter«, berichtet Riggs. »Aber das Allerschlimmste war, dass die verbliebenen Gefangenen, zweitausend an der Zahl, zwei Tage vor meiner Ankunft den Tigris flussabwärts geschickt worden waren. Keiner zweifelte daran, dass es für sie den Tod bedeutete.«

Am 30. Mai, während Riggs noch auf dem Weg ist, werden 674 von ihnen auf Tigrisboote geladen. Die Boote kommen am 10. Juni nach den Beobachtungen von Konsul Holstein leer in Mossul an, während zur gleichen Zeit Leichen und einzelne menschliche Glieder im Fluss beobachtet werden. Fünfzig Gendarmen hatte Reschid unter Anführung seines Adjutanten, vermutlich einer seiner Tscherkessen, dem Transport als Bewachung mitgegeben. Die Hälfte davon verteilte sich auf die Boote, während die andere Hälfte am Ufer dafür sorgte, dass niemand, der sich vielleicht schwimmend retten wollte, entkam. Schon kurz hinter Diyarbakir sind sie alle umgebracht und in den Fluss geworfen worden. »Bei der Ermor-

derung half übrigens auch noch der eigens dazugerufene Sohn Omarke der Kurdenhäuptlingsfrau Perichan«, meldet ein deutscher Bericht. Omarke wurde von der Polizei gesucht und hatte sich jetzt, wie viele Straffällige vor ihm, durch den Eintritt in eine Bande der *Teskilati Mahsusa* seine Amnestie verdient.

Weitere Transporte von »Aussiedlern«, meldet Konsul Holstein in diesen Tagen, »denen dasselbe Los bevorsteht«, seien auf dem Weg von Diyarbakir nach Mossul. Mitte Juli kann er in einer vorläufigen Bestandsaufnahme sagen, dass nur Frauen und Kinder, »und von den Letzteren auch nur etwa ein Drittel der ursprünglichen Anzahl, hier angekommen sind; alle Männer wurden unterwegs ermordet, von den Frauen wurden die jungen unter den muselmanischen Kurden verteilt.«

Als Todesursache für die bei Folterungen im Gefängnis von Diyarbakir Umgekommenen lässt Mehmed Reschid auf den offiziellen Todesscheinen regelmäßig Typhus angeben. Bereits Anfang Mai schnellen die »Typhusfälle« in die Höhe. Floyd Smith berichtet, dass ihn Mitglieder der Familie des armenischen *Standard-Oil*-Repräsentanten Stepan Matossian im Mai aufgesucht hätten, als sie von dessen »Typhus«-Erkrankung im Gefängnis hörten und dem tatsächlich Glauben schenkten. In den Tagen, als sich Henry Riggs in Diyarbakir aufhält, war auch der armenische Bischof nach Auskunft der Behörden im Gefängnis plötzlich »an Typhus« gestorben. Die wahre Todesursache, findet Riggs schnell heraus, war jedoch eine ganz andere.

Ursprünglich sollte der Bischof zu dem Kontingent von Verhafteten gehören, die am 30. Mai auf Tigrisboote Richtung Mossul geladen und unterwegs umgebracht wurden. Doch Mehmed Reschid persönlich hatte ihn am Stadttor abgefangen und zurück ins Gefängnis geschickt. Riggs erfährt von Totengräbern, dass sein Körper anschließend bis zur vollkommenen Unkenntlichkeit verstümmelt wurde. »Ich werde dir den Bart abbrennen!«, hatte Reschid Bey ihm am Stadttor zugerufen. Der Bart war tatsächlich abgebrannt, doch es waren ihm auch alle Zähne gezogen und die Kieferknochen zerschmettert worden. Wahrscheinlich, so Riggs, ist er nach der Folter im Gefängnishof bei lebendigem Leibe verbrannt worden. Kaum

anzunehmen, dass Reschid Bey tatsächlich die Absicht hatte, dem Bischof unter der Folter »Geständnisse« abzuzwingen. Wahrscheinlich war es eher die Heiligkeit des standhaften Mannes, die ihn veranlasste, persönlich ein exterminatorisches Ritual der Entweihung anzuordnen, ebenso wie er zu einem anderen Zeitpunkt sechs nackt ausgezogene und mit Teer bestrichene Priester durch die Straßen der Stadt treiben ließ.

Mehmed Reschid hatte Rituale der Entweihung schon früh und in unschuldigeren Tagen geprobt, als er beispielsweise »rückständige« und im religiösen Aberglauben befangene junge Studenten der Medizinischen Hochschule in Konstantinopel provokativ zur Lektüre von Charles Darwins »Entstehung der Arten« und anderen aus Europa importierten Werken des naturwissenschaftlichen Materialismus aufforderte, die damals in Mode kamen. Er war ein »aufgeklärter« Mann und einer der vier Gründer des Komitees für Einheit und Fortschritt, das im Mai 1889 auf dem Campus der Hochschule aus der Taufe gehoben worden war. Gegen die panislamische Frömmerei des Despoten Abdul Hamid, gegen jede Rückständigkeit und deren Ursache, den Aberglauben, gerichtet, war es in diesen Kreisen oft sogar eine Sache der Ehre, ostentativ Schweinefleisch zu essen und Cognac zu trinken, um damit die eigene Libertinage ins rechte Licht zu stellen.

Die Generation, der Mehmed Reschid angehörte, war weniger im Glauben an Allah als im Glauben an unwandelbare Naturgesetze und an das »heilige Vaterland« groß geworden. Auch die Gesellschaft, hatten sie gelernt, war ein Organismus, der nur auf Naturgesetzen beruhte. »Eine Gesellschaft ist dem menschlichen Organismus vergleichbar«, hatte ihre Zeitschrift *Osmanli* 1898 geschrieben, »weil jede aus verschiedenen und zahlreichen lebenden Zellen besteht. Genau wie ein Individuum eine Therapie braucht, um von einer Krankheit zu genesen, muss eine Gesellschaft regelmäßig von ihren besonderen Krankheiten geheilt werden.« Mehmed Reschid und seine Freunde waren selbst alle Mediziner und vielleicht gerade deshalb in ihren eigenen Augen prädestinierte Politiker. »Rebellion ist die einzige Methode, mit der eine schwache und kranke Nation sich selbst heilen kann«²⁹¹, hatten sie damals verkündet.

Dr. med. Mehmed Reschid war Assistent des deutschen Professors Ernst von Düring am Krankenhaus von Haidar Pascha, als er 1897 verhaftet und nach Libyen ins Exil geschickt wurde. Er gehörte im Kreis der Pioniere des Komitees zu denjenigen, die sehr früh auf dem Aufbau eines organisatorischen Netzwerks und der Notwendigkeit sichtbarer politischer Aktionen bestanden, während seine ehemaligen Kommilitonen immer noch die Verbreitung intellektuellen oppositionellen Schrifttums als ihre Hauptaufgabe betrachteten. Mehmed Reschid war kein Intellektueller, er war wie der kurz zuvor dem Komitee beigetretene Mehmed Talaat eher ein Mann der Tat. 1897 schlug er vor, einige »blutdürstige Anarchisten«²⁹² anzuheuern, um den Sultan in die Luft zu jagen, was ihm letztlich seine Verhaftung und zehn Jahre Verbannung in Nordafrika einbrachte. Erst mit der Revolution 1908 kann er nach Konstantinopel zurückkehren.

Zu dieser Zeit gehört Mehmed Reschid wegen seiner langen Abwesenheit in der Verbannung schon längst nicht mehr zum »inneren Kreis« des Komitees, obwohl er als einziges der vier Gründungsmitglieder der »heiligen Sache« immer treu geblieben ist. Kurz nach seiner Verhaftung 1897 hatte er eine Abhandlung über den »Krieg für die Nation« verfasst. »Wir haben denjenigen den Krieg erklärt, die das Vaterland von innen zersetzen, und wir sind sicher, dass wir gewinnen werden«, heißt es da in markigen Worten. »Wir ziehen jene zur Rechenschaft, die unser Land ruinieren, unsere Dörfer ausbeuten und unsere Feinde dazu bringen, unsere Religion und die Nation zu beleidigen.« Bald hat Reschid, der 1909 seinen Arztberuf an den Nagel hängt und ganz in die Politik einsteigt, Gelegenheit, auf dieses Programm unter veränderten Bedingungen wieder zurückzukommen. 1913 wird er zum Mutasarif von Karesi im nördlichen Westanatolien ernannt. Dort identifiziert er schnell, wie früher den Sultan und seine Kamarilla, die griechische Bevölkerung als »diejenigen, die das Vaterland von innen zersetzen«.

Mehmed Reschid ist ein radikaler türkischer Nationalist. Während einer Exkursion Ende Juli/Anfang August 1913 durch seine Verwaltungsgebiete kommt der Landrat zu der Überzeugung, dass die Zukunft des Vaterlands ohne Griechen eine »bessere« wäre. Er

träumt von einer modernen Verwaltung und Infrastruktur, aber ohne störende »Fremdkörper« und mit einer rein türkisch-muslimischen Bevölkerung. Griechen bleiben eben immer Griechen, meint er. Obwohl die Landwirtschaft in vielen muslimischen Dörfern recht gut floriert, so Mehmed Reschid, »können sie von ihren Produkten nicht wirklich gut leben oder, besser gesagt, von ihrer harten Arbeit. Die [griechischen] Monopolisten und Unterdrücker erlauben es ihnen nicht, ihre Augen zu öffnen und sich zu entwickeln.« Es ist die Zeit, in der Enver seinen großen »Säuberungsplan« für die ägä-ische Küste vorbereitet, der in gewisser Weise auch so etwas wie die Vorwegnahme der späteren armenischen Politik des Komitees war. Wie es gute medizinische Denkweise nahe legt, versteht Mehmed Reschid, soll dabei nicht an den Symptomen herumkuriert, es sollen vielmehr die »Ursachen« bekämpft werden.

Geradezu inflationär kommen in diesen Tagen medizinische Metaphern in der Politik in Mode. Das Land müsse von den »inneren Tumoren« gesäubert werden, verkündet der mit den Vertreibungsaktionen an der Ägäis von Enver beauftragte *Fedaii* Kushubashi Esref. »Auch eine Gesellschaft muss sich wegen ihrer speziellen Krankheiten manchmal Therapien unterziehen«, hatte *Osmanli* 1898 behauptet. »Die Gesetzgeber, Beamten und Politiker sind in diesem Fall so etwas wie Ärzte.«²⁹³ Ende des Jahres 1913 sind sie kurz davor, zu Vernichtungsmedizinern zu werden und die bevorstehende Ausrottung eines ganzen Volks als notwendige »hygienische Maßnahme« einer nationalen Selbstreinigung zu rechtfertigen.

Am 12. November 1913 hatte der armenische Patriarch in Konstantinopel einen Drohbrief erhalten, in dem es heißt: »Nehmt zur Kenntnis, dass die Türken sich verpflichtet und geschworen haben, die armenischen Ungläubigen, die für uns zu tuberkulösen Mikroben geworden sind, zu unterdrücken und auszulöschen.«²⁹⁴ Brandbriefe wie diese werden auf Veranlassung von Mehmed Nazim direkt im Polizeipräsidium produziert und dienen anfangs der Einschüchterung und Abschreckung, bei den armenischen Reformen nicht »zu weit« zu gehen. Doch der Wali von Diyarbakir unterscheidet schon lange nicht mehr zwischen politischer Metaphorik und blutiger politischer Realität. Dr. med. Mehmed Reschid sieht sich

als Vollstrecker eines Programms der nationalen »Volksundheit«. Was er vorschlägt, ist eine harte, in seinen Augen aber notwendige Therapie. »Die armenischen Banditen waren wie eine Menge schädlicher Mikroben, die den Körper des Vaterlandes befallen hatten«, rechtfertigt er sein beispielloses Wüten in Diyarbakir. »War es nicht die Pflicht des Arztes, diese Mikroben zu töten?« Eine Pflicht! Wer sich diesem pathologischen Imperativ widersetzt, hat seinerseits mit Konsequenzen zu rechnen. Mitte Juli meldet Konsul Holstein aus Mossul, dass Reschid Bey den Kaimakam von Midiat kurzerhand ermorden ließ, »da er sich geweigert hatte, Christen seines Bezirks massakrieren zu lassen«. Einem anderen Landrat geht es ebenso.

Reschid Bey, so Mithat Sükrü Bleda, damals Generalsekretär des Komitees, habe nur die »Geisteskrankheit der Minderheiten« diagnostiziert und die einzig mögliche Therapie dagegen vorgeschlagen: »Entweder die Krankheit und die Kranken zu vernichten oder das ganze Volk und sein Land in den Händen Verrückter untergehen zu sehen. Wali Dr. Mehmed Reschid Bey war ein Wissenschaftler«, versichert Sükrü. »Seine Sicht der Dinge und sein Verhalten konnte nicht falsch sein und war es auch nicht.« Da erübrigt sich jeder Kommentar. Man sollte allerdings nicht übersehen, dass diese vorgeblich »naturwissenschaftliche« Sicht auf den benachbarten Feind als einen dehumanisierten Fremdkörper nicht weit von einer gewissen populären muslimischen Sicht des »Ungläubigen« in Zeiten des *Djihad* entfernt ist. Spricht das Schwert, können Christen schnell zu »Hunden« werden, und das nicht nur im metaphorischen Sinn. Mehmed Reschid wusste das, als er die muslimische Bevölkerung zwischen Diyarbakir und Mardin zur »Erledigung« der Armenier auffordern ließ. »Fünf natürliche Zisternen voller Leichen« kann Konsul Holstein allein bei Tell-Ermen nach einer Furie der Krummschwerter persönlich in Augenschein nehmen, nachdem er zuvor in einer Kirche einen Haufen abgeschnittener Köpfe und Glieder betrachtet hatte.

»Viele dachten damals so wie Doktor Reschid«, meint der ehemalige ZK-Generalsekretär Midhat Sükrü in seinen später in der Republik Türkei veröffentlichten Memoiren. Wiederholte Versuche der deutschen Botschaft, Talaat zum Eingreifen gegen Mehmed Reschid

zu veranlassen, bleiben ohne jedes Ergebnis. Im Gegenteil: Talaat ermuntert den Gouverneur von Diyarbakir regelrecht, so weiterzumachen wie bisher.²⁹⁵ Botschafter Wangenheim gegenüber erklärt er allerdings unverfroren, in der Türkei kämen »keine Massakres vor«. Mehmed Reschid selbst hat die Zahl der von ihm aus der Provinz Diyarbakir entfernten Armenier auf 120000 geschätzt. »Ich küsse Ihre Hand«, telegraphiert ihm ein politischer Freund am 19. Oktober 1916, »denn Sie haben uns die sechs Provinzen gewonnen!« Jene sechs östlichen Provinzen meint der Freund damit, für die vor dem Krieg die europäischen Großmächte einschließlich des Deutschen Reichs Reformen gefordert und durchgesetzt hatten, um die armenische Frage durch ein höheres Maß an Selbstbestimmung einer Lösung näher zu bringen. Mehmed Reschid hatte sie auf seine Weise »gelöst« und für die Provinz Diyarbakir das bis dahin radikalste Modell eines »Armenien ohne Armenier« vorexerziert.

Deportationsrouten

Im August kommt der Deportationszug von Pailadzo Captanian in die Gegend von Malatya. Etwa die Hälfte des Weges von Samsun am Schwarzen Meer nach Mesopotamien haben sie während des ersten Monats auf Pferdekarren zurückgelegt. Als hätte jemand im Hintergrund sorgfältig Regie geführt, hatte sich von Station zu Station ihre Lage verschlechtert, wie bei dem erst langsam und dann immer heftiger anschwellenden Crescendo einer bevorstehenden Apokalypse. In Samsun ist ihnen bereits der größte Teil ihres Eigentums nach der Verkündigung des Deportationserlasses abgenommen worden. Nur einen Koffer, Matratzen, Decken und ein paar Lebensmittel haben sie auf ihren Karren mitnehmen dürfen. Doch trotzdem sieht alles anfangs nach einer »normalen« Deportation aus. Bis hinter Ama-sya ist die Reise über die Hauptstraßen und auf den Pferdewagen sogar verhältnismäßig komfortabel, und die bewachenden Gendarmen, die auf jeder Etappe wechseln und die Zusammensetzung der Konvois neu festsetzen, halten sich ansonsten zurück. Die Herbergen unterwegs sind voll mit Armeniern, doch das einzig Ungewöhnliche sind gelegentliche Übertritte von Deportierten zum Islam.

In Kavak beobachtet Pailadzo Captanian, wie islamisierte Armenier nach ihrer Beschneidung in langen weißen Hemden mit dem beruhigten Gesichtsausdruck von Menschen, die einer Todesangst entkommen sind, durch den Ort laufen. In Havza stirbt der Musiklehrer der Samsuner Nationalschule auf seinem Karren. Hier erfährt der Konvoi zum ersten Mal Widerstand von Seiten der Gendarmen, die ihm ein ordentliches Begräbnis verweigern wollen, doch wenigstens kann der Leichnam noch vor der Abreise mit dem Versprechen auf eine christliche Bestattung in die Obhut der örtlichen griechischen Gemeinde übergeben werden.

Am Abend erreicht der Zug die in einem engen Tal am Südrand des Pontischen Gebirges gelegene Stadt Amasya mit ihrer antiken griechischen Zitadelle und ihren römischen Mauern. Im Mittelalter eine bedeutende und reiche Handelsstadt, hatte Amasya seit Jahrhunderten auch eine ansehnliche armenische Gemeinde, die sich nun in verordneter Auflösung befindet. Alle Männer sind bereits fortgeführt und eine Stunde von der Stadt entfernt bis auf den letzten erwürgt worden, wie der Samsuner Tross, unter dem sich neben Pailadzo Captanians Mann auch noch viele andere Männer befinden, mit Schrecken in Erfahrung bringen muss.

In Amasya wird ihnen plötzlich die Herberge verwehrt. Hier müssen sie, ein Zeichen bevorstehender weiterer Demütigungen, auf einem Schuttabladepplatz rasten. »Man behandelte uns mehr und mehr wie Parias«, wird Captanian in Amasya deutlich, »auf die man keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte.«²⁹⁶ In die Stadt Tokat werden sie erst gar nicht mehr hereingelassen. Hinter Camlibel treiben sie die Gendarmen in die Berge, wo die holprigen Wege abseits der großen Landstraße spürbar beschwerlicher werden.

Ein armenisches Dorf, in dessen Nähe sie abends zu einem Rastplatz geführt werden, finden sie menschenleer und vollkommen zerstört vor. Die Türen der Häuser stehen offen, die meisten Fenster sind zerschlagen, überall liegen Möbel, Küchengeräte, Matratzen und Bekleidung herum, doch das einzige Lebenszeichen sind gackernde Hühner, die aufgescheucht mit ihren Küken umherlaufen, als Captanian und einige andere sich neugierig im Dorf umsehen wollen. Offensichtlich ist dieses Dorf in großer Eile geräumt worden, denn überall gibt es noch Mehl und Getreide im Überfluss. In den Küchen finden sie Sauermilch und Lebensmittel unter Fliegennetzen verpackt vor, als würden die Sachen gerade für das Abendessen vorbereitet. Hier beobachtet Captanian zum ersten Mal Plünderungen, als die Kutscher des Konvois nachts in die Häuser eindringen und alles mitnehmen, was sie gebrauchen können.

In Sarkisla treffen sie auf andere Deportierte aus Amasya, Bafra, Tokat und Merzifon, denen es wesentlich schlechter geht als ihnen selbst. Viele waren völlig unvorbereitet und ohne Geld losgezogen. Niemand hatte an ihre Versorgung gedacht. Sie waren schon nach

kurzer Zeit halb verhungert. Einige waren dabei wahnsinnig geworden und irrten, ihre Phantasien laut von sich gebend, im Lager umher. Captanian beginnt zu ahnen, was auch ihr bevorstehen kann, wenn alle Vorräte aufgebraucht sind. Noch ist ihre eigene Situation verhältnismäßig erträglich, doch das wird sich bald ändern.

In einer einsamen Schlucht bei Tonuz weiter östlich beobachtet sie etwas später, wie die Begleitendarmen am Abend im Flüsterton eine Besprechung abhalten. Etwas Einschneidendes, ahnt sie, steht ihnen bevor. Am nächsten Tag sondern die Gendarmen alle Männer aus dem Samsuner Konvoi aus, lassen sie in Zweierreihen antreten und führen sie ab. Was mit ihnen passiert ist, kann Captanian nur mit Schrecken vermuten, doch es wird eine Trennung für immer sein. Viel Zeit, darüber nachzudenken, wird den entsetzten und beim Anblick ihrer abgeführten Männer in Panik geratenen Frauen ohnehin nicht gegeben. Mit Peitschenhieben treiben sie die Gendarmen auf ihre Wagen zurück und geben den Kutschern das unbarmherzige Kommando zur sofortigen Weiterreise.

Ab jetzt besteht der Tross nur noch aus Frauen und Kindern. Als hätte jemand darauf gewartet, bis sie ohne ihre Männer vollkommen schutzlos sind, wird nun jede Rast zu einer Station, auf der sie Schritt für Schritt von allen Habseligkeiten enteignet werden, die ihnen geblieben sind. In einer Schlucht zwischen Siwas und Kangal fängt es an. Plötzlich erscheint dort der Bürgermeister eines nahen Dorfs in Begleitung von Polizisten und verlangt die Herausgabe von Gold, Geld und Schmuck, angeblich um die Sachen mit der Post nach Malatya zu schicken, wo sie ihnen dann wieder ausgehändigt werden sollen. Doch das Argument ist zu durchsichtig und zu plump vorgetragen, als dass irgendeine der Frauen darauf hereinfällt. Nun beginnt man ihr Gepäck zu durchsuchen. Die Frauen müssen sich bis auf die Unterwäsche entkleiden, damit auch die Röcke und Blusen gefilzt werden können. Wer sich zur Wehr setzt, wird mit Stockschlägen dazu gezwungen. Erstaunlicherweise hört die Plünderungsaktion auf, als die Männer mit einer kleinen Beute, hier ein paar Goldstücke, da eine Silberkette, plötzlich zufrieden ihrer Wege ziehen.

Alles sieht so aus, als ob ihnen irgendjemand eine Lizenz zum

Raub erteilt hat, deren Grenzen genau festgelegt sind. Captanian stellt später fest, dass es sich tatsächlich so verhält, dass nämlich die Begleitgendarmen solche Plünderungslizenzen regelrecht »verkaufen«. Eine ähnliche Beobachtung macht auch der amerikanische Konsul Leslie A. Davis.²⁹⁷ Offensichtlich sind die Plünderungen, denen die Konvois unterwegs ausgesetzt sind, in der Regel alles andere als das Ergebnis spontaner räuberischer Überfälle. Sie folgen vielmehr einem kalkulierten Ausdünnungsschema, das die Fiktion einer »normalen« Deportation aufrechterhalten und gleichzeitig, neben anderen Maßnahmen, eine gewisse progressive Mortalitätsrate sicherstellen soll.

Talaat versucht die Fiktion der Normalität seinen deutschen Bündnispartnern gegenüber dadurch aufrechtzuerhalten, dass er bestimmte »Ausschreitungen gegen die Armenier«²⁹⁸ einräumt, die er allerdings wider besseres Wissen der Unsicherheit der Wege und unkalkulierbaren räuberischen Kurdenbanden zuschreibt. Doch Konsul Rößler ist sich sicher, nachdem ihm mehrere Berichte zugegangen sind, die im Prinzip alle das Gleiche besagen, bei den Deportationen eine regelrechte »Methode« beobachten zu können, »die Verbannten auf der Wanderung umzubringen«. Vieles spricht dafür, dass diese Methode schon bei den kleinsten Plünderungen wirksam ist.

Umgekehrt ist es so, dass die Begleittrupps, wie Captanian und andere feststellen können, oft tatsächlich eingreifen, wenn »wilde« und offensichtlich nicht geplante Überfälle stattfinden. Doch als in Kangal der Gemeindevorsteher Captanians Konvoi unter Drohungen 1000 türkische Pfund abpresst und hundert Teppiche beschlagnahmt, schreiten sie nicht ein. Auch nicht, als wenig später in den Bergen bewaffnete Bauern ihnen die Decken und Matratzen abnehmen, mit denen sie bisher auf dem freien Feld übernachtet haben. Selbst solche auf den ersten Blick unscheinbare Einzelheiten erscheinen im Kontext als Stufen eines zumindest in groben Zügen geplant ablaufenden Dehumanisierungsprogramms, dem die Deportierten während der Wanderung überall unterworfen werden. Kein Zufall ist es auch, dass die Überfälle erst einsetzen, als sich die Konvois in entlegene Gegenden begeben haben, die zudem durch

eine lange Tradition von räuberischen Überfällen oft einen schlechten Leumund haben.

Kaum ist die Gegend »unsicher« geworden, weigern sich die in Samsun angeheuerten Kutscher weiterzufahren und werfen alle mitgenommenen Sachen von den Wagen. Auch das sieht nach einer abgesprochenen Aktion aus. Bei Hekimhan werden plötzlich junge Mädchen aus dem Lager verschleppt, ein Vorgang, der sich unter offensichtlicher Duldung durch die Gendarmen auf der Hochebene von Malatya wiederholt. Captanian, die das alles beobachtet hat, beschmiert sich daraufhin das Gesicht mit Lehm, um möglichst unvorteilhaft und hässlich auszusehen.

Am Ufer des Tohma Cayi, eines Nebenflusses des Euphrat, machen sie Rast. Tausende von Deportierten lagern dort bereits, Bauern und Städter aus allen Schichten der armenischen Gesellschaft. Offensichtlich, so Captanian, ist hier eine Art Sammelstelle eingerichtet worden. Nahe der einzigen Trinkwasserquelle des riesigen Lagers entdeckt sie ein Büro, das mit türkischen Beamten besetzt ist, die den Durchzug der Deportierten überwachen sollen. Viele, stellt sie bald fest, sind schon vor ihnen da gewesen. Lumpen und mit Exkrementen beschmierte Bibelseiten liegen auf dem Boden. Beim Ausgraben von Erdlöchern für ihre Feuerstellen stoßen sie auf eilig verscharrte Leichen, Überreste der Kranken, Schwachen und Verhungerten vorausgegangener Züge. Ihre eigenen Kranken dämmern, in Gruppen zusammengetragen, auf der Erde zwischen verwesenden Leichen dahin und warten auf den erlösenden Tod. Eine Gruppe alter Frauen stürzt sich aus Verzweiflung in den Fluss. Hier und da wird jemand wahnsinnig und tanzt mit lautem Lachen im Lager umher.

Wieder werden sie bei der Weiterreise an der Stadt Malatya vorbeigeführt, wieder werden sie unterwegs ausgeraubt, wieder werden junge Mädchen entführt. In den Bergen südlich Malatya, abseits der großen Verkehrsstraßen und Siedlungen, gelangen sie schließlich in das Tal von Firendjiler. Mitten in der Wildnis sind hier Zehntausende von Frauen und Kindern zusammengetrieben worden, weit mehr als an den Ufern des Tohma Cayi. Sie kommen aus Harput, Erzurum, Trapezunt, Samsun, Siwas und anderen Orten des Nordostens.

Das Tal von Firendjiler ist ein riesiger Deportationsknotenpunkt, an dem die endlosen Kolonnen aus dem oberen Euphrattal und vom Schwarzen Meer zusammengeführt werden und an dem sich ihr zukünftiges Schicksal entscheidet. Die Deportationsverwaltung, kann Captanian feststellen, hat hier, wo sie kein fremdes Auge beobachten kann, eine regelrechte Station errichtet, die den Ein- und Auszug der Karawanen reguliert. Die neben verwesenden Leichen dahinsiechenden Kranken bieten den gleichen Anblick wie im Lager auf der Ebene von Malatya, nur dass es weit mehr sind. Gruppen von verlassenem Kindern irren im Lager umher.

Doch das Auffälligste am Tal von Firendjiler ist für Captanian der rege Handel, der dort mit jungen Mädchen getrieben wird. Tag für Tag sind Beamte und türkische Händler im Lager unterwegs, um sich die Schönsten für den Harem oder als Dienstmädchen für den Haushalt auszusuchen. Unter ihnen ein zum Islam übergetretener Armenier aus Malatya, der Captanian eröffnet, dass die Stadt selbst kurz vor der Deportation steht, und der zu der Überzeugung gekommen ist, dass die Heirat einer jungen Armenierin mit einem Türken der einzige Weg sei, sie und den Rest ihrer Familie vor dem sicheren Untergang zu retten. Auch diese Aktionen sind ein Weg, um durch die Islamisierung und Türkisierung von Frauen das armenische Element in Anatolien dauerhaft zu reduzieren.

Aus dem Tal von Firindjiler wird Captanians Konvoi nach einigen Tagen zu einem sichtlich abgesprochenen Zeitpunkt auf die Berge getrieben, deren Almen, teils in über zweitausend Metern Höhe gelegen, den Kurden als Sommerweiden dienen. Der Aufstieg ist beschwerlich und gefährlich und erzwingt oft den Weg über schmale Pfade, die an steilen Abgründen entlangführen. Manche, die den Strapazen nicht gewachsen sind, stürzen dabei tief ins Tal. Oben auf der Alm werden sie bereits von bewaffneten Kurdenbanden erwartet, die dem Kommando eines gewissen Zeynel Bey gehorchen. Die Begegnung mit Zeynel Bey ist auch von anderen Deportierten immer wieder beschrieben worden.

Sarkis Manukian berichtet, wie sein Konvoi von Überlebenden aus Erzurum bei Malatya den offensichtlich zu anderer Verwendung abgestellten Kaimakam von Adiyaman, Nuri Bey, als Führer zuge-

ordnet bekam, der sie auf beschwerlichen Wegen in die unzugänglichen Berge zu Zeynel Bey führte.²⁹⁹ Zeynel Bey und sein Bruder Bekir sind die Führer des relativ kleinen kurdischen Reshvan-Stammes, der für eine ganze Reihe von Massakern an Armeniern in den Wilajets Trapezunt, Siwas, Harput und Erzurum verantwortlich gemacht werden kann³⁰⁰ und der hier in den Bergen südlich Malatya für gewöhnlich die Sommer verbringt. Nuri Bey, der Weisungen aus Konstantinopel hat, ist derjenige, der den exakten Verlauf der Deportationswege sowie den Zeitplan der Märsche bestimmt. Er hat mit Zeynel und Bekir seine Verabredungen getroffen, ein »System« des Zusammenspiels von Politikommissaren und Kurdenführern, das Leslie Davis auch an anderer Stelle beobachtet hat. Nuri wird den Weg von Manukians Konvoi bis Suruc am Rand der Wüste begleiten.

Als Captanians Konvoi im Lager von Zeynel Bey eintrifft, werden dort alle männlichen Jugendlichen über 13 Jahre ausgesondert und auf die Schlachtbank geführt. Auch Christine Tersibaschian gerät in Zeynels Herrschaftsbereich. Hinter Malatya, berichtet sie im Berliner Prozess gegen Soghomon Tehlirjan, »hat man uns auf den Berg geführt und hat die Herren von den Damen getrennt. Die Damen sind ungefähr zehn Meter weiter von den Männern entfernt gewesen und konnten mit eigenen Augen sehen, was mit den Männern geschah.« Man hat sie mit Beilen totgeschlagen. Nechsa Petrosian aus Harput kann die gleiche Geschichte erzählen.³⁰¹

Sarkis Manukian berichtet, wie Zeynel Bey 2115 Männer aus seiner Kolonne mit verbundenen Händen in ein enges Tal führen ließ. Er weiß die Zahl deshalb so genau, weil ihn die Gendarmen dazu gezwungen hatten, eine Liste zu führen, aus der das ihnen zustehende Kopfgeld berechnet werden konnte. Zeynel hatte sich gemeinsam mit Ali Pascha, dem Bruder von Nuri Bey, vor seinem Zelt platziert und ließ sich die Delinquenten einzeln vorführen, um ihnen persönlich alle ihre verbliebene Habe abzunehmen. Danach wurden ihnen zehn Schritte weiter mit Messern und Beilen die Köpfe abgeschnitten und die Leichen in einen Abgrund geworfen. »Nur 115 Mann haben sich durch Wunder gerettet«, berichtet Manukian später Konsul Rößler in Aleppo. »Es waren solche, die etwas Kurdisch

konnten und durch Geldversprechungen bewirkten, dass sie nicht vor Zeynel Bey geführt wurden.« Auch er selbst gehörte dazu.

Hratch Tarbassian und Yervant Kouyoumdjian überleben aus einem ähnlichen Grund. Am Tag nach dem Massaker beobachten sie, wie man die restlichen Deportierten wieder Zeynel Bey vorführt. Diesmal werden die Frauen nach Geld und Juwelen durchsucht. Sie müssen sich vor aller Augen nackt ausziehen, während kurdische Reshvan-Frauen sie peinlich inspizieren. Sarkis Manukian erzählt, wie zwei Beamte aus Malatya am Tag nach dem Massaker Kleidung, Bettzeug, Goldschmuck, Geld, achthundert Ochsen, Pferde und Esel von den Überlebenden beschlagnahmen, denen Zeynel Bey zudem dreitausend türkische Pfund in bar abverlangt. Auch Captanians Kolonne muss »Schutzgeld« zahlen. In Zeynel Beys Bereich sind die Konvois um ihre letzten Männer dezimiert worden, doch auch die Überlebenden, denen nun eine zweimonatige Fußreise durch die Berge nach Suruc am Rand der mesopotamischen Wüste bevorsteht, bewegen sich spätestens seit diesem Zeitpunkt, von allem Besitz und Komfort entkleidet, auf einem für die meisten aussichtslosen Todesmarsch.

Ein Auffanglager wie im Tal von Firendjiler befindet sich auch am Rand der Stadt Mamuret el-Aziz (Elazig) im Wilajet Harput. »Mehrere größere Straßen, auf denen die Deportierten entlangzogen, liefen in Harput oder in der Umgebung zusammen«, beobachtet Henry Riggs. »Vertriebene aus den Gebieten Erzurum, Trapezunt, Baiburt und Erzincan und aus Kughi, Palou, Peri, Chemishgerzek, Egin and Arapgir kamen alle durch Harput oder in der Nähe an und wurden dann auf verschiedenen Wegen in Richtung der großen mesopotamischen Ebene geführt.« Die ersten erreichen Harput im Juli, und so geht es den ganzen Sommer über. Manchmal sind es mehrere Tausend, manchmal weniger. Anfangs müssen sie auf einem riesigen weiten Feld außerhalb von Mamuret el-Aziz lagern, wo sie ungeschützt der heißen Sommersonne ausgesetzt sind. Später verfrachtet man sie auf den großen armenischen Friedhof.

»Die meisten von ihnen waren zerlumpt und fast nackt«, berichtet Leslie Davis, der amerikanische Konsul. »Sie waren abgemagert, krank, verdreckt, von Ungeziefern geplagt und glichen eher Tieren

als menschlichen Wesen.« Im Lager herrscht Hunger, und jedes Mal, wenn es etwas Brot zu verteilen gibt, brechen dort unerbittliche Verteilungskämpfe aus. »Und doch waren viele dieser Frauen«, so ein nachdenklicher Henry Riggs angesichts solcher Anblicke, »die wie wilde, hungrige Hunde um ein Stück Brot kämpften, noch vor wenigen Wochen kultivierte, empfindsame christliche Frauen in einem glücklichen Zuhause gewesen.« Von seinem Arbeitszimmer aus kann er mit dem Fernrohr die täglich dort stattfindenden Begräbnisse beobachten. Die Mortalitätsrate im Lager ist hoch.

Wie im Tal von Firindjiler findet auch hier ein reger Menschenhandel mit jungen Mädchen statt. Armenierinnen sind als Frauen und Dienstmädchen begehrt, weil man ihnen eine größere Tüchtigkeit und solidere Fähigkeiten in der Haushaltsführung zuschreibt als den meisten türkischen Frauen. Doch hier werden sie vorher regelrecht selektiert. »Viele türkische Offiziere und andere Türken kamen in die Lager, um sich die hübschesten Mädchen auszusuchen«, so Leslie Davis, »und hatten ihre Ärzte dabei, um sie zu untersuchen.« Es ist ein nach dem Prinzip des höchsten Nutzwerts organisierter Sklavenmarkt.

Mamuret el-Aziz ist den ganzen Sommer über voll von Gendarmen, *Teskilati-Mahsusa-Banden* und Kurden. Fast alle Kurden tragen offen ihre Kriegsbeile zur Schau. Das Personal des amerikanischen Konsulats wird von der Polizei aufgefordert, vorsichtshalber nur in Begleitung auszugehen, und Leslie Davis befürchtet ein bevorstehendes Massaker in der Stadt, doch nichts passiert. Weiter kommen Karawanen an und verlassen das Lager nach einigen Tagen wieder, nachdem sie ihre Toten dort begraben haben. Henry Riggs bemerkt in diesen Tagen einen schwunghaften Handel mit getragener europäischer Kleidung auf dem Marktplatz von Mamuret el-Aziz, für den er keine Erklärung findet. Niemand weiß, woher die Kleider stammen. Erst im September kommt Licht in die Sache, als der passionierte Reiter Davis während eines Ausritts eine schreckliche Entdeckung macht.

Fünf Stunden südöstlich von Mamuret el-Aziz in den Quellgebieten des Tigris hatte ihm ein Türke unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, er habe Tausende von Leichen rund um

den von hohen felsigen Bergen umgebenen Gölcük-See gesehen, und angeboten, ihm die entsprechenden Plätze zu zeigen. Ende September machen die beiden eine erste Entdeckungsreise. Bei Mollakendi verlassen sie die Hauptstraße. Auf der Hochebene Richtung Kücükurdemlik sehen sie Hunderte von toten Körpern verstreut im Steppengras liegen. Es sind fast nur Frauen und Kinder, die offensichtlich, wie Davis feststellen kann, nicht etwa an Krankheit oder Hunger gestorben sind. Sie wurden kaltblütig ermordet. Einige Körper hatte man vollständig verbrannt. »Zuerst hielt ich es für eine hygienische Maßnahme«, so Davis, »doch dann erzählte man mir, dass sie diese Leichen verbrannt hätten, um das Gold zu finden, das die Menschen vielleicht verschluckt hatten.« Es waren Kurden eines benachbarten Dorfs, die man zu diesem Massaker angestiftet hatte, wie Davis erfährt.

Über die Berge kommen sie zum See. Es sind fast überall felsige Steilufer, auf deren Höhen sie jetzt entlangreiten. Manchmal werden die Klippen durch tief eingeschnittene Täler unterbrochen. In den meisten dieser Täler liegen Leichen herum, und von den Klippenkronen aus kann Davis auch im Wasser tote Körper und Gebeine entdecken. Sie sind offenbar die Abhänge hinunter in den See gestürzt worden. An einer anderen Stelle beobachtet Davis eine Anzahl von Köpfen, die am Wasserrand aus dem Sand ragen. Sie waren einmal im Sand begraben und jetzt von den Wellen wieder freigewaschen worden. Es sind Tausende ermordeter Armenier, die Davis auf diesem Ausritt entdeckt, und fast alle sind sie nackt ausgezogen worden, bevor man sie getötet hat. Die abgenommenen Kleider wurden anschließend auf dem Marktplatz von Mamuret el-Aziz verkauft.

Im Oktober kehrt Davis noch einmal an den Gölcük-See zurück. Am Ostufer trifft er auf Leichen von Armeniern, die eindeutig erst kurz zuvor ermordet worden sind. In einem benachbarten Tal entdeckt er neben verstreut herumliegenden und nur halbwegs beerdigten Leichen Reste von Lagerfeuern, zerbrochene Tonkrüge, Holzlöffel und eine ganze Reihe von Reisepässen, die dort offensichtlich liegen geblieben sind, als man das Lager in den Tod schickte. Fast alle stammen sie aus Erzurum und hatten, wie Davis im Sommer be-

obachten konnte, Mamuret el-Aziz im Vergleich zu anderen Trupps verhältnismäßig unversehrt erreicht.

Im März 1917 entdeckt er im oberen Bereich dieses Tals noch einmal mehrere hundert Leichen. Sie waren vom Regen freigewaschen worden. Offensichtlich hat es sich so abgespielt, schließt Davis, dass nach jeder Exekution die Toten begraben wurden, um die Spuren zu verwischen, bevor ein neuer Trupp eintraf. An einer anderen Stelle sieht er Hunderte von toten Körpern dicht nebeneinander am Strand liegen, viele mit sichtbaren Verletzungen, die eindeutig von Bajonettstichen herrühren. »Es ist ein Rätsel, wie sie so eng beieinander umgebracht werden konnten«, fragt sich Davis. »Eine große Zahl von Gendarmen oder Kurden muss sie umringt haben, um sie auf diese Art abzuschlachten.« Jetzt ist ihm auch klar, aus welchem Grund Mamuret el-Aziz den ganzen Sommer über von Gendarmen, *Teskihti-Mahsusa-Banden* und bewaffneten Kurden überschwemmt war. Sie wurden für das Schlachthaus rund um den Gölcük-See gebraucht.

In der Zeit, als dies geschieht, befindet sich der aus Konstantinopel angereiste politische Inspektor Nazim Bey in Mamuret el-Aziz, was darauf hindeutet, dass die Partei den Vorgängen dort eine hohe Bedeutung zugemessen hat. »Werden die Armenier, die von dort abtransportiert werden, beseitigt?«, fragt ihn Bahaeddin Schakir von Erzurum aus in einem Telegramm. »Werden die schädlichen Personen, von denen Sie mitteilen, dass sie umgesiedelt und vertrieben werden, vernichtet? Oder werden sie lediglich abtransportiert und fortgeschickt? Teilen Sie mir dies klar mit, Bruder.«³⁰² Kein Zweifel, dass sich diese Anfrage auf das Schlachthaus rund um den Gölcük-See und vermutlich auch auf die Aktivitäten Zeynel Beys südlich von Malatya bezieht. Nazim Bey war jedenfalls, wie der deutsche Waisenhausdirektor Johannes Ehmman feststellen kann, in Malatya gewesen, bevor er nach Mamuret el-Aziz kam, »um diese Sache zu organisieren«.³⁰³

Nazim wird von Bahaeddin Shakir auch gebeten, dem Wali Sabit Bey, der im engeren Sinn für die Maßnahmen in seinem Wilajet verantwortlich ist, die gleiche Frage vorzulegen. Er kann sie eindeutig beantworten. »Innerhalb von Sabit Beys Hoheitsgebiet waren die

armenischen Männer dem gewaltsamen Tod geweiht«, stellt Henry Riggs fest. »Die Straße zwischen Harput und Kizin Khan [Gezim] und die Straßen jenseits von Malatya sind so sehr mit verstümmelten Leichen übersät, dass es kaum einen Zweifel daran geben kann, dass die Provinz Harput nicht nur für ihre eigenen Bewohner zum Schlachthaus wurde, sondern auch für die überlebenden Männer, die über ihre Grenzen aus anderen, weniger betroffenen Provinzen kamen.« Kaum einer der Männer überlebt die Deportationsknotenpunkte im Wilajet Harput, aber auch viele Frauen und Kinder müssen hier ihr Leben lassen, wenn sie nicht an muslimische Haushalte verschachert werden. Die Übrigen werden in die Wüste geschickt.

»Es ist heiß in der arabischen Wüste«, sagt ein türkischer Hauptmann Ende August zu einem amerikanischen Mitreisenden in der anatolischen Eisenbahn. »Es gibt kein Wasser, und diese Menschen können ein heißes Klima nicht vertragen.« Der Zug hält gerade an einem Bahnhof, als das Gespräch auf die »armenische Frage« kommt. Draußen spielen sich unterdessen die unglaublichsten Szenen ab. Auf den Bahnsteigen und vor der Station drängen Tausende von Gendarmen die streng bewachten Armenier vorwärts, die darauf warten, in einen der Viehwagen verfrachtet zu werden, die dort in einer langen Reihe auf den Abstellgleisen stehen.

»Kein Chaos, kein Jammern, keine Schreie, nur eine Menge unterjochter Menschen, niedergeschlagen, traurig, hoffnungslos, keiner Tränen mehr fähig«, so der amerikanische Arzt, der später erfährt, dass sie aus einem Ort stammen, der erst vor ein paar Tagen geräumt worden ist. Die anatolische Eisenbahn, deren Route von Haidar Pascha am Marmarameer über Ankara nach Konia verläuft, ist so etwas wie eine Grenzlinie zu den östlichen Provinzen Anatoliens, aus denen zu diesem Zeitpunkt alle Armenier bereits weitgehend vertrieben worden sind. Jetzt, Anfang August, so bemerkt der Reisende, sind auch die westlichen Gebiete betroffen.

Als der Zug wieder in Bewegung gerät, führt er die Viehwagen, die Frauen und Kinder, auf zwei Stockwerken zusammengepfertcht, und die Männer, auf die Wagendächer getrieben, im Schlepptau mit sich. Sechzig Leute drängen sich in einem Wagen, der bestenfalls

für vierzig einen engen Platz bietet, und sie alle haben dafür eine »Fahrkarte« bezahlen müssen. An einer Station auf dem Weg ruft der türkische Kommandeur laut und vernehmlich: »Ja, ich habe hier 30000 unter meinem Befehl«, und der Amerikaner sieht, soweit er blicken kann, ein Meer von aus Bettzeug und Decken improvisiert zusammengestellten Zelten, unter denen sich die Vertriebenen notdürftig gegen die heiße Sommersonne schützen. »Kann man sich die hygienischen Verhältnisse in einem Lager von 30 000 vorstellen«, fragt er sich, »ohne die geringste Versorgung, wie man das bei der gleichen Anzahl von Vieh tun würde?«

Der Hauptmann war unterdes ausgestiegen und kommt nach einiger Zeit mit einem 15-jährigen armenischen Mädchen zurück ins Abteil. Sie ist verschreckt, versucht zu entkommen, kratzt mit den Fingern an den Fenstern, sie bittelt, schreit und rauft sich die Haare, während ihre Mutter angst- und demutsvoll auf der Waggonplattform stehen bleibt und sich nicht traut, den Wagen zu betreten. »Ich vermute, Effendi, dass Sie solche Dinge nicht gutheißen«, sagt der Offizier, »aber lassen Sie mich erklären, wie es sich verhält. Dieses Mädchen hat Glück. Ich nehme sie mit mir nach Hause und ziehe sie dort als moslemische Dienerin auf. Sie wird es gut haben und vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt sein.« So einfach war das in diesen Zeiten, als hätte sich das alte System des *devsirme*, mit dem die frühen osmanischen Sultane Christenkinder für ihre Janitscharentruppen aus ihren Familien rissen und zwangsislamisierten, nun für jedermann zugänglich demokratisiert.

Aus Bursa, einmal die erste Residenz des osmanischen Sultans Murat I, sind die armenischen Einwohner am 18. August vertrieben worden, nachdem man auch hier, wie im Osten, alle Intellektuellen und Notablen auf der Grundlage einer aus Konstantinopel stammenden Proskriptionsliste verhaftet und umfangreiche Hausdurchsuchungen vorgenommen hatte. Bursa liegt nicht weit von Konstantinopel entfernt. Auch dort beginnt die Polizei im August Armenier, die nicht in Konstantinopel geboren wurden, einzufangen und nach Anatolien zu schicken. »Heute«, berichtet der deutsche Journalist Tyszka am Sonntag, dem 5. September, »hat die Polizei selbst an den Kirchentüren der katholisch-armenischen Kirche in Pera Aufstel-

lung genommen und verlangt die Pässe ab.« Einigen Tausend gelingt die Flucht nach Bulgarien. Zu dieser Zeit sind die Dörfer am oberen Bosphorus bereits verschickt worden. Ende September ist die ganze Gegend um Haidar Pascha bis vor die Tore Konstantinopels leer gefegt, das Armenierviertel von Ismit ist in Schutt und Asche gelegt. Die Ausweisung der Armenier aus Adrianopel beginnt Ende Oktober.

In Adazapart regiert der Terror, seit dort ein Politikkommissar aus Konstantinopel, den alle nur »das Biest« nennen, das Regiment führt. Er erscheint in Beschreibungen als ein »Mann vornehmer Erscheinung, der in Europa studiert hat«, dessen geschliffenes und höfliches Auftreten aber unerwartet und sprunghaft in äußerste Brutalität umschlagen konnte. Mitte September wird den 25000 Armeniern der Stadt mitgeteilt, dass sie sich auf ihr Exil vorbereiten sollten. Wer die Fracht bezahlen kann, soll im Viehwagen bis Konia transportiert werden, der Rest muss sich zu Fuß auf den Weg machen.

Ein deutscher Reisender trifft die Stadt Anfang Oktober »fast menschenleer« vor. »Fast alle Läden sind geschlossen«, bemerkt er, »Handwerker, Schuster, Schneider fehlen. Fast alle Ortschaften sind ohne Ärzte oder Apotheker.« In Bilecik, einer kleinen sauberen Stadt mit großen Häusern, stellt er auf der Weiterreise fest, leben nur noch einige wenige Türken. In Afyon werden die Armenier aufgefordert, sich innerhalb von 24 Stunden auf dem Bahnhof einzufinden, während der Ausrufer auf den Straßen bekannt gibt, dass jeder, der ihnen in irgendeiner Weise zu Hilfe kommen will, mit harten Strafen zu rechnen habe.

Amerikanische Reisende beobachten auf dem Weg von Konia nach Konstantinopel an jedem Bahnhof endlose Geisterzüge entlang der anatolischen Eisenbahn. »Sie bestanden aus Viehwagen, und aus jedem Waggon schauten hinter den winzigen vergitterten Fenstern die Gesichter kleiner Kinder heraus«, berichtet ein Arzt. »Die Schiebetüren an der Seite standen weit offen, und man konnte alte Männer und alte Frauen und junge Mütter mit kleinen Babys erkennen, die erbärmlich schrien.« Drei Tage lang haben sie nichts zu essen bekommen. Ausländern und selbst einheimischen Türken ist es streng verboten, den Leuten Brot oder Wasser zu geben. Sie

werden, bemerkt ein anderer Amerikaner entsetzt, »im Allgemeinen wie Kriminelle behandelt, die keinen Anspruch auf irgendeine Art von Rücksichtnahme haben«. Es herrscht Chaos. Oft müssen die Verschickten tagelang auf Züge warten, weil die Logistik nicht funktioniert oder weil Militärtransporte Vorrang haben. Innerhalb weniger Wochen sollen auf dieser einspurigen Strecke Hunderttausende in den Süden verschleppt werden, was dazu führt, dass man sie an den Bahnhöfen immer wieder ein- und ausladen muss, um entgegenkommenden Zügen Platz zu machen. Aus Konstantinopel sind aus diesem Grund Anfang September Deportationskommissare in Kütahya angekommen, »um die verstopften Wege frei und den Verkehr wieder flüssig zu machen«.

Das Ergebnis ist ein ausgeklügeltes Lagersystem entlang der Strecke. In Eskishekir lagern Zehntausende auf freiem Feld, und die Mortalitätsrate ist, obwohl keine Epidemien herrschen, extrem hoch. Ein Augenzeuge des Lagers bei Eskishekir berichtet, er habe in einer Gewitternacht im Blitzlicht Hunderte von Leichen auf dem Feld liegen sehen, darunter besonders viele Kinderleichen. In Afyon fasst das Lager zeitweilig sechzigtausend Menschen, wie ein deutscher Reisender feststellen kann. Eines der größten Konzentrationslager befindet sich am Eisenbahnknotenpunkt Konia. »Täglich kommen lange Züge mit Armeniern an«, berichtet eine Gruppe deutscher Lehrer und Ingenieure Mitte September aus Konia, »die nach ihren Aussagen aus Ismit, Adapazart und Umgebung ausgewiesen worden sind.« Ein Teil der Deportierten wird von hier aus über den Taurus gebracht, ein anderer mit der Eisenbahn bis zur Endstation Pozanti, wo die ausgebaute Strecke aufhört. Von hier aus steht ihnen ein beschwerlicher Fußweg über eine hohe Passstraße bis Tarsus und von dort in die kilikische Ebene bevor. »Der Konvoi, der über die Bergkette von Pozanti nach Süden zieht, scheint kein Ende zu nehmen«, berichtet ein Augenzeuge. »Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist die Straße, so weit man blicken kann, von diesen Vertriebenen bevölkert.« Bis November haben nach amerikanischen Schätzungen eine halbe Million Deportierter Pozanti passiert.

In dieser Zeit hat das Komitee durch politische Säuberungen und Disziplinierungsmaßnahmen unter Regierungsbeamten dafür ge-

sorgt, dass seine harte Linie in der armenischen Politik auch im Landesinneren und in der kilikischen Ebene kompromisslos durchgesetzt werden kann. Mazhar Bey, der Wali von Angora, dem heutigen Ankara, der sich geweigert hatte, in seinem Bereich Verschickungen und Vernichtungsaktionen durchzuführen, wird seines Amtes enthoben. An seine Stelle tritt Ende August der 28-jährige Atif Bey, nach den Worten des Korrespondenten der *Kölnischen Zeitung* »eine Kreatur des Polizeidirektors Djanbolat von Konstantinopel, eines fanatischen Armenierhassers und Nationalisten«. Atif ist ein leitender Parteifunktionär des Komitees, und er gehört zum Führungskreis des Sonderkommandos *Teskilati Mahsusa*?^M Kaum im Amt, geht er mit äußerster Brutalität gegen die mehrheitlich katholischen Armenier Angoras vor. Ende August wird dort nach der Verhaftung der meisten Männer von einem großen Massaker an Frauen berichtet, Gerüchte sprechen von über fünftausend Opfern.

Aus Yosgat kommen zur gleichen Zeit ähnlich erschreckende Meldungen. Nach dem Krieg geben die Hauptleute Sahadeddin und Haili Racai offen zu, dass in diesem Bezirk östlich von Ankara praktisch kein Unterschied mehr zwischen »Umsiedlung« und »Abschlachten« gemacht worden ist.³⁰⁵ »Als wir nach Yosgat kamen, welches der blutigste Ort war«, berichtet Krikoris Balakian im Berliner Prozess, »sahen wir in der Nähe, vier Stunden weit, in einem Tal ein paar Hundert Köpfe mit langen Haaren, also Köpfe von Mädchen und Frauen.« Über vierzigtausend Armenier sind hier kaltblütig ermordet worden, darunter viele Frauen und Kinder. Auch nach Yosgat hatte das Komitee einen Kommissar aus Konstantinopel gesandt.³⁰⁶

In Urfa ist es die Ankunft des aus Diyarbakir angereisten Ahmed Bey und seines Komplizen Halil am 10. August, mit der sich die Situation über Nacht verschärft. Die beiden Kommissare »setzten sich kühn über die Urfabehörden hinweg und taten, als ob sie selbst zu regieren hätten«³⁰⁷, berichtet Jakob Künzler. Erst lassen sie sämtliche Armenier aus den Gefängnissen deportieren, dann ordnen sie in der Harranebene die Vernichtung der zum Straßenbau eingesetzten armenischen Arbeitsbataillone an, und schließlich inszenieren sie am 19. August ein Massaker, das in der Konsequenz nach einem

blutig niedergeschlagenen verzweifelten Aufstand im Herbst zum Untergang des armenischen Urfa führt.

Der Wali von Adana, Hakki Bey, hatte sich anfangs bemüht, seine Armenier zu schützen. Doch als er Mitte August zum Rapport nach Konstantinopel berufen wird, kehrt er völlig umgedreht wieder nach Hause zurück. Als würde das Komitee seiner Wandlung keinen rechten Glauben schenken wollen, wird ihm kurz später Ali Münif Bey, ein Intimus Talaat Paschas, als Kommissar zur Seite gestellt. Der lokale Führer des Komitees, Ismail Safa, droht sogar mit einem allgemeinen Massaker, falls Hakki Bey nicht umgehend Deportationen anordnet. In Adana geht das Gerücht einer bevorstehenden alliierten Landung im Golf von Iskenderun um. Panikstimmung herrscht, und sie wird bewusst gegen den »inneren Feind« geschürt. Ende September sind alle 25 000 Armenier der Stadt vertrieben, und der Wali Hakki Bey hat dabei tatsächlich eine harte Hand gezeigt. Selbst Kranke und Blinde werden nicht geschont. Anfang Oktober kann ein deutscher Reisender beobachten, wie in Adana verschiedene armenische Häuser abgerissen werden, angeblich, um einer »künftigen Straßenerweiterung« Platz zu machen. Alle armenischen Dörfer in der Ebene von Adana findet er vollkommen verödet vor, und nicht ein einziger Bauer ist auf den Feldern zu sehen.

Stattdessen ist die Ebene voll mit Zügen von Deportierten. »Sie waren zumeist barhäuptig, und ihre Gesichter waren von der Sonne geschwollen«, berichtet ein amerikanischer Augenzeuge. »Viele hatten keine Schuhe, und einige hatten ihre Füße mit Stoffketten umwickelt, die sie aus ihrer Kleidung gerissen hatten.« Überall am Rand der Straßen sind Lager aufgeschlagen, in denen die halb verhungerten und erschöpften Menschen für kurze Zeit Ruhe finden und ihre Toten beerdigen, sofern es ihnen erlaubt wird. 30 000 bis 40000 lagern allein bei Osmaniye, 150000 in einem riesigen, von der Armee bewachten Camp weiter südöstlich. Sie sind alle auf dem Weg nach Aleppo.

Anfang Oktober kommt auch Pailadzo Captanian in Aleppo an. Sie war drei Monate unterwegs gewesen, von der Schwarzmeerküste bis an den Rand der syrischen Wüste. Nach der Begegnung mit Zeynel Bey hinter Malatya hatte der für sie eigentlich beschwerliche Teil

der Reise erst begonnen. Zwei Monate ist sie zu Fuß auf Viehwegen durch die verschiedenen Bergketten des Taurusmassivs unterwegs gewesen, immer wieder in Täler hinabgeführt und dann wieder auf die Berge getrieben. Überall unterwegs hatte es kalkulierte Überfälle gegeben. Zu Hunderten waren Menschen aus ihrem Konvoi während des Marsches gestorben, Abhänge hinuntergestürzt, Krankheiten erlegen, dem Hunger und der Schwäche anheim gefallen. Die meisten waren einfach verdurstet. Nie war es ihnen von den Begleitgendarmen gestattet worden, ihre Toten zu beerdigen. Sie mussten sie am Wegrand liegen lassen. Immer wieder begegneten ihnen verwesende Körper aus Trupps, die den gleichen Weg vor ihnen zurücklegen mussten. Als sie in Suruc am Rand der Wüste ankommt, sind ihre Füße schon seit Tagen so geschwollen, dass sie nicht einmal mehr in die Sandalen passen.

Schon Anfang Mai haben die ersten Vertriebenen aus Zeitun den Eisenbahnknotenpunkt Aleppo erreicht, und so geht es den ganzen Sommer und Herbst über weiter. Pailadzo Captanian, die mit der Bahn von Suruc hier eintrifft, kommt in eine Stadt, die voll ist mit Armeniern aus allen Teilen des Landes. Am 2. August waren die ersten Überlebenden der Deportation aus Diyarbakir eingetroffen, achthundert Frauen und Kinder; wenig später Trupps aus Harput, Erzurum und Bitlis. Sie werden notdürftig in der Stadt oder auf Feldern außerhalb untergebracht, wenn sie nicht, wie Captanian, Verwandte haben, bei denen sie vorläufig unterkommen können. Noch ist die armenische Bevölkerung Aleppos selbst nicht von den Deportationen betroffen. Sie hilft, wo sie kann, verteilt unter die Ankommenden etwas zu essen, doch sie ist schnell überfordert.

Auf den Straßen spielen sich unglaubliche Szenen ab. Am 10. und 12. September beobachtet Konsul Rößler einen Zug von zweitausend verbannten Frauen und Kindern, die »zu Fuß in völlig erschöpftem Zustand« aus Ras el-Ain in Aleppo angekommen waren. »Die Gendarmen trieben die elenden abgemagerten Geschöpfe, denen vielfach der Tod auf dem Gesicht geschrieben stand, mit Peitschenhieben vor sich her durch die Straßen Aleppos zum Bahnhof«, so Rößler, »ohne dass sie hier in der Stadt einen Schluck Wasser hätten trinken dürfen oder ein Stück Brot erhalten hätten. Die Einwohner

der Stadt, die Wasser und Brot verteilen wollten, wurden daran gehindert.«

Viele werden nur durch die Stadt geschleust, um anschließend mit der Hidjaz-Eisenbahn weiter Richtung Damaskus transportiert zu werden, wo sie über das Land unter Araber und Drusen zerstreut werden sollen. Doch einige Tausend sind immer in Aleppo und werden von Zeit zu Zeit eingefangen und in Konvois nach Der es-Zor in die mesopotamische Wüste geschickt. Andere führt man an der Stadt vorbei direkt dorthin. Wieder andere verstecken sich, Kranke und Sterbende liegen an Ecken, auf Plätzen und Friedhöfen herum. Es herrscht Hunger. »Über hundert Leichen Verhungerte trägt man täglich aus Aleppo heraus«, berichtet eine Gruppe deutscher Lehrer in den Tagen, als Captanian hier eintrifft. Ständig sind Totengräber mit schwarzen Kastenwagen in der Stadt unterwegs, um die Toten aufzusammeln. Und manchmal kommen Leute, um nach Angehörigen zu suchen, wie jener in Jerusalem stationierte armenische Soldat, der Fronturlaub hat. »Der Mann irrte am Euphrat umher und suchte seine Frau und seine Kinder, die angeblich in jene Gegend verschickt waren«, berichtet ein deutscher Missionsangestellter, der die Szene beobachtet hat. »Solchen Unglücklichen begegnet man auch oft in Aleppo, da sie meinen, dort Näheres über den Verbleib ihrer Angehörigen erfahren zu können.« Meist kehren sie unverrichteter Dinge zurück. Hinter Aleppo nämlich beginnt die Wüste.

Die 53 Tage des Musa Dagh

Es sind Überlebende aus dieser Zeit, denen Franz Werfel 1930 in einer Teppichweberei in Damaskus begegnet. Er war mit seiner Frau Alma zu Beginn des Jahres zu einer Reise in den Nahen Osten aufgebrochen, zunächst nach Ägypten, dann nach Palästina, wo Alma zeitweilig sogar mit dem Gedanken spielte, in Jerusalem ein Haus zu kaufen. Doch das Schicksal der Jugendlichen, die er an ihren Webstühlen in Damaskus beobachtet hatte, hat ihn am meisten beeindruckt. Viele von ihnen waren verkrüppelt, einige mit sichtbaren seelischen Schäden versehen. Es seien armenische Waisenkinder, erklärt ihm der Fabrikbesitzer, die nach dem Krieg orientierungslos durch Damaskus irrten, nachdem sie ihre Eltern irgendwo unterwegs oder in der Wüste verloren hatten.

Werfel ließ dieses Erlebnis nicht mehr los. Überall unterwegs suchte er während des Rests seiner Reise Überlebende ausfindig zu machen und fragte sie nach ihrem Schicksal aus. Auf diese Weise erfuhr er auch die Geschichte der Menschen aus sechs armenischen Dörfern, die sich im Sommer 1915 auf den Musa Dagh, den Moses-Berg am Mittelmeer bei Antakya, zurückgezogen hatten und nach mehreren Wochen Belagerung auf wundersame Weise durch französische Schiffe gerettet wurden. Franz Werfels Roman »Die vierzig Tage des Musa Dagh«, der die Geschichte des Armeniers Gabriel Bagradian und seiner Leute erzählt, ist das bekannteste literarische Werk über den Völkermord.

In Werfels Geschichte war Bagradian nach zwanzig Jahren Paris in seine Heimat zurückgekehrt und dort durch den Ausbruch des Kriegs festgehalten worden. Die Geschichte hätte so sein können. Es gab mehrere solcher Fälle, und die Leute entkamen selten den Deportationen und Massakern, selbst wenn sie nominell Auslän-

der, Franzosen oder Amerikaner, waren. Dikran Andreasian jedoch, auf dessen authentischem Bericht die Geschichte in Werfeis Roman beruht, war Pastor einer protestantischen Kirche in Zeitun, als die Stadt im Frühjahr geräumt wurde. Er hatte das Glück, dass sich amerikanische Missionare in Marasch für ihn einsetzten und der Wali ihn mit dem Argument, er sei kein eingeborener Zeituniote, schließlich gehen ließ. So kam Andreasian mit seiner Frau zurück in sein Heimatdorf Yoghonoluk, in dem auch Franz Werfeis Geschichte ihren Anfang nimmt.³⁰⁸

Yoghonoluk liegt westlich des Musa Dagh in einer Landschaft, die mit ihren terrasierten Gärten und Maulbeerbäumen eher an Süditalien als an die rauen Höhen Ostanatoliens erinnert. Seit Jahrhunderten lebten hier, nicht weit von Antakya, dem antiken Antiochien entfernt, Armenier in ihren Dörfern. Sie waren Handwerker, Holzschnitzer und Seidenraupenzüchter. Unterhalb Yoghonoluks sind noch Spuren der alten römischen Straße zu sehen, auf der einst Paulus von Antiochia nach Seleucia wanderte. Die Armenier bewohnten eine biblische Gegend, was sie mit einigem Stolz erfüllte. Doch im Sommer 1915 nimmt auch hier eine jahrhundertealte Geschichte ihr gewaltsames Ende.

Nur zwölf Tage nachdem Dikran Andreasian zurückgekehrt war, erreicht am 13. Juli Yoghonoluk und fünf andere Dörfer am Musa Dagh die Aufforderung, sich innerhalb von acht Tagen zur »Umsiedlung« bereitzuhalten. Andreasian, der den Untergang Zeituns miterlebt hatte, weiß, was das in der Konsequenz bedeutet. Und auch viele andere hatten von den Zügen Deportierter gehört oder waren ihnen persönlich begegnet, die seit den späten Frühlingstagen durch die Ebene am Golf von Iskenderun auf Aleppo zugetrieben wurden. Sie wissen, dass ihnen das gleiche Schicksal bevorsteht, wenn sie der Aufforderung nachkommen. Sie wissen aber auch, dass sie letztlich der türkischen Übermacht nicht entkommen können. Ein Teil, unter der Führung des Pfarrers Harutun Nokhudian, kommt zu der Überzeugung, dass jeder Widerstand Wahnsinn wäre, und fügt sich der Verordnung in der verzweifelten Hoffnung, dass die Maßnahmen vielleicht doch noch gelockert oder rückgängig gemacht werden könnten. Der weitaus größte Teil, fünftausend, unter

ihnen Dikran Andreasian, zieht sich jedoch mit allem, was sie haben, Schafen, Ziegen, Lebensmitteln, Flinten und Pistolen, auf die Höhen des Musa Dagh zurück, in der nicht minder verzweifelten Hoffnung, ein Durchbruch der Alliierten an den Dardanellen könnte in den kommenden Wochen vielleicht kriegsentscheidend sein. So lange wollten sie auf dem Berg aushalten.

Es werden 53 Tage, deren Verlauf Dikran Andreasian in einem Bericht nach seiner Rettung in Port Said genau beschrieben hat. Der Musa Dagh war für die Armenier dieser Gegend nicht nur ein heiliger Berg, es war für sie vertrautes Terrain. An die 1300 Meter hoch, ist er nur von drei Seiten aus über Land erreichbar. Nach Westen ragt er steil ins Meer. Hier kannten sie jede Schlucht, jeden Weg, jedes Versteck und jeden Hinterhalt genau.

Am Abend des 19. Juli erreichen sie, schlecht auf den heftigen Sommerregen vorbereitet, der an diesem Tag einsetzte, völlig durchnässt die Gipfelregionen. Am nächsten Morgen beginnen sie damit, Verteidigungslinien zu ziehen. Gräben werden an strategischen Punkten ausgehoben, Barrikaden und Schießstände aus herbeigerollten Felssteinen errichtet. Ein Verteidigungskomitee übernimmt das Kommando, Kundschafter, Boten und eine spezielle Reserve von Scharfschützen werden in ihre Aufgaben eingewiesen. Jeder Pass, jeder Zugang zum Lager soll jederzeit in einem verteidigungsfähigen Zustand gehalten werden.

Am 21. Juli beginnt der erste türkische Angriff mit einer kleinen Vorhut von zweihundert Mann. Er wird zurückgeschlagen, worauf die Türken von ihrer Basis aus eine Feldhaubitze auf das Lager einschießen und dort, nachdem sie den Zielwinkel gefunden haben, einige Verwüstungen anrichten können. Doch in der Nacht und im Schutz des Buschwerks und der Felsvorsprünge werden die Kanoniere von einem Scharfschützen erwischt, der sich ganz nah an die türkischen Stellungen herangeschlichen hat. Für die nächsten Tage schweigen die Haubitzen. Die Türken fordern Truppenverstärkung an.

Es dauert bis zum 12. August, als plötzlich an jedem Pass des Berges türkische Kampfseinheiten aufmarschieren, insgesamt zwei Regimenter der 41. Division der Vierten Armee und eine Abteilung

Bergartillerie unter dem Befehl von Fahri Pascha.³⁰⁹ Hier und da hatten die Türken schon Klippen und Bergschultern auf dem Kamm besetzt. Eine Fehlentscheidung des armenischen Verteidigungskomitees hätte in dieser Situation beinahe zu einer Katastrophe geführt. Der Befehl, alle Reserven über den Berg zu verteilen, hatte zur Konsequenz, dass an keiner Stelle mehr genügend Kräfte vorhanden waren, um einem massiven Angriff standzuhalten, und den Türken war es am 16. August gelungen, an einem wichtigen Pass durchzubrechen. Immer mehr rücken nach, und bei Sonnenuntergang sind bereits drei Kompanien auf der Hochebene versammelt, die sich gefährlich auf das Unterholz und den Wald zubewegen, hinter dem sich das armenische Lager befindet. Sie sind zahlenmäßig den armenischen Männern überlegen, deren altmodische Waffen zudem nicht die Reichweite besitzen, um es wirklich mit den Türken aufnehmen zu können. Nur eine von Nebeln bedeckte tiefe Mulde liegt noch zwischen ihnen, als die Türken sich plötzlich entschließen zu biwakieren, anstatt den Vormarsch in der Dunkelheit fortzusetzen.

Das ist ein Fehler, denn im Schutz der Nacht werden sie von den Verteidigern des Musa Dagh, die nun zum Äußersten entschlossen sind, überrumpelt. Ursprünglich war das Verteidigungskomitee davon ausgegangen, dass die Kräfte bestenfalls zu einem anfänglichen Schusswechsel reichen würden und dass sie anschließend gezwungen sein würden, im Kampf Mann gegen Mann ihre Ehre und die ihrer Familien zu verteidigen, auch wenn das fast aussichtslos erschien. Doch den mit dem Gelände vertrauten Armeniern gelingt es, sich im Unterholz unbemerkt ganz nah an das türkische Biwak heranzurobben und es nahezu einzukreisen. Von allen Seiten feuern sie plötzlich auf Kommando mit ihren Flinten auf das nächtliche und völlig unvorbereitete Biwak, in dem sofort eine Panik ausbricht. Die aufgeschreckten Soldaten laufen hin und her, die Offiziere geben sich widersprechende Kommandos und haben große Mühe, ihre Leute zusammenzuhalten. Währenddessen geht das Feuer von allen Seiten weiter. Offensichtlich war der Eindruck einer riesigen armenischen Übermacht entstanden, als ein türkischer Oberst nach anderthalb Stunden den Befehl zum Rückzug gibt. Dreißig Soldaten sind verwundet worden, davon acht durch Schüsse, die sie in der

Aufregung und im Dunkel der Nacht aufeinander abgefeuert haben. Im Morgengrauen sind sie alle verschwunden und haben sieben Mauser, ein Maultier und eine beträchtliche Anzahl Munition zurückgelassen.

Seitdem wird der ganze Berg von der Landseite aus mit Hilfe der aufgehetzten muslimischen Bevölkerung aus den umliegenden Dörfern eingekesselt, um die Verteidiger regelrecht auszuhungern. Vorher noch hatten die Armenier einen Läufer durch die Linien nach Aleppo geschickt, der dort den amerikanischen Konsul Jesse Jackson benachrichtigen und um Hilfe ersuchen sollte. Er ist vermutlich nie angekommen. Trainierte Schwimmer bereiten sich auf der Seeseite darauf vor, über Wasser ausländische Schiffe zu erreichen, falls sie in Sicht kommen sollten. Doch nichts passiert.

Immer wieder kommt es in den folgenden Tagen und Wochen zu kleineren türkischen Angriffen, aber die Hauptstrategie der Türken scheint jetzt das Aushungern zu sein. Nicht noch einmal wollen sie sich einem Überraschungsangriff aussetzen wie in der Nacht vom 16. auf den 17. August. Tatsächlich werden die Rationen der Armenier knapper. Täglich müssen jetzt Ziegen und Schafe geschlachtet werden, weil das Brot ausgegangen ist. Auch Pulver und Munition werden knapp, als Dikran Andreasian vorschlägt, aus Laken zwei große weiße Fahnen anzufertigen, die von See her als weit sichtbares Signal wahrgenommen werden können. Eine von ihnen zeigt ein riesiges rotes Kreuz, auf die andere ist in großer schwarzer Schrift eingenäht »Christen in Not: Hilfe«. Jeden Tag werden von morgens bis abends Posten aufgestellt, die jede Bewegung auf See beobachten und sofort melden sollen. Doch an einigen Tagen herrscht Regen, an anderen schwerer Nebel, und die Aufforderungen der Türken, das Lager solle sich ergeben, werden immer lauter, bis an einem Sonntagmorgen, dem dreiundfünfzigsten Tag auf dem Musa Dagh, plötzlich ein Bote aufgeregt ins Lager gestürmt kommt und meldet, ein französisches Kriegsschiff habe die Fahnen gesehen und bereits darauf geantwortet. Tatsächlich bewegt sich die *Guisen* auf den Strand am Fuß des Musa Dagh zu.

So wurden sie gerettet. Der *Guisen* folgten das Flaggschiff *Jeanne d'Arc* und andere französische Schiffe, die nun alle 4058 Überleben-

den an Bord nehmen und nach Port Said in Ägypten bringen, wo sie nach zwei Tagen am 14. September eintreffen. In der Nacht, nachdem sie verschwunden sind, stürmen die Türken, offenbar weil sie keine Gegenwehr mehr verspüren, das Lager auf dem Gipfel des Musa Dagh, nur um festzustellen, dass sich dort niemand mehr befindet. »Das macht deutlich, dass die Armenier des Nachts auf feindlichen Kriegsschiffen Zuflucht nahmen«, meldet das Kommando der Vierten Armee nach Konstantinopel, um in der gleichen Meldung anzukündigen: »Andere Armenier in Iskenderun und Antakya werden rasch aus dem Gebiet vertrieben.«³¹⁰ Viel gibt es da jedoch nicht mehr zu tun. Aus Iskenderun (Alexandrette) und Umgebung sind die meisten Armenier schon Anfang August verschleppt worden, und die Hand voll Männer, die in Antakya (Antiochia) die Massaker von 1909 überlebt hatten, wurden am 7. August verhaftet.

General Fahri Pascha, der die Belagerung des Musa Dagh zuletzt geleitet hatte, wird nun angewiesen, die Verantwortlichen für das Desaster der armenischen Massenflucht zu bestrafen³¹¹, was vermutlich zu einigen Bauernopfern in der Truppe geführt hat. Doch wenig später bietet sich ihm die unerwartete Gelegenheit, sich selbst voll und ganz als rücksichtsloser Haudegen zu rehabilitieren, der auch »Aufräumen« meint, wenn er »Aufräumen« sagt.

Am 6. Oktober trifft Fahri mit einer Truppe von sechstausend Mann in Urfa ein³¹², dessen armenische Bevölkerung sich seit Wochen im Aufstand gegen die bevorstehende Deportation befindet. Am 19. August war es dort zu einem Massaker gekommen, nachdem die beiden politischen Kommissare Ahmed und Halil Bey zehn Tage vorher das Regiment übernommen hatten. Seitdem hatten viele Armenier bei Europäern Unterschlupf gesucht oder ihre Häuser verbarrikiert, was den Mutassarif zu der nichts Gutes verheißenden Äußerung veranlasste, bei einer derart herausfordernden Haltung dürfe in Zukunft niemand mehr mit Gnade rechnen.

Am 29. September fallen Schüsse im armenischen Quartier, wahrscheinlich ohne ernstesten Hintergrund, doch als Gendarmen das Haus, aus dem geschossen wurde, betreten wollen, werden sie unter Feuer genommen. Die Stimmung ist so aufgeheizt, der Wille zur Selbstverteidigung auch durch den grauenvollen Anblick, den

fast täglich durch die Stadt getriebene Deportierte aus dem Norden bieten, so ausgeprägt und durch in den letzten Wochen aus Alep-po in die Stadt geschmuggelte Waffen so gut vorbereitet, dass nun in präventiver Gegenwehr ein regelrechter Aufstand ausbricht. Alle zwölf Straßeneingänge des armenischen Viertels werden umgehend besetzt, und auf jeden Moslem, der sich dort sehen lässt, und auf jeden Muezzin, der die benachbarten Minarette besteigen will, wird seit diesem Zeitpunkt unterschiedslos geschossen, weil man den Ausbruch eines neuen Massakers befürchtet, zu dem von den Moscheen aus aufgerufen werden könnte.

Fahri hat von Envers Oberkommando den Befehl erhalten, hart durchzugreifen, um »Gleichgesinnten eine wirksame Lektion zu erteilen«, doch die Eroberung des armenischen Quartiers gestaltet sich schwieriger, als Fahri sich das vorgestellt hatte. Das Viertel ist von der Führung des Aufstands in zweiunddreißig Sektionen eingeteilt worden, die alle durch Kurierere miteinander in Verbindung stehen, und die Zugänge sind hermetisch verbarrikadiert. Immer wieder kommt es zu hohen Verlusten unter den ungeschützt vordringenden Angreifern, die nicht selten von ihren eigenen Offizieren mit Waffengewalt zum Angriff gezwungen werden müssen.

Im Prinzip, so der in Urfa lebende Schweizer Jakob Künzler, hätten die Armenier sich monatelang halten können. Nahrungsmittel hatten sie genug, und fast jedes Haus verfügte über einen Ziehbrunnen, sodass auch das Wasser nicht knapp werden konnte. Doch als ihr Anführer Mugerditch Yotneghparian am fünfzehnten Belagerungstag von einem Granatsplitter schwer getroffen wird, bricht der Widerstand plötzlich zusammen. Offensichtlich war doch nur eine Minderheit der armenischen Bevölkerung wirklich entschlossen, bis zum Letzten zu gehen.

Fahri Pascha hatte auf bedingungsloser Kapitulation bestanden. Als am Vormittag des 16. Oktober die Übergabe stattfindet, ist für ihn die Stunde der Rache für den Musa Dagh gekommen. Frauen und Kinder müssen sich in verschiedenen Gruppen in bestimmten Straßen aufstellen, die Männer haben sich mit erhobenen Händen an anderen Plätzen einzufinden. Noch am Abend des 16. beginnen die Massenexekutionen der Männer auf dem Moscheeplatz. Über

Tage geht es so weiter. Dann erst beginnt die Austreibung der Frauen und Kinder. »Es bedurfte mehrerer Wochen, bis ganz Urfa von Armeniern gesäubert war«, berichtet Jakob Künzler. »Über 15000 Menschen auszutreiben, sie entweder abzuschlachten oder abzutransportieren, war offenbar keine leichte Arbeit.« Noch Ende November sind von Zeit zu Zeit Schüsse zu hören, wenn irgendwo ein Armenier in seinem Versteck aufgespürt worden ist.

Deutsche Realpolitik

Während der Belagerung des Musa Dagh befindet sich Johannes Lepsius in Konstantinopel, wo er am 10. August zu einer Audienz bei Enver Pascha empfangen wird. Ursprünglich hatte er, als ihm im Frühjahr die Nachricht von den allgemeinen Deportationsbefehlen zu Ohren kam, einen verzweifelten diplomatischen Vermittlungsversuch in letzter Minute unternehmen wollen, um wenigstens die Armenier des Westens vor dem Verderbnis zu retten und vielleicht einen Teil der verhängnisvollen Politik zu korrigieren, doch schon während der Vorbereitungen und bei Gesprächen auf der Reise war ihm klar geworden, dass hier etwas vor sich ging, das an Ungeheuerlichkeit alles bisher Dagewesene überstieg.

Der armenische Patriarch Zaven hatte die Reisepläne von Lepsius begrüßt, weil er der Meinung war, man dürfe nichts unversucht lassen, und weil er sich von dem Deutschen Lepsius vielleicht auch einen gewissen Einfluss auf die Pforte versprach. Talaat allerdings kommt die Sache alles andere als gelegen. Er versprache »sich keinen weiteren Erfolg davon«, teilt er Wangenheim mit und würde jedenfalls auf keinen Fall Lepsius eine Reise ins Landesinnere gestatten.³¹³

Lepsius kommt bei der Audienz mit Enver Pascha zu spät, weil er auf dem Weg von Pera nach Stambul plötzlich feststellen muss, dass die Galatabrücke wegen eines durchfahrenden großen Schiffes aufgezogen ist, und er sich gezwungen sieht, seine Droschke zu verlassen und mit einem Boot überzusetzen. Bei Franz Werfel ist diese Geschichte und die anschließende Begegnung mit Enver ausführlich beschrieben.

Enver hat das *Seraskeriat*, das Kriegsministerium, bereits verlassen, als Lepsius dort eintrifft, und ihn deshalb in das Innen-

ministerium an der Hohen Pforte bestellt. Hier ist eigentlich der Herrschaftsbereich Talaat Paschas. Lepsius fallen sofort die schier endlos langen Gänge auf, von denen die Büros abgehen, die jeweils nur durch Vorhänge verhängt sind, als wolle man niemandem gestatten, hinter verschlossenen Türen vielleicht kritische oder gar »verschwörerische« Worte zu wechseln. Eine halbe Stunde muss Lepsius in einem Empfangsraum auf Enver warten, bis der 34-jährige jugendliche Generalissimus eintritt, »eine schlanke mittelgroße Gestalt mit schmalen abfallenden Schultern«, wie Lepsius ihn beschreibt. Er hatte für ihn »etwas Mädchenhaftes« an sich, als er, trotz der Sommerhitze mit einer Pelzmütze bekleidet, vor ihm Aufstellung nimmt.

»Ich übernehme die Verantwortung für alles«, sagt Enver, als ihn Lepsius auf die Vorgänge im Inneren anspricht, und holt dann zu einem langen Vortrag aus, in dem er über die militärischen Notwendigkeiten, die in der Kriegszeit das Vorgehen gegen die revolutionären Elemente des Reichs zur Pflicht gemacht hätten, doziert. »Irgendwo muss Enver im Recht sein«, hatte sich Franz Werfel an den Rand des Manuskripts geschrieben, als er an der Ausformulierung dieser Passage arbeitete.³¹⁴ Vielleicht glaubte Enver tatsächlich an das, was er sagte, auch an seine Lepsius weiter ausführlich vortragenen Fälle von armenischer Spionage und Desertion und die »Aufstände« von Zeitun und Wan.

»Ich selbst glaube nicht an eine armenische Verschwörung«, hält ihm Lepsius entgegen und fragt, ob es denn dafür irgendwelche handfesten Beweise gäbe. In diesem Augenblick zieht Enver das ihm eigene überlegene Lächeln auf und antwortet: »Dessen bedarf es nicht, wir kommen selbst von der Revolution her und wissen, wie so etwas gemacht wird.« Fast wörtlich hatte er dasselbe bei anderer Gelegenheit auch zu Henry Morgenthau gesagt.

Dass jeder Ansatz zu einer diplomatischen Vermittlung vergebens sein würde, hatte Lepsius schon vorher erfahren, und es wird ihm durch das Gespräch mit Enver noch einmal verdeutlicht. Wenigstens will er aber herausfinden, wie weit Enver es ihm gestatten würde, humanitäre Hilfe für die Deportierten zu organisieren. Vermutlich sei es so, sagt Lepsius, dass er sich im Inneren Anatoliens

besser auskenne als Enver, der ja eigentlich aus den europäischen Balkanprovinzen stammte. Lepsius kennt die Antwort vermutlich bereits, bevor er die Frage gestellt hat. »Wenn ich zulassen würde, dass Fremde den Armeniern Hilfe bringen würden«, sagt Enver mit einem gewissen höhnischen Unterton, »so würden sie nicht aufhören, ihre Hoffnung auf fremde Einmischung zu setzen, um ihre Träume zu verwirklichen. Wir können mit unseren inneren Feinden fertig werden. Sie in Deutschland können das nicht. Darin sind wir stärker als Sie.«

Nicht nur Lepsius ist das ganze Ausmaß der Armenierpolitik des Komitees erst langsam klar geworden. Anfangs konnte man noch lokal begrenzte Maßnahmen vermuten, und auch die tödlichen Konsequenzen der angeblich kriegsbedingten Deportationen wurden erst nach und nach deutlich. Doch spätestens in den ersten Julitagen war kaum noch zu übersehen, »dass die Regierung tatsächlich den Zweck verfolgt, die armenische Rasse im türkischen Reiche zu vernichten«, wie Botschafter Wangenheim an Reichskanzler Bethmann-Hollweg meldet.

Lepsius hatte ursprünglich, als er im Juni seine Reise plante, in Absprache mit dem Daschnaken-Vertreter Liparit Narasriantz und dem von Konstantinopel nach Sofia verlegten Zentralbüro der Daschnaken, der türkischen Führung den Vorschlag machen wollen, dass die russischen Armenier gegen die Freilassung der am 24. April verhafteten armenischen Führer und den Verzicht auf weitere Deportationen »die Operationen im Wangebiet einstellen und ihre Sache von der Sache Russlands trennen« würden. Zumindest rechnet Lepsius mit einigem Realismus damit, dass bei Einstellung der Vernichtungsmaßnahmen sich die russischen Armenier veranlasst sehen könnten, »sich im Interesse ihrer türkischen Volksgenossen zurückzuhalten«. Doch daran ist in Konstantinopel niemand interessiert.

In diesen Tagen sind auf dem Seraskeratsplatz zwanzig Mitglieder der armenischen Huntschak-Partei wegen eines angeblich auf Talaat Pascha geplanten Anschlags gehängt worden. »In Wahrheit hatten die gehenkten Armenier, die Opfer und Werkzeuge einer innertürkischen Intrigue waren, mit den Vorgängen in Armenien gar nichts

zu tun, obwohl sie zufällig Huntschakisten waren«, meint der Korrespondent der *Kölnischen Zeitung* zu diesen Vorgängen, die sich auf einen vermuteten Attentatsplan der liberalen türkischen Exilopposition Scherif Paschas in Paris beziehen. Der Propaganda jedoch kommt dieser Umstand sehr gelegen. Da die Huntschakisten im Unterschied zu den weit einflussreicheren Daschnaken tatsächlich für ein selbstständiges Armenien eintraten, kann nun leicht die Sache in bewusster Vermischung der Tatsachen so dargestellt werden, dass die Armenier überhaupt Separatisten sind.

Lepsius geht es bei seiner geplanten Reise jedoch in erster Linie um die Deportierten des 24. April. Am 3. Juli erhält er ein dringendes Telegramm des armenischen Komitees in Sofia, dass deren Leben in Gefahr sei. Der Abgeordnete Vramian ist allerdings schon im Mai auf dem Transport nach Bitlis umgebracht worden. Zohrab und Vartkes wurden zwischen Urfa und Diyarbakir ermordet.

In Basel, Genf und Bukarest hatte Lepsius sich auf der Hinreise mit Informationen versorgt. Es ist Krieg, die Strecke über Belgrad ist gesperrt, aus dem Hafen von Konstanz laufen keine zivilen Schiffe mehr aus, und so erreicht er erst mit erheblicher Verspätung, unterbrochen durch Fußmärsche, die durch defekte Bahngeleise nötig werden, Sofia, wo er das Zentralbüro der armenischen Daschnaken-Partei aufsucht. Die bulgarische Presse berichtet offen über die Massaker und ist sehr armenierfreundlich.³¹⁵ »Ich versuche Mittel und Wege zu finden«, lässt Lepsius den bulgarischen Außenminister aus dem Sofioter *Hotel de Bulgarie* wissen, »um die völlige Vernichtung des armenischen Volkes in der Türkei zu verhindern.«³¹⁶

Bei der Ankunft in Konstantinopel stellt Lepsius fest, dass die Stadt zum Gedächtnis an die Einführung der Verfassung vom 24. Juli 1908 festlich illuminiert ist. Währenddessen zittert die armenische Bevölkerung der Hauptstadt vor einer drohenden Deportation. Die Informationen, die Lepsius hier von Seiten der Botschaft, des armenischen Patriarchats oder durch Hinweise von Henry Morgenthau erhält, bestätigen ihm nur das, was er zuvor bereits durch armenische Kreise in Sofia erfahren hatte. »Lesen Sie mein erstes Buch [»Armenien und Europa«] von 95/96 mit einem zehnfachen Vergrößerungs-

glase«, lässt er einen Mitarbeiter in Potsdam Anfang August wissen, »so haben Sie die gegenwärtigen Zustände im Inneren.«³¹⁷

Lepsius ist nun zum wiederholten Mal in Konstantinopel, doch was ihm in den verbleibenden Tagen nach der misslungenen Audienz bei Enver Pascha besonders auffällt, ist, dass diese einst kosmopolitische Stadt immer »türkischer« wird. Alle nichttürkischen Firmen- und Reklameschilder, stellt er fest, sind von den Straßen verschwunden, und auch die Straßenbezeichnungen selbst sind jetzt nur noch in Türkisch und mit arabischen Schriftzeichen angegeben, sodass sich kaum ein Europäer mehr dort zurechtfindet. Lepsius empfindet dies als deutlichen symbolischen Ausdruck einer nach der Aufhebung der Kapitulationen stark angewachsenen Fremdenfeindlichkeit, die sich zunehmend auch gegen die Deutschen richtet. Alle Geschäftskorrespondenz von ausländischen Firmen darf nur noch auf Türkisch geführt werden, und sogar für die Schilder auf den Mützen des Personals ist in Zukunft Türkisch vorgeschrieben. »Selbst der Fahrplan der Bosphorusschiffe wird nur noch Türkisch veröffentlicht«, erregt sich ein österreichischer Diplomat. »Hand in Hand mit diesen Bestrebungen gehen die Anweisungen an die unteren Beamten, zumal die der Polizei, im Verkehre mit Fremden sich jeder Höflichkeit zu enthalten.«³¹⁸ Sogar die Professoren der American University in Beirut sollen in Zukunft auf Türkisch lehren, obwohl es dazu keine türkischen Lehrbücher gibt und ihre meist arabischen Studenten zu drei Vierteln kaum Türkisch sprechen können.

Dr. Mehmed Nazim hatte bereits 1914 die Schädlichkeit der ausländischen, besonders der französischen Bildung für die Türken attestiert. Es sind er und der Talaat-Intimus Ali Münif Bey, die sich, nachdem sie durch ihren persönlichen Einsatz bei der Vernichtung der osmanischen Armenier die ethnische Grundlage für eine »neue Nation« geschaffen hatten, in den letzten beiden Jahren des Kriegs hauptsächlich mit der Modernisierung und Nationalisierung des Bildungswesens auf türkischer Grundlage beschäftigen. Nun, da der »innere Feind« keine Gefahr mehr darstellt, wollen sie auf ihren Schulen und Hochschulen moderne türkische »Staatsbürger« im deutschen Sinn des Worts heranwachsen sehen, die sich durch be-

dingungslose Loyalität der türkischen Sache gegenüber auszeichnen.

Zurück in Deutschland hält Lepsius am 5. Oktober 1915 im Berliner Reichstag eine Pressekonferenz ab, auf der er die deutsche Regierung als »Sklaven der Pforte« anklagt, was ihm sofort die Aufmerksamkeit der Militärzensur verschafft. »Inzwischen aber hat Herr Dr. Lepsius vor der Berliner Presse einen nicht für die Veröffentlichung bestimmten Vortrag über die Vorgänge in Armenien gehalten«, beschwert sich auch der Vorsitzende des Vereins deutscher Zeitungsverleger Friedrich Faber im Auswärtigen Amt. Faber macht sich Sorgen darüber, welchen Eindruck die »Darlegungen des Herrn Dr. Lepsius (...) in der Öffentlichkeit machen werden, auch auf Zeitungsleute. (...) Ich spürte das aus der Art, wie mein Chefredakteur sich gelegentlich eines Telephongesprächs dazu äußerte.« Der Journalist und Lepsius-Freund Paul Rohrbach sagt auf dieser Pressekonferenz: »Diese Vorgänge machen es uns unmöglich, die Mitverantwortung für das türkische Bündnis noch weiter zu tragen. Die Militärherrschaft hat uns in der Öffentlichkeit den Mund verbunden. Aber wir können und müssen der Regierung sagen, dass wir das Bündnis nicht mehr als ein zwischen zwei gleichberechtigten Staaten geschlossenes anerkennen können.«

Einen Tag später, am 6. Oktober, wirft ein Vertreter des Auswärtigen Amts Lepsius vor, das von ihm gezeichnete Bild entspreche nicht der Wahrheit. Die Armenier seien als von der Entente ange-stiftete »Insurgenten« zu betrachten. Im Übrigen solle man sich eher über die »planmäßige Vertreibung des deutschen Elements aus Marokko« und »die Verschleppung und Vergewaltigung unserer braven Ostpreußen« aufregen. Lepsius' Aktivitäten kommen der Führung in Berlin alles andere als gelegen. Deutschland befindet sich an der Seite des Osmanischen Reichs im Krieg, und da ist »Realpolitik« angesagt. »Einen Bruch mit der Türkei wegen der armenischen Frage herbeizuführen«, betont der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Zimmermann, »hielten und halten wir nicht für richtig.«

Es ist jedoch Botschafter Wolff-Metternich in Konstantinopel, der Ende 1915 ähnlich deutliche Worte findet wie Paul Rohrbach auf

der Pressekonferenz von Lepsius. »Um in der Armenierfrage Erfolg zu haben, müssen wir der türkischen Regierung Furcht vor den Folgen einflößen«, lässt er Reichskanzler Bethmann-Hollweg wissen. »Auch soll man in unserer Presse den Unmut über die Armenierverfolgung zum Ausdruck kommen lassen und mit Lobhudeleien der Türken aufhören. Wir brauchen gar nicht so ängstlich mit den Türken umzugehen. Leicht können sie nicht auf die andere Seite schwenken und Frieden machen.«

Bethmann-Hollweg ist allerdings über solche Vorstöße, in seinen Augen verantwortungslose gesinnungsethische Träumereien, eher indigniert. »Ich begreife nicht, wie Metternich diesen Vorschlag machen kann«, notiert er an den Rand des Dokuments. »Die vorgeschlagene öffentliche Koramierung eines Bundesgenossen während laufenden Kriegs wäre eine Maßregel, wie sie in der Geschichte noch nicht da gewesen ist. Unser einziges Ziel ist, die Türkei bis zum Ende des Kriegs an unserer Seite zu halten, gleichgültig ob darüber Armenier zugrunde gehen oder nicht. Bei länger andauerndem Kriege werden wir die Türken noch sehr brauchen.«

Wolff-Metternich findet in seinen Gesprächen mit der türkischen Regierung trotzdem deutliche Worte. Dem Großwesir teilt er im November 1915 mit, »dass die Verfolgung und Misshandlung von Hunderttausenden unschuldiger Personen keine legitime Abwehrmaßnahme eines Staates bilde«. Metternich wird für die Türken zu einer unbequemen Person. Doch immerhin bleibt er, von türkischer Seite gern herablassend als »armenischer Botschafter« bezeichnet, noch fast ein Jahr auf seinem Posten, bevor er durch eine Intrige Enver Paschas und des deutschen Marineattachés Hans Humann abberufen wird.

Im Dezember 1915 gibt es, wie das Lepsius mit seinem Besuch in Konstantinopel im Sommer ursprünglich geplant hatte, noch einmal einen diplomatischen Vorstoß in der armenischen Frage, als der Außenamtsmitarbeiter Sommer auf Anregung des deutschen Militärattachés in Teheran mit armenischen Führern verhandelt. Sie schlagen, wie Wolff-Metternich dem Auswärtigen Amt mitteilt, vor: »Schaffung autonomen Armeniens nach Beispiel deutschen Bundesstaats oder schweizerischen Kantons mit wenn möglich deutschem

Souverän unter ottomanischer Oberhoheit. Sofortige Freilassung sämtlicher von Türken deportierten Armenier und Ansiedlung in armenischen Provinzen. Garantierung türkischer Versprechungen durch deutsche und österreichische Regierung.«

Max Erwin von Scheubner-Richter hatte im Spätherbst 1915 ähnliche Verhandlungen zwischen dem Talaats Vernichtungspolitik gegenüber kritisch eingestellten Ömer Naci und armenischen Daschnaken-Vertretern im Kaukasus vergeblich einzufädeln versucht. »Die Schwierigkeit«, hatte er dabei Bethmann-Hollweg wissen lassen, »scheint mir dabei mehr auf türkischer als auf armenischer Seite zu liegen.« Immerhin gelingt es ihm, Ömer Naci bei der Eroberung der Stadt Sautschbulag von jeder Gewalttätigkeit gegen die Zivilbevölkerung abzuhalten, ein Verhalten, das dort auf fast ungläubiges Erstaunen stößt. Ernsthaftige Vorstöße dieser Art jedoch hätten ein entschiedenes Eingreifen von höchster deutscher Seite erfordert, so wie es Wolff-Metternich dem Reichskanzler vorgeschlagen hatte. Ganz auf der Linie Bethmann-Hollwegs ordnet Staatssekretär von Jagow deshalb kurz vor Weihnachten an: »Verhandlungen mit Armeniern einschlafen lassen. Sollten diese insistieren, Mangel an Instruktionen vorschützen.«

So enden die letzten zaghaften Schritte der deutschen Diplomatie bezüglich der »armenischen Frage«. Immerhin hat es, im Nachklang der Politik von 1913, Verhandlungen bis zu diesem Zeitpunkt gegeben. Was die armenische Seite betrifft, verdanken sich diese Initiativen der realistischen Einsicht, dass das armenische Schicksal, wenn es nicht unerwartet zu einem plötzlichen Sieg der Entente kommen sollte, ganz in den Händen des Deutschen Reichs lag.

Am 11. Januar 1916 wird ein Gespräch, das Karl Liebknecht mit Lepsius führte, Anlass zu einer Anfrage des sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag. Es ist ein solitärer Vorstoß, der im Parlament kaum Resonanz findet. »Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt«, so Liebknecht, »dass Professor Lepsius geradezu von einer Ausrottung der türkischen Armenier gesprochen ...« Hier wird der Vortrag durch die Glocke des Präsidenten mitten im Satz unterbrochen. Es kommt zu tumultartigen Szenen, der Redner versucht vergeblich weiterzusprechen. Rufe »Ruhe! Ruhe!« werden laut. Der

Präsident des Reichstags: »Herr Abgeordneter, das ist eine neue Anfrage, die ich nicht zulassen kann!«

Eigentlich ist es so, dass in Deutschland kaum jemand wissen will, was im Inneren der Türkei wirklich vorgeht. Die Presse schweigt sich aus oder übernimmt unkommentiert die verzerrten Meldungen der osmanischen Nachrichtenagentur. Die Verbrechen des Kriegs, auch auf deutscher Seite, sind ohnehin kein Thema.

Doch im Sommer 1916 veröffentlicht Lepsius, der sich während der Reise nach Konstantinopel 1915 mit umfangreichen Informationen versorgt hatte, seinen Bericht »Die Lage des armenischen Volkes in der Türkei«. Trotz der drohenden Militärzensur und einer diplomatischen Intervention des osmanischen Botschafters Hakki gelingt es ihm, 20 000 Exemplare davon privat verteilen zu lassen, versehen mit dem Vermerk: »Als Handschrift gedruckt! Streng vertraulich!« Es ist ausschließlich dieser Kraftakt zivilen Ungehorsams, der die Publikation und die Verbreitung der Schrift ermöglicht hat. Selbst Mitarbeiter von Lepsius weigern sich, teils aus Angst, teils aus Gründen nationaler Besorgnis, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Niemand will das Buch drucken, bis sich endlich der Berliner *Reichsbote* und eine Druckerei in Neubabelsberg dazu bereit erklären. Zwei Rollwagen bringen schließlich die Tausende von Paketen zur Post, adressiert an die Superintendenten der evangelischen Kirche und versehen mit der Bitte, die Broschüren an die ihnen unterstellten Pfarrer weiterzuleiten.³¹⁹ Fünfhundert Exemplare erreichen auf anderen Wegen ausgewählte Persönlichkeiten und die Redaktionen der größeren deutschen Tageszeitungen. Am 29.7. 1916 geht je ein Exemplar an Reichskanzler Bethmann-Hollweg und Botschafter Wolff-Metternich sowie an die Außenamtsmitarbeiter Jagow und Zimmermann.

Am 7. August 1916 wird die Broschüre von der Militärzensur verboten und, soweit greifbar, beschlagnahmt. Danach verlässt Lepsius Deutschland und siedelt ins neutrale Holland über, wo noch während des Kriegs eine niederländische Übersetzung seines »Berichts« erscheinen kann. Sie muss allerdings ohne Namensnennung des Autors anonym publiziert werden, weil die deutsche Botschaft in Den Haag Lepsius öffentliche Aktivitäten in der armenischen Angelegen-

heit strikt untersagt hatte. Agathon Bey, der Sekretär von Boghos Nubar in Paris, übersetzt den Bericht ins Französische. Schon 1916 liegt diese Übersetzung vor und kann in ausgewählten Exemplaren unter Armeniern und im damals »feindlichen Ausland« zirkulieren, bevor sie nach dem Krieg 1918 auch als Buch erscheint.

Habgier und Vernichtung

Wenn man im Spätherbst 1915 durch die armenischen Stadtviertel Urfas wanderte und die nackten Wände der ausgeplünderten Wohnungen sah, erzählt nach dem Krieg der Missionsmitarbeiter Bruno Eckart, mochte man sich des traurigen Eindrucks nicht erwehren, dass die armenische Bevölkerung letztlich »der türkischen Habgier zum Opfer gefallen« war. Kein Fenster, keine Tür, nicht einmal übrig gebliebener Hausrat war in einem der über tausend verlassenen Häuser mehr zu sehen. Alles armenische Eigentum war auf eine wundersame Weise plötzlich türkisch geworden. »Die ›Vornehmen‹«, so Eckart, »raubten die großen Vermögen und Güter, die ›Niedrigen‹ entrissen wie Hyänen den Ärmsten ihre letzte Habe.«³²⁰

Anfangs hatte es nach der Kapitulation der Aufständischen wilde Plünderungen von Seiten der Soldaten und der muslimischen Bevölkerung gegeben, dann hatte man im Dezember eine erste »Liquidationskommission« eingerichtet. Sie sollte den Verkauf des restlichen armenischen Besitzes, der Warenmagazine, Häuser und Ländereien regeln. Hier und an anderen Orten betrachtete man wie selbstverständlich jeden in die Verbannung geschickten Armenier als eine tote Person. So jedenfalls hatte es der Wali von Harput, Sabit Bey, in aller Offenheit gegenüber Henry Riggs zugegeben.

Sabit selbst hatte sich im Rahmen der »Türkifizierung« armenischen Eigentums in den Besitz der schönsten Villa der Stadt gebracht, die zuvor einer reichen armenischen Großfamilie gehört hatte. »Hier lebte der Wali in Pracht und Herrlichkeit«, berichtet Riggs, »und bewirtete seine Gäste in verschwenderischem Stil.« Diese Praxis war landesweit üblich, und selten ist dabei mehr als ein Schleuderpreis gezahlt worden. »Wenn beispielsweise ein Armenier ein Haus im Werte von 100 Lira besaß«, beobachtet der deutsche

Botschafter Wolff-Metternich, »so ist es einem Türken, Freund oder Mitglied des Komitees für etwa 2 Lira zugeschlagen worden.«

Auch in Urfa sind solche Fälle an der Tagesordnung gewesen. Als 1991 die für das historische Erbe der Stadt zuständige »Stiftung für Kultur und Forschung« eine Stadtvilla restaurierte, wurde in der offiziellen städtischen Broschüre behauptet, der Eigentümer sei ein reicher muslimischer Kaufmann namens Küçük Haci Mustafa gewesen. In Wirklichkeit gehörte das Haus jedoch dem armenischen Kaufmann Afadiyan. Küçük Haci Mustafa war ein kurdischer Stammesführer, der an der gewaltsamen Vertreibung der Armenier von Urfa maßgeblich beteiligt gewesen war und sich das Haus anschließend angeeignet hatte.

Im November 1915 hatte die Stadtregierung von Urfa, einer zentralen Direktive folgend, alles Geld und alle Juwelen der Armenier bei der Ottomanbank beschlagnahmten und alle armenischen Geschäfte und Firmen versiegeln lassen, um weitere wilde Plünderungen zu verhindern. Ein Komitee war Ende des Monats eigens aus Konstantinopel angereist, um den geregelten Verkauf des, so wörtlich, »herrenlosen« Besitzes in die Hand zu nehmen. Zunächst einmal richtet es sich jedoch selbst ein Büro mit wertvollen Teppichen und Möbeln ein, die aus enteignetem armenischem Besitz stammen.³²¹ Täglich werden jetzt in der Stadt große Versteigerungen vorgenommen. »Es war erstaunlich«, so Bruno Eckart, »zu welchen billigen Preisen, allerdings nur an Türken, ganze Warenlager verkauft wurden. Mit der Zeit ging aller Wohlstand der armenischen Bevölkerung in muhammedanischen Besitz über.« Der Erlös war für die Etats des Talaat unterstehenden Finanzministeriums bestimmt, für die »Regierungskasse«, wie Faiz El-Ghusein in Diyarbakir beobachtet.³²²

Doch Korruption ist allerorten üblich. Der Kommissionsvorsitzende in Urfa, Nabi Bey, nimmt die Bücher jeden Abend mit nach Hause, nur um sie, wie sein syrischer Dolmetscher beobachten kann, dabei zwecks Unterschlagung regelmäßig zu manipulieren. Andere Beamte brechen versiegelte Räume auf und versehen sie nach ihrem Raubzug einfach mit einem neuen Amtssiegel. Wieder andere steigen über die Dächer ein.³²³ Eine systematische Erfassung des Raubguts findet ohnehin so gut wie nicht statt, sodass

solche privaten Bereicherungen außerhalb der Reihe in der Regel unentdeckt bleiben und vielleicht sogar nach einem ungeschriebenen Gesetz unentdeckt bleiben sollen. »Die jungtürkischen Kreise wurden während des Krieges von einem wahren Bereicherungstau- mel erfasst«, hat der österreichische Marschall Pomiankowski mit einiger Indignation beobachtet. »Es wurde geradezu als patriotische Pflicht der Mohammedaner proklamiert, sich zu bereichern, unter der stillschweigenden Voraussetzung: ›auf Kosten der christlichen Geschäftsleute^«³²⁴

Die Enteignungen und Umverteilungen sind Programm. Vor dem Krieg hatte die osmanische Statistik feststellen müssen, dass 66 Prozent des Binnenhandels, 79 Prozent der Industrie- und Handwerks- unternehmen und 66 Prozent der akademischen Berufe sich in den Händen der christlichen Minderheiten, also der Griechen und Armenier, befanden. Die antigriechischen Maßnahmen vom Frühjahr 1914 waren ein erster Schritt, diese Statistik im türkischen Sinne zu korrigieren. Aber erst der gewaltige Umverteilungsprozess, der nun seit dem Frühjahr 1915 in Gang gekommen war, setzte die Mittel für eine »ursprüngliche Akkumulation« des Kapitals einer entstehenden türkischen Bourgeoisie frei. Bald ist die Rede über die »Reichen von 1916« sprichwörtlich.

»Dass die Walis tatsächlich instruktionsgemäß vorgehen, erhellt sich aus einem in meine Hände gelangten Jahresberichte des Gouverneurs von Aleppo an das türkische Handelsministerium, worin folgender Passus vorkommt«, so ein österreichischer Konfidenten- bericht Anfang 1917: »Mit Genugtuung kann ich melden, dass es, den Instruktionen der Regierung gemäß, gelungen ist, sowohl hier als auch im Sandjak Marasch eine völlige Änderung der Verhältnisse herbeizuführen. Mein Wilajet ist von christlichen Elementen gesäubert. Während noch vor zwei Jahren mehr als 80 % der Kaufleute und Gewerbetreibenden aus Christen bestanden, entfallen derzeit 95 % auf die Mohammedaner und nur 5 % auf die Christen.«³²⁵ Neben der Verfolgung von »Revolutionären« und »Staatsfeinden«, gibt Talaat in aller Offenheit dem österreichischen Botschafter Pal- lavicini zu verstehen, sei es im Sommer und Herbst 1915 in erster Linie auch darum gegangen, »unangenehme wirtschaftliche Kon-

kurrenten« auszuschalten.³²⁶ »Wirtschaftlichen Patriotismus« hat sein Chefideologe Ziya Gökalp das genannt.

»Die nationale Renaissance der Türken kann der rühmenswerte Grund für die Entstehung einer türkischen Bourgeoisie innerhalb des osmanischen Staats werden«, meinte der Pantürkist Yusuf Akchura bereits 1911. »Während der osmanischen Zeit gab es fast keine türkische Bourgeoisie. Doch die Bourgeoisie bildet die Grundlage aller modernen Staaten.« Ziya Gökalp hatte, wie viele andere auch, in diesem Mangel die Hauptursache für den Niedergang des Osmanischen Reichs sehen wollen. Während »die armen Türken vom Osmanischen Reich nur ein zerbrochenes Schwert und einen altmodischen Pflug erbten«, war es den christlichen Minderheiten gelungen, eine reiche Bourgeoisie mit europäischer Erziehung hervorzubringen. Sie, nicht die Türken, waren es nun, die alle Schlüsselpositionen in Handel und Industrie besetzt hielten und in seinen Augen nicht nur den wirtschaftlichen Fortschritt der Türken behinderten, sondern auf Dauer ihre Rolle als herrschende Nation in Frage stellen könnten. Das betrifft besonders die Armenier, die nach der Gründung des Königreichs Griechenland zunehmend die Griechen im Osmanischen Reich als bedeutende Händler und Bankiers abgelöst hatten. »Nach türkischer Auffassung«, gibt der österreichische Diplomat Trauttmansdorff eine populäre Meinung wieder, trifft »die Armenier die Schuld dafür, dass der Türke in der Türkei keinen wirtschaftlichen Aufschwung nehmen kann«.³²⁷

Schon Abdul Hamid hatte aus diesem Grund für eine Stärkung des »türkischen« Unternehmertums plädiert, aber erst mit den Jungtürken des Komitees für Einheit und Fortschritt wird daraus ein energisches politisches Programm. 1915 gründen sie ein »Nationales Wirtschaftsministerium«. Schutzzölle, ein »nationales Kreditsystem« und mit Hilfe des Staats gegründete »nationale Aktiengesellschaften« sollen die Geburtshelfer einer neuen »türkischen« Volkswirtschaft sein. Nicht zuletzt, so der türkische Wirtschaftshistoriker Caglar Keyder, war es das von den vertriebenen Armeniern »zurückgelassene« Eigentum, das dabei nun für eine entstehende türkisch-muslimische Bourgeoisie zur Verfügung stand.³²⁸ Botschafter Wolff-Metternich findet dafür sehr klare Worte. »Türkisie-

ren«, meldet er mit einer Entrüstung, die man dort nur ungern hört, nach Berlin, »heißt, alles nicht Türkische vertreiben oder töten, vernichten und sich gewaltsam anderer Leute Besitz aneignen.«

Die Praktiken werden an den einzelnen Orten unterschiedlich gehandhabt. Artikel 2 des Deportationserlasses vom 30. Mai 1915 sieht vor, dass die Armenier »all ihren beweglichen Besitz und alle Tiere«³²⁹ mitführen dürften. Dieser Erlass gilt von vornherein nur eingeschränkt, weil vielfach nur ein sehr geringer Teil des beweglichen Eigentums überhaupt transportfähig war. Faktisch handelte es sich in der Regel um etwas Hausrat, Kleider, Matratzen, Decken und Geld, alles Dinge, die im Verlauf der Deportation durch kontrollierte Überfälle und Erpressungen schrittweise die Eigentümer wechselten, sodass die meisten, sofern sie die Reise überlebten, völlig mittellos und oft sogar halb nackt an ihren Bestimmungsorten ankamen. Auch die mitgeführten Tiere wurden in der Regel im Lauf der Deportationen entwendet. Doch in Musch beispielsweise besagte die Verordnung von vornherein, dass die Armenier weder Eigentum noch Geld mitnehmen durften. Auch die Bahntransporte im Westen mussten oft mittellos angetreten werden.

In Diyarbakir wird auch mobiles Eigentum wie Wäsche, Kleider und Wertgegenstände konfisziert, wie Faiz El-Ghusein beobachten kann, und neben dem Mobiliar und dem Inhalt der Läden und Magazine »in den Kirchen und anderen großen Gebäuden aufgestapelt«. Dabei handelt es sich um nicht unerhebliche Werte. Allein in der Kirche von Erzurum lagen nach der Deportation konfiszierte Güter im Wert von 150 000 Lira³³⁰ – das entspricht 2 775 000 Reichsmark nach dem Stand von 1915. In Bursa müssen vermögende Armenier eine Erklärung unterschreiben, nach der sie ihre Häuser oder Grundstücke freiwillig verkaufen und dass der festgesetzte Preis dem Gegenwert des verkauften Gegenstandes entspricht.

Doch in der vollkommenen Macht- und Rechtlosigkeit, in der sie sich befinden, ist dies nur die Einleitung zu einem in aller Öffentlichkeit vorgenommenen weit größeren Betrug. »Im Zimmer, wo die Beamten und einige Zeugen sich befanden«, berichtet ein österreichischer Diplomat, »lag auf einem Tische ein Sack mit Geld, welcher dem Verkäufer nach Beendigung der Formalitäten einge-

hündigt wurde. Der Käufer musste das Geld zählen, erklären, dass es richtig sei, und über bereits früher erhaltenen Auftrag das Geld wieder in den Sack legen. Kaum aus dem Zimmer gelangt, wurde dem Verkäufer das Geld von Türken, die am Eingange warteten, abgenommen und derselbe Geld enthaltende Sack musste für weitere Zwangsverkäufe dienen.«³³¹

Vieles geht einfach so über den Tisch. »Ein höherer Justizbeamter behauptete, dass reichlich die Hälfte des Geldes und Schmuckes der Armenier verschwunden sei«, berichtet der österreichische Konsul aus Trapezunt.³³² »Sie haben sich durch Mord und Plündern bereichert«, sagt Prinz Medjid, ein Bruder des neuen Sultans und kein Freund des Komitees, kurz nach dem Krieg im Interview mit einer britischen Zeitung.³³³ Die Vermögenswerte, um die es dabei ging, wurden während der Pariser Friedenskonferenz 1919/20 auf 7,9 Milliarden französischer Francs (Stand von 1919) geschätzt.³³⁴

Es gibt große Geschäfte und kleine Bereicherungen. »Die Moslems dringen in die Häuser, und die Straßen sind voll von Männern, Frauen und Jungen, die allen möglichen Hausrat tragen. Sie kaufen die Sachen für fast nichts«³³⁵, beobachtet Tracy Atkinson während einer Auktion in Harput. Doch am meisten sollen nach dem Willen des Komitees die einfachen Leute unter den muslimischen Flüchtlingen aus dem Balkan, von der Ostfront und aus dem Kaukasus von den Enteignungen profitieren.

Dr. Mehmed Nazim ist in seiner Funktion als Mitglied der zentralen Koordinationsstelle der *Teskilati Mahsusa* in Konstantinopel nicht nur mit den Deportationen und Vernichtungsaktionen, sondern auch mit der Ansiedlung von Flüchtlingen befasst, eine Art »Reichskommissar für die Festigung des türkischen Volkstums«. In Zeitun hatte man mit der Praxis, diese Flüchtlinge in armenische Häuser und Dörfer anzusiedeln, im Frühjahr begonnen, und Konsul Scheubner-Richter vermutete in Erzurum wenig später dahinter sogar eines der wichtigsten Motive für die Deportationsanordnungen.

»Die Bevölkerung aus den der [russischen] Invasion ausgesetzten Gebieten hat sich völlig eingelebt«, stellt Talaat nach einer Inspektionsreise durch die Ostprovinzen Ende 1916 zufrieden fest. »Sie hat die von den Armeniern zurückgelassenen Läden und Güter in Besitz

genommen und deren Gewerbe und Handel übernommen, obwohl sie vorher kein Gewerbe kannte.«³³⁶ Er war als Innenminister für »Bevölkerungspolitik« und als Finanzminister für die Verwaltung der enteigneten Güter zuständig.

Oft allerdings mussten sich die Flüchtlinge ihr Anrecht auf enteigneten armenischen Besitz vorher regelrecht »verdienen«. »Said, ein Auswanderer aus Tripoli, seit vier Jahren Pferde knecht bei Herrn Linsmeyer, angestellt mit einem Monatsgehalt von 400 Piaster, stellte sich als Kriegsfreiwilliger, um, wie er sagte, auch einige Armenier »abschlachten« zu dürfen«, heißt es in einem deutschen Bericht aus Aleppo. »Als Lohn sei ihm ein Haus in A., einem armenischen Dorfe in der Nähe von Urfa, zugesagt. Zwei Tscherkessen bei Herrn Magazinverwalter Seemann in Teil Abiad stellten sich aus demselben Grunde als Kriegsfreiwillige.« Bis Ende Oktober 1916 sind so, laut offizieller Statistik, 702 900 Flüchtlinge »betreut« worden.³³⁷ Schon aus Gründen der Rechtssicherheit musste dafür gesorgt werden, dass niemand ihnen nach dem Krieg ihr Eigentum wieder streitig machen würde, ein weiteres Motiv für die »totale« Lösung.

»Als wir im Lastauto bis zur Seekrankheit hin und her geschüttelt, bei fast vollem Mond in die geisterhafte kilikische Ebene hinabflogen, den Staubschweif der Landstraße hinter uns herziehend, deutete jemand über den Rauch nächtlicher Zeltdächer, die einsam in der Ebene standen, auf einen hellen Streifen in der Ferne, wo die Flammen verbrannter Baumwollstauden in die Finsternis leuchteten. Dort musste das Meer sein.«³³⁸

Es ist Mitte November 1915, in der Ebene von Osmanije, als der Schriftsteller Armin T. Wegner während einer Reise von Konstantinopel zum Stab des Feldmarschalls Colmar von der Goltz nach Bagdad, dem er als Sanitätsunteroffizier angehört, zum ersten Mal auf armenische Flüchtlingslager trifft. Schon auf den Höhen des Taurus war er den endlosen Karawanen begegnet, die sich in die Ebene Richtung Aleppo ergossen, um von dort in die Wüste weitergeleitet zu werden. In einer Bretterbaracke des Bahnhofs im mesopotamischen Ras el-Ain notiert er am Abend des 28. November seine ersten Eindrücke eines Lagers, das er dort besucht hat.

»Eben, da ich diese Zeilen schreibe, bin ich von einem Gang durch das Lager zurückgekehrt«, so Wegner. »Von allen Seiten schrien Hunger, Tod, Krankheit, Verzweiflung auf mich ein. Geruch von Kot und Verwesung stieg auf. Aus einem Zelte klang das Wimmern einer sterbenden Frau. Eine Mutter, die an den dunkelvioletten Aufschlägen meiner Uniform meine Zugehörigkeit zur Sanitätstruppe erkannte, eilte mit erhobenen Händen auf mich zu. Mich für einen Arzt haltend, klammerte sie sich mit letzter Kraft an mich Ärmsten, der ich weder Verbandmittel noch Arzneien bei mir trug und dem es verboten war, ihr zu helfen.

Dies alles aber wurde übertroffen durch den furchtbaren Anblick der täglich wachsenden Schar verwaister Kinder. Am Rande der Zeltstadt hatte man ihnen eine Reihe von Löchern in die Erde gegraben, die mit alten Lappen bedeckt waren. Darunter saßen sie, Kopf an Kopf, Knaben und Mädchen in jedem Alter, verwahrlost, vertiert, verhungert, ohne Nahrung und Brot, der niedrigsten menschlichen Hilfe beraubt und vor der Nachtkälte schauernd aneinander gedrängt, ein kleines Stückchen glimmende Holzasche in der erstarrten Hand haltend, an dem sie vergeblich versuchten, sich zu wärmen. Einige weinten unaufhörlich. Ihr gelbes Haar hing ungeschnitten über die Stirn, ihre Gesichter waren von Schmutz und Tränen verklebt.

Andere lagen im Sterben, und ihre kleinen Hände rollten sich zusammen wie ein im Frost verwelktes Blatt. Ihre Kinderaugen waren unergründlich und von Leiden ausgegraben, und obwohl sie stumm vor sich hinblickten, schienen sie doch den bittersten Vorwurf gegen die Welt im Antlitz zu tragen. Ja, es war, als hätte das Schicksal alle Schrecken der Erde an den Eingang dieser Wüste gestellt, uns noch einmal zu zeigen, was uns erwartet. Entsetzen ergriff mich, daß ich klopfenden Herzens aus dem Lager eilte, und obwohl ich auf flacher Erde dahinschritt, erfasste mich Schwindel, als bräche die Erde zu beiden Seiten in einen Abgrund zusammen.

Die Täler aller Berge, die Ufer aller Flüsse sind von diesen Lagern des Elends erfüllt. Über die Pässe des Taurus und Amanus zieht sich dieser gewaltige Strom eines vertriebenen Volkes, jener Hunderttausende von Verfluchten, der um den Fuß der Berge brandet, um, schmaler und schmaler werdend, in unabsehbaren Zügen in die

Ebene hinabzugleiten und in der Wüste zu versickern. Wohin? Wohin? Dies ist ein Weg, von dem es keine Heimkehr gibt.«³³⁹

Beim Anblick dieser Bilder wird Wegner an Geschichten erinnert, die seine Phantasie bereits als Kind beschäftigt hatten, als er von den Massakern des »roten Sultans« Abdul Hamid hörte. Er hatte als Neunjähriger darüber sogar einmal einen Aufsatz gelesen. Sofort wird in ihm der Gedanke wach, das hier Gesehene nicht nur literarisch festzuhalten, sondern es auch fotografisch zu dokumentieren, obwohl Djemal Pascha ein strenges Fotografierverbot erlassen und die unverzügliche Auslieferung aller bereits vorhandenen Abzüge, Platten und Filme angeordnet hatte. Wegners Fotografien zählen zu den seltenen authentischen Bilddokumenten der Schauplätze dieses Völkermords.

Armin T. Wegner bleibt fast ein Jahr in Bagdad, als er wegen eines von der Militärzensur festgehaltenen pazifistischen Briefes an seine Mutter abberufen und zurück nach Deutschland geschickt wird. Der Armenier Bagdads, die er dort kennen gelernt hatte, wird er sich später in einer Novelle über die Verfolgung und den Tod des Bankiers Onigk Karribian erinnern, doch der Weg zurück führt ihn zunächst noch einmal durch die mesopotamischen Lager. Es ist im Herbst 1916.

»Der letzte Leichnam?«, notiert Wegner am 11. Oktober 1916 in Abu Herera. »Als wir in die verlassene Karawanserei treten, die von Unrat und üblen Gerüchen erfüllt ist, liegt er in der offenen Tür. Die ausgehungerte Gestalt eines zwölfjährigen armenischen Knaben. Mit strohblondem Haar, den Leib bis auf die Knochen abgemagert, Hände und Füße wie Keulen. Nur der linke Arm steckt noch in Lumpen. Als ich an den Fluss trete, finde ich viele Gräber, zahllose alte Feuerstellen. Ist dieses das Ende einer furchtbaren und grausamen Jagd? Wieder tritt jener Auszug eines vertriebenen Volkes vor meine Augen, durch dessen schmerzliche Lager ich im vergangenen Jahre mit erschrockener Seele geirrt bin. Bald begegnen wir den ersten Flüchtlingen. Die Ränder aller Wege sind mit ihren Knochen besät, die grell in der Sonne bleichen. In Maden treffen wir das erste Lager. Kinder und Frauen umdrängen unseren Wagen, schlagen sich wund um ein Stück Brot oder eine leere Melonenschale.«³⁴⁰

Bei Meskene begegnet Wegner den Überresten eines dort offensichtlich stattgefundenen Massakers. »Ich gehe im Dunkel an den Fluss hinunter«, notiert er. »In einer Schlucht finde ich einen Haufen übereinander getürmter Menschengeriippe. Weiße Schädel, die noch mit Haaren bedeckt sind, ein Becken, die Brustrippe eines Kindes, zierlich gebogen wie eine Spange. Einen Augenblick überkommt mich eine dumpfe Verzweiflung, die mir die Tränen in die Augen treibt, als müsste ich alle Hoffnungen, alle Keime der Liebe vernichten, die mich je an das Lebendige banden. Unendlich märchenhaft aber fließt der Fluss in die weite Einsamkeit hinaus, in den unterspülte Erdschollen zuweilen donnernd hinabfallen und an dessen Ufern ich verlassen dahinschreite, als wäre ich der letzte Mensch.«³⁴¹

Hinter der Wüstenoase Der es-Zor beginnt der Weg des Grauens, hatte auch der deutsche Reisende Wilhelm Litten beobachtet, der die Strecke von hier nach Aleppo Ende Januar mit der Bahn zurücklegte. Überall entlang der Bahnlinie sieht er Leichen in den Feldern oder am Bahndamm liegen, blutige und halbgebleichte Skelette, herumliegende Wäschefetzen, Kleidungsstücke und Reste von Hausrat. Die Leute sind verhungert umhergeirrt, viele sind in einer der kalten Winternächte erfroren.

Zwischen Sabha und Meskene begegnet er den ersten Zügen von Vertriebenen. »Ein großer Armeniertransport war hinter Sabha an mir vorbeigekommen, von der Gendarmeriebedeckung zu immer größerer Eile angetrieben«, so Litten, »und nun entrollte sich mir in leibhafter Gestalt das Trauerspiel der Nachzügler. Ich sah am Wege Hungernde und Dürstende, Kranke, Sterbende, soeben Verstorbene, Tausende neben den frischen Leichen; und wer sich nicht schnell von der Leiche des Angehörigen trennen konnte, setzte sein Leben aufs Spiel, denn die nächste Station oder Oase liegt für den Fußgänger drei Tagesmärsche entfernt. Von Hunger, Krankheit, Schmerz entkräftet taumeln sie weiter, stürzen, bleiben liegen.«³⁴²

Und nun listet Litten minutiös auf, was er im Einzelnen gesehen hat. Am 31. Januar 1916 ist er um elf Uhr vormittags in Der es-Zor abgefahren. Nach drei Stunden Fahrt beginnt eine »grauenvolle Leichenparade« entlang des Wegs, die sich bis zum 4. Februar, also fünf Tage, fortsetzt. Litten sieht am 31. Januar um ein Uhr nach-

mittags eine junge Frau, die mit dem Rücken nach oben nackt am Boden liegt. Eine halbe Stunde später ein auf dem Rücken liegender nackter Greis und ein nackter Jüngling, »linkes Gesäß herausgerissen«. Um zwei Uhr fünf frische Gräber, fünf Minuten später ein Mann mit blutenden entblößten Geschlechtsteilen. Zwei Minuten später ein Mann in Verwesung. Eine Minute später ein Mann mit schmerzentstelltem Gesicht am Wegesrand, zwei Minuten danach ein Mann mit angefressenem Oberkörper. Und so geht es weiter, die ganze fünf Tage lange Strecke über Tibni, Sabha, Haraam, Abu Herera und Meskene bis nach Aleppo. Es ist Winter, auch im Orient. Die Nächte sind oft frostkalt. Am 6. Februar 1916 vermerkt Litten starken Schneefall in Aleppo.³⁴³

Längst geht es schon nicht mehr darum, die Überlebenden an irgendeinen »Bestimmungsort« ihrer Deportation zu führen. Offensichtlich, so Botschafter Wolff-Mettemich, habe man sich nun zum Ziel gesetzt, »auch mit den Überresten der Verschickten aufzuräumen« und alles, was bisher dem Elend und dem Verderben entgangen ist, nach Möglichkeit noch vor dem Ende des Kriegs zu vernichten. »Je nach Gutdünken der sich mit jenen Angelegenheiten befassenden und sehr skrupellos vorgehenden ›Spezialkommissionen‹, der *Teskilati Mahsusa*, meldet Konsul Holstein aus Mossul, werden die Armenier, kaum in der Illusion des Endes ihrer Leiden irgendwo »angekommen«, bald darauf wieder »ruhelos hin und her gehetzt« und auf neue Todesmärsche geschickt, die scheinbar nie enden wollen.

»In Meskene sah ich über 600 Vertriebene, die bisher in Muarra gelebt hatten und schon dort seit 9 Monaten ein jämmerliches Dasein gefristet hatten; nun waren sie zum zweiten Mal aufgejagt und wieder auf die Landstraße geschickt worden«, berichtet die deutsche Krankenschwester Beatrice Rohner Ende Juni 1916. »Langsam, ermattet, kamen sie mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken an. Als Wegzehrung kochten sie sich Gras ab, drücken das Wasser aus und formen sich Klöße, die sie an der Sonne trocknen. Am 1. Mai kam ich in Dibsya an, dort fand ich die oben erwähnten 600 Vertriebenen in Verzweiflung. Man hatte sie nicht einmal rasten lassen und ihnen nicht erlaubt Gras zu sammeln, sondern trieb sie unbarm-

herzig weiter. Auf den Wegen sah ich überall Sterbende, sie waren von Hunger und Durst erschöpft hinter dem Zuge zurückgeblieben und mussten so elend umkommen. Alle paar Minuten kommt einem Leichengeruch entgegen. Die Gendarmen schlagen solche armen Zurückgebliebenen erst noch halb tot, indem sie behaupten, sie stellten sich nur so, als seien sie müde.«

Auch sie passiert Abu Herera, das Wegner während seiner Rückreise beschrieben hat. Hier gibt es im Juni nicht einmal mehr Gras, weil die Heuschrecken alles abgefressen hatten. »Ich sah, wie diese Leute sich die Heuschrecken sammelten, um sie roh oder gekocht zu verzehren«, beobachtet Rohner. »Andere wieder graben sich die Graswurzeln aus. Sie fangen sich Straßenhunde, sie stürzen sich wie die Wilden auf gefallene Tiere, deren Fleisch sie meist roh mit Heißhunger essen.« So werden sie langsam zu Tode marschiert und qualvoll ausgehungert.

Um die dreihunderttausend, schätzt der amerikanische Konsul Jesse B. Jackson, sind bis Oktober 1916 allein auf dem Weg nach Der es-Zor durch Krankheit und Hunger umgekommen.³⁴⁴ Dies, kommentiert ein deutscher Angestellter der *Vacuum Oil Company of New York*, der die Lager besucht hatte, könne man kaum anders verstehen als die bewusst in Kauf genommene Auswirkung eines »staatlichen Prinzips, sie an Hunger sterben zu lassen.«³⁴⁵ Eine andere Methode sind die unmenschlichen Strapazen, denen sie systematisch ausgesetzt werden. »Wir haben von der Regierung strikte Befehle, euch so zu behandeln«, sagt ein Gendarm, als in Ras el-Ain ein Trupp von zweihundert Frauen und Mädchen, barfuß und völlig entkleidet, nach vier Tagen Marsch bei vierzig Grad Celsius durch die brennende Wüstensonne dort unter dem Spott der begleitenden Soldaten in fast ohnmächtigem Zustand ankommt. »Der Schwächere muss verschwinden«, meint der wie viele Kader des Komitees mit darwinistischen Phrasen gefütterte Chef der Deportationsbehörde in Aleppo, Sükrü Bey. »Das Endresultat muss die Ausrottung der armenischen Rasse sein.«³⁴⁶

Im Lager bei Ras el-Ain, das Wegner im Oktober 1915 auf seiner Hinreise nach Bagdad aufgesucht hatte, sind im März und April 1916 die meisten Insassen ermordet worden. Tscherkessen-Banden,

meldet Konsul Rößler, hätten das Lager überfallen und einen Monat lang täglich dreihundert bis fünfhundert Deportierte aus dem Lager abgeführt, um sie etwa zehn Kilometer hinter Ras el-Ain zu töten. »Die Leichen«, so Rößler, »wurden in den Fluss geworfen.« Etwa zweitausend überleben diese Massenschlächterei, nur um Ende Juni mit dem angeblichen Bestimmungsort Der es-Zor abtransportiert und auf dem Weg dorthin ermordet zu werden. Auch aus Der es-Zor werden seit dem Frühjahr 1916 die meisten Armenier wieder vertrieben.

Das saubere Wüstenstädtchen mit seinen geraden Straßen und Bürgersteigen war ein paar Monate lang eine Art armenisches Theresienstadt gewesen, in dem man tatsächlich den Versuch unternommen hatte, die Fiktion eines »Ansiedlungsprogramms« zu inszenieren. Ende 1915 wurden dort sogar einige neue Wohnviertel errichtet, die Leute bemühten sich, neue Existenzen aufzubauen, und die Armenier genossen auf den Straßen von Der es-Zor für einige Zeit eine gewisse Freiheit.

Doch nichts deutet darauf hin, dass diese »Ansiedlungsgebiete« je auf die Hunderttausende von Deportierten vorbereitet gewesen wären, die hier angeblich ein »neues Armenien« aufbauen sollten. Im April 1916 erhält der Mutassarif von Der es-Zor den Befehl, »nur so viel Armenier dort zu lassen, als es 10% der ansässigen Bevölkerung entspricht, den Rest aber nach Mossul weiterzuschicken«. Wieder werden sie vertrieben, oft mit brutalen Peitschenhieben, wie Beatrice Rohner beobachten kann. Von den 19 000 am 15. April aus Der es-Zor Verschiedenen haben am 22. Mai 2500 tatsächlich Mossul erreicht, in den darauf folgenden dreieinhalb Monaten niemand mehr. Die übrigen 16 500 sind unterwegs umgekommen.

Ende Juli 1916 trifft es den Rest der Armenier von Der es-Zor. Noch einmal greift das Muster, mit dem man sich seit dem Beginn der Deportationen der armenischen Gemeinschaften bemächtigt hat. »Am 17. wurden alle Geistlichen und führenden Männer verhaftet«, berichtet Konsul Rößler. »Bis zum 22. Juli, so war der Befehl, sollten alle Armenier wieder zum Wanderstab gegriffen haben.« Ende August ist die Straße Aleppo – Der es-Zor fast leer geworden. Die Stadt ist geräumt, und unter ihren arabischen Einwohnern er-

zählt man sich, die seit April vertriebenen Armenier seien alle südöstlich Der es-Zor an der Mündung des Chabur in den Euphrat ermordet worden. Kapitänleutnant von Mücke, der im September mit seinem Kanonenboot eine Erkundungsfahrt auf dem Euphrat unternimmt, sieht oberhalb der Mündung des Chabur Scharen von Leichen vorbeitreiben.

Als Diplomingenieur Bunte Anfang April 1917 von einer Reise am Chabur zurückkehrt, berichtet er von großen Mengen dort liegender menschlicher Schädel und Gebeine, die von Metzeleien im Sommer 1916 herrühren. »[Ich] fand am linken Ufer große Mengen von ausgebleichten Menschenschädeln und Gerippen, zum Teil waren die Schädel mit Schusslöchern«, so Bunte. »An einigen Stellen fanden wir Scheiterhaufen, ebenfalls mit menschlichen Knochen und Schädeln. Gegenüber der Kischla Scheddade waren die größten Anhäufungen. Die Bevölkerung sprach von 12 000 Armeniern, die hier allein niedergemetzelt, erschossen oder ertränkt worden seien.«

Bei Scheddade befand sich ein Lagerplatz, wie Hosep Sarkissian nach gelungener Flucht Konsul Rößler berichten kann. Er zählte zu den im Juli aus Der es-Zor Ausgewiesenen, wo er fast ein Jahr lang als Tagelöhner gearbeitet hatte. Zunächst, so Sarkissian, wurden alle nach Marrat gebracht, wo sie auf Trupps aus Sabkha, Mejadin, Ana und anderen Orten trafen, die zur gleichen Zeit von ihren vorgebliehen »Ansiedlungsplätzen« wieder vertrieben worden waren. In Marrat hat man sie in kleine Karawanen zu mehreren Tausend aufgeteilt. Sarkissians Trupp, 1700 an der Zahl, erreichte nach einer mehrtägigen Wanderung entlang des Chabur Scheddade, wo sie sich am Tag nach der Ankunft plötzlich von berittenen Tscherkessen umringt sehen. Sie werden bis auf ihre letzten Kleider ausgeraubt, nur um anschließend drei Stunden lang in völlig nacktem Zustand weitergetrieben zu werden, bis sie eine von Hügeln umgebene schwer einsehbare Hochebene erreichen. Während Soldaten die ganze Ebene umstellt halten, beginnen die Tscherkessen nun damit, alle der Reihe nach mit Äxten, Säbeln und Dolchen umzubringen. Sarkissian kann sich unter einem Leichenhaufen verstecken und entkommt, nachdem alles vorüber ist.

Auch Manuk Kyrmenikian wird nach Marrat und von dort an

den Chabur verschleppt, doch die Massaker, die er erlebt, finden offensichtlich an einem anderen Ort als Schedadde statt. Nazareth Muradian dagegen erzählt die Geschichte, wie sich die letzten überlebenden Zeitunioten bei Schedadde gegen ihren Untergang zur Wehr gesetzt haben. Auch sie, etwa 15000 Menschen, waren über Marrat den Chabur entlang hierher getrieben worden. Doch ihnen gelingt es, einigen der Wachgendarmen ihre Waffen abzunehmen und sich eine Zeit lang zu verteidigen, bis ihnen die Übermacht von Tscherkessen und Gendarmen keine andere Wahl mehr lässt, als sich in den Fluss zu stürzen. Die meisten von ihnen ertrinken, doch Nazareth Muradian und einige andere können sich retten.

Offensichtlich, schließt Konsul Rößler aus diesen Berichten, sind am Chabur weit mehr als die aus Der es-Zor Vertriebenen umgebracht worden. Niemand weiß, wie viele Armenier sich in den Lagern südlich Der es-Zor, in Mejadin und Ana, aufgehalten haben. Kaum jemand hat sie, weit abseits der üblichen Reiserouten, jemals zu Gesicht bekommen. Es werden mehrere Zehntausend gewesen sein. Von Zeki Bey, dem Mutassarif von Der es-Zor, der nach dem Zeugnis von Sarkissian und Muradian die Massaker am Chabur befehligte, ist jedenfalls überliefert, dass er auf die Frage eines Korrespondenten der Zeitung *Taswiri Efkiar*, ob er tatsächlich zehntausend Armenier umgebracht habe, geantwortet hat: »Für 10000 bin ich nicht zu haben. Erhöhe mal die Zahl!«³⁴⁷ Insgesamt, so neuere Berechnungen, sind zwischen April und Herbst 1916 um die zweihunderttausend Armenier an ihren »Bestimmungsorten« systematisch getötet worden.

Im Oktober 1916 behandelt der Parteitag des Komitees für Einheit und Fortschritt das Thema. Außer Konstantinopel und Smyrna, so *Taswiri Efkiar*, sei kein Platz übrig geblieben, wo »die Aussiedlung« bisher nicht durchgeführt wurde. Leider sei dabei nicht immer nach einem einheitlichen Prinzip verfahren worden, was der Autor Junus Nadi darauf zurückführt, dass »unsere Auffassung der armenischen Frage einer absolut sicheren und festen Grundlage entbehrte«. Er meint damit vermutlich die Probleme, die es mit einzelnen Walis, Mutassarifs und Kaimakamen gegeben hatte, die sich den Ausführungsbestimmungen widersetzen wollten. Doch der Parteitag, so

Nadi, habe »diese Frage« noch einmal gründlich behandelt und sei zu dem einmütigen Schluss gekommen, dass der Regierung »bei ihrem Vorgehen gegen die Armenier keine andere Wahl übrig geblieben war«. Jedermann sei spätestens jetzt klar geworden, resümiert Nadi, dass die alte osmanische Politik der »Einigkeit der Bevölkerungselemente« Bankrott gemacht habe und dass seit einiger Zeit eine »Ära der Säuberungen« in der Türkei angebrochen sei.³⁴⁸

Nichts weniger ist damit gesagt, als dass hier eine bewusste eliminatorische Politik des Komitees am Werk gewesen ist, die sich im Übrigen weiter fortsetzt. Was noch am Leben geblieben ist, kleine Restbevölkerungen, Angestellte der Bagdadbahn oder unterwegs »temporär« angesiedelte Deportierte, wird im Lauf des Jahres 1917 auf den Weg geschickt.

»Wer erlebt hat, wie die Ereignisse drei Jahre lang unausgesetzt sich langsam abgespielt haben, hat nichts anderes als den Eindruck der planmäßigen Vernichtung haben können«, resümiert Rößler 1921 die Ereignisse. »Warum sind die Armenier nicht in der Provinz Aleppo belassen worden, z.B. in Bab, in Membidij, in Maara? Warum nicht an der Bagdadbahn in Amanus, wo sie gut gebraucht wurden? Oder in Teil Abiad, in Ras el-Ain? Warum vor allen Dingen nicht in den Lagern längs des Euphrat? Vor allem nicht in Der es-Zor? Die ganze Verschickung wird nur verständlich, wenn ein Plan dahinter stand.«

Der Traum von der asiatischen Großmacht

Im Jahr 1917 scheint sich auf den ersten Blick einiges geändert zu haben. Wenn es zu einem Separatfrieden mit Russland kommen sollte, verkündet Talaat nach der russischen Oktoberrevolution im Spätherbst, habe er die Absicht, einen allgemeinen Gnaden- und Amnestieerlass für alle Armenier zu verkünden.³⁴⁹ Er bespricht diese Frage Anfang 1918 sogar mit Trotzki, den er während der ersten Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk im Januar kennen gelernt hatte. Es ist offensichtlich, dass die Regierung Talaat Pascha, die seit seiner Ernennung zum Großwesir Anfang Februar 1917 im Amt war, schon frühzeitig, wie der österreichische Botschafter Pallavicini süffisant bemerkt, alles unternommen hat, um »ein für die Friedensverhandlungen günstigeres Terrain zu schaffen, indem die Schuld für die Massaker der früheren Regierung (unter dem Großwesir Said Halim) in die Schuhe geschoben wird.«³⁵⁰

Die Aufgabe ist erledigt, *la question armenienne n'existe plus*, die armenische Frage existiert nicht mehr, wie Talaat weiß, doch »das Gefühl, dass die armenische Frage von allen Mächten (Freund oder Feind) zum Anlass genommen werden wird, um sich wie früher in die inneren Fragen der Türkei einzumischen«³⁵¹, nimmt in dem Maße wieder zu, in dem der Krieg seinem Ende entgegenzugehen scheint und die Türkei sich in künftigen Friedensverhandlungen erneut mit einer internationalen Öffentlichkeit konfrontiert sieht, vor der sie der Krieg und das Bündnis mit Deutschland bis dahin geschützt hatte.

Im März 1917 ist das Deportationsbüro in Aleppo aufgelöst worden. Nichts allerdings deutet darauf hin, dass sich die Praxis im Jahre 1917 flächendeckend geändert hat. Schon am 25. März meldet die deutsche Botschaft, die Armenierausweisungen hätten wieder

eingesetzt. Andererseits hat es nach dem Frieden von Brest-Litowsk 1918 tatsächlich Amnestien von »Langzeitdeportierten« gegeben. Jedenfalls kann Pailadzo Captanian, die in Aleppo überlebt hat, im Sommer Syrien Richtung Konstantinopel verlassen.³⁵² Das waren allerdings Einzelfälle, die nie zu einer generellen Praxis geworden sind und die durch die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz im Kaukasus bald überholt wurden.

Die beherrschende Richtung im Komitee hat, angeführt von Enver Pascha, nach der Oktoberrevolution in der Schwäche Russlands eher eine Chance zur Revanche als ein Motiv zur Mäßigung gesehen. Weit davon entfernt, sich Gedanken über günstige Friedensbedingungen zu machen, kochen hier plötzlich wieder pantürkische Expansionsträume hoch. Das vorläufige Ziel heißt Baku. Und unversehens nimmt auch die antiarmenische Propaganda wieder zu. Seit dem 13. März 1918 häufen sich, verordnet durch Envers Kriegsministerium³⁵³, die antiarmenischen Artikel in der Presse.³⁵⁴ Der Krieg, so *Tanin* am 20. März, habe die Armenier hoffentlich endgültig vom verhängnisvollen Weg des »Imperialismus« abgebracht und sei ihnen »eine große Lehre« gewesen.³⁵⁵ Sichtlich liegt darin auch eine Warnung an die ehemals russischen Armenier in der nach der Oktoberrevolution neu entstandenen Transkaukasischen Föderation, wenn man unter »Imperialismus« in diesem Falle alles verstehen will, was türkischer Großmachtpolitik im Wege steht. Die nationale Kraft der Türken, triumphiert die Zeitung *Tercüman*, sei »unerschöpflich«. Konstantinopels herrschende Kreise, stellt der neue deutsche Botschafter Bernstorff in diesen Tagen irritiert fest, sind nach dem Brest-Litowsker Frieden wieder einmal von einem maßlosen »Taumel des Siegesbewusstseins, Nationalismus und Pan-Islamismus« erfasst worden.

Die armenischen Provinzen Ostanatoliens, in die unter dem Schutz der Russen 1917 etwa 150000 armenische Flüchtlinge zurückgekehrt waren, werden nun, als sich die russische Armee nach der Revolution in Auflösung befindet, erneut türkisches Angriffsziel und Ort neuer Vertreibungen. Ungeheure Grausamkeiten werden Mitte März aus Trapezunt gemeldet. Batum wird Mitte April erobert. Das alles geschieht im Widerspruch zu den Friedensbedin-

gungen von Brest, die ausdrücklich das Selbstbestimmungsrecht der kaukasischen Völker einschließlich der Bezirke Kars, Ardahan und Batum anerkannt haben. Enver befindet sich an Bord der *Gül-Nihal* auf der Passage nach Trapezunt, als er die Nachricht vom Fall Batus erhält. Mit ihm auf dem Schiff ist fast das ganze Große Hauptquartier. Er lässt in Trapezunt nur kurz anlegen, um jemanden an Bord zu nehmen, und nimmt sofort Kurs auf das strategisch wichtige Batum in Georgien. Alles stehe im Kaukasus großartig für die Türken, schwärmt er nach seiner Rückkehr in Konstantinopel dem deutschen Botschafter vor. Kars fällt am 25. April 1918; im Vertrag von Batum wird nach dem Zerfall der Transkaukasischen Föderation der armenische Staat am 3. Mai auf die ehemals russischen Regionen Eriwan und Sevan begrenzt. Zum ersten Mal seit zweihundert Jahren hat das Osmanische Reich wieder einen Gebietsgewinn zu verzeichnen.

Was ihm durch die Niederlage bei Sarikamis am Anfang des Kriegs versagt blieb, sucht Enver nun nachzuholen. Militärisch gesehen ist der Feldzug durch den Kaukasus angesichts der in Mesopotamien vorrückenden britischen Truppen von vornherein ein Vabanquespiel, von dem der nüchtern denkende Hindenburg Enver immer wieder abzubringen versucht. Vergebens, denn längst hat das Komitee sich von einer gemeinsamen Kriegsplanung verabschiedet und führt nun einen rein »türkischen« Krieg, wie General von Lossow mit einem gewissen Recht vermutet. Es geht um nichts weniger als um die nach dem Zusammenbruch des russischen Erzfeindes gewissermaßen in historischer Stunde wieder auferstandene Vision eines panturanischen Großreichs vom Bosphorus bis zu den Hochebenen Ostchinas, eine Obsession, für die Enver und seine Leute alles aufs Spiel zu setzen bereit sind und der sie rücksichtslos alles andere unterordnen.

Nichts, was in Brest-Litowsk vereinbart wurde, stellt Lossow bereits Mitte Mai fest, gilt mehr. Auch die ehemals russischen Gebiete Armeniens werden nun überrollt, als seien sie eine alte türkische Erbmasse. Kurdische und tatarische Freiwillige begleiten die Armee in diesem neuen Weltanschauungsfeldzug und rauben und morden nach bekanntem Muster in allen armenischen Ortschaften, die auf

dem Weg liegen. Wie während der großen Verfolgungswelle des Jahres 1915 werden auch hier als Erstes sämtliche Männer ausgesondert und weggeführt. Es gehe der türkischen Politik in Armenien darum, so Bernstorff, »bezüglich des Territorialbesitzes *fait accompli* zu schaffen«, eine Maßlosigkeit, die nach den Worten Lossows auf nichts anderes hinauslaufen kann als auf die »völlige Ausrottung der Armenier auch in Transkaukasien«. Aserbaidschan mit seiner mehrheitlich tatarischen Bevölkerung werde ohnehin bereits »als türkisch betrachtet«.

Der Feldzug in Armenien wird mit ungeheurer Brutalität geführt. Eine »Trennung zwischen Volk und militärischem Gegner« sei im Fall der Armenier, meint Enver, ohnehin nicht möglich, da sie allesamt feindlich gesinnt und, wie früher mit den Russen, nun mit den Engländern verbunden seien. Hunderttausende von Armeniern fliehen in die Berge, wo sie von den Türken bewusst dem Hunger ausgesetzt werden, wie Kress von Kressenstein, der Leiter der deutschen Delegation im Kaukasus, beobachten kann. »Systematisch und planmäßig« werde das gesamte besetzte Gebiet ausgeplündert und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, abtransportiert. Überall irren Flüchtlinge auf den Straßen hin und her. Achtzigtausend Armenier sind in den Schluchten von Bakuriani zusammengedrängt, und die Täler von Karakilissa sind voll mit Flüchtlingen. Tataren aus Kasach und Bortschalu haben, ermutigt durch die Gegenwart der türkischen Truppen, Metzeleien an ihnen verübt. Allein im Bezirk Karakilissa sind zweitausend Armenier ermordet worden. Auf dem Bahnhof von Aschghaserail werden armenische Waisen, die mehrere Waggons füllten, gemeinsam mit ihren Lehrerinnen niedergemacht. Keineswegs, so Kress von Kressenstein, hätten die Türken »ihre Absicht, die Armenier auszurotten«, aufgegeben.

Der pantürkische Feldzug erreicht seinen Höhepunkt, als Nuri Pascha, Envers Halbbruder, im Sommer seine »Armee des Islam« durch die aserbajdschanische Ebene auf das Kaspische Meer zuführt. Hier liegt die Hauptstadt Baku, eine Insel in dem muslimischen Land, das sich seit Ende Mai unter türkische Protektion gestellt hat. Baku ist ein strategisch wichtiges Zentrum der Ölindustrie, doch die Stadt wird von russischen Sozialrevolutionären und armeni-

schen Daschnaken mit Unterstützung eines britischen Expeditionskorps unter dem Kommando von Generalmajor L.C. Dunsterville beherrscht. Die Deutschen hatten auf eine kurzfristige Sowjetisierung Aserbaidschans gesetzt und für diesen Fall Anfang September mit Lenin einen Vertrag über die Nutzung der Ölvorkommen Bakus unterzeichnet. Doch darauf nimmt Envers »türkischer« Krieg jetzt keine Rücksichten mehr. Baku soll türkisch werden.

»Über der schwarzen Stadt hingen mächtige Rauchwolken. Türkische Artillerie hatte am 15.9. vormittags einen Massut-Tank in Brand geschossen«, berichtet Oberstleutnant Paraquin nach dem Einzug von Nuri »Armee des Islam« in Baku. »Die Straßen waren fast menschenleer. Die Läden und Häuser waren nahezu ausnahmslos geplündert.« Schon bei der Einfahrt in die Stadt hatte er Kinderleichen auf den Straßen liegen sehen und laut vernehmliche Hilfeschreie gehört. Die Eroberung Bakus ist, wie kaum anders zu erwarten, von großen Massakern und Plünderungen begleitet gewesen. Offensichtlich, so Paraquin, hatte Nuri das erlaubt. Auch während einer Stunden dauernden Parade, mit der Nuri seine Truppen und Kanonen zum Zeichen des Sieges in der Stadt aufmarschieren lässt, geht das Morden und Plündern weiter, begleitet von einer beispiellosen »inneren Teilnahmslosigkeit« des gesamten türkischen Offizierscorps, wie Paraquin feststellen kann. Nichts, auch nicht der erregte dänische Konsul, kann sie zum Eingreifen bewegen, um Ordnung zu schaffen. Stattdessen lässt Nuri auf einem großen Festmahl im Hotel Metropol nach der Siegesparade in Hochstimmung das Kaukasuslied aufspielen. »Mit unverhohlenem Triumph wurde mir der Inhalt verdeutscht«, berichtet Paraquin, »dass nunmehr die Türkei sich ihr altes Eigentum, den Kaukasus, wiederholen werde.« Doch daraus wird nichts.

Während Nuri Pascha in Baku von einem turanischen Großreich in Mittelasien träumt, beginnt die Autorität der Zentralregierung in Konstantinopel zu schwinden. Der Tod des Sultans Mehmed Reshad am 3. Juli hatte den komiteekritisch eingestellten Vahidettin auf den Thron gebracht. Britische Bombenangriffe versetzen im Juli Konstantinopel in Panik. Mitte September erklärt sich der neue Sultan an der Stelle Envers zum Oberkommandierenden der

Osmanischen Streitkräfte, Funktionäre des Komitees im Beraterstab des Sultans werden entlassen und durch Vertraute Vahidettins ersetzt. Währenddessen nimmt die Hungersnot in Konstantinopel katastrophale Ausmaße an. Talaat sieht sich aus diesem Grund Anfang September gezwungen, eigens nach Berlin zu fahren, um dort die dramatische Situation zu erklären und einen Kredit für Lebensmittel einzufordern. Auf seinem Rückweg will er in Sofia Station machen, um Zar Ferdinand zu sprechen. Doch als er dort eintrifft, befindet sich Bulgarien schon mitten in Friedensverhandlungen. Talaat realisiert sofort, dass der Krieg nun verloren ist, trotz der phantastischen Träume, die Envers Kaukasuspolitik in den letzten Monaten produziert hat.

Talaat scheint auf diese Situation gut vorbereitet gewesen zu sein. Schon den nächsten Aufenthalt während der Rückreise nutzt er zu einem Treffen mit dem örtlichen Gouverneur auf dem Bahnhof von Adrianopel, um ihm Instruktionen für die Zeit nach dem Krieg zu erteilen. Thrazien müsse unter allen Bedingungen türkisch bleiben, sagt er ihm, und aus diesem Grund müssten organisatorische Vorbereitungen zur Verteidigung der türkischen Interessen nach dem Krieg getroffen werden. Wenig später werden die *Teskilati Mahsusa* damit beauftragt, im ganzen Land ein Netz für den kommenden nationalen Widerstand gegen eventuelle Teilungspläne der Entente aufzubauen.³⁵⁶ Der Krieg ist für Talaat zwar einstweilen verloren, aber noch nicht vorbei.

Er selbst tritt gemeinsam mit Enver am 10. Oktober zurück, um einer Regierung Platz zu machen, die unbelasteter mit der Entente verhandeln kann, gleichwohl aber weiter der Kontrolle des Komitees untersteht³⁵⁷, und trifft Vorbereitungen für seine Flucht nach Berlin. Zwar ist er nun kein Regierungschef mehr, doch als Parteimann, der einer »heiligen Sache« verpflichtet ist, will er weiter derjenige bleiben, der im Land die Fäden zieht. Kurz vor seiner Abreise findet in der letzten Oktoberwoche 1918 ein Treffen in Envers Villa statt, bei dem auf Talaats Initiative hin eine zweite Widerstandsorganisation aus der Taufe gehoben wird. Die Geheimorganisation *Karakol* hat Verbindungen zur *Teskilati Mahsusa* und ist nach dem bewährten klandestinen »Zellensystem« des Komitees organisiert. Kara Kemal,

ein Kampfgefährte Talaats seit frühen Tagen, wird an diesem Abend in Envers Villa mit ihrer Führung im Land beauftragt.³⁵⁸ Über ihn sollen in Zukunft alle Weisungen aus Berlin an den nationalen Untergrund in der Türkei weitergeleitet werden.

»Verbrechen gegen die Menschheit«

Während Talaat, Enver und andere Führer des Komitees, unter ihnen Bahaeddin Schakir und Mehmed Nazim, sich auf einem deutschen Torpedoboot über das Schwarze Meer Richtung Sewastopol abgesetzt haben, tritt in Konstantinopel der Waffenstillstand in Kraft. Nach dem Ausscheiden Bulgariens aus dem Bündnis waren Briten und Franzosen, unterstützt durch griechische Truppen, in Thrazien rasch vorgedrungen, und es war nur noch eine Frage der Zeit gewesen, wann sie Konstantinopel erreichen würden. Am 31. Oktober schweigen die Waffen. Konstantinopel ist erschöpft nach dem langen Krieg. Am 13. November beginnt eine vier Jahre andauernde Besatzungszeit. »Konstantinopel ist krank«, beschreibt eine Reporterin des *National Geographic Magazine* die nun folgenden Wirren der Nachkriegszeit. »Stambul – Heimstatt der römischen Kaiser, Hauptstadt erhabener Sultane, Schauplatz sagenhafter Geschichten, die jeder gelesen hat – ist nun auf seinen sieben Hügeln dem Verfall preisgegeben. Alles wirkt zweitklassig und wie abgetragen.« Der Winter 1918-1919 war ein einziger Albtraum für die Bevölkerung. Die große Nachkriegs-Grippewelle hat auch Konstantinopel im Griff, es fehlt an Kohle und Holz, und Jugendbanden machen nachts die Straßen unsicher. Der Staat ist pleite, die Inflationsrate nimmt horrende Ausmaße an. Zehntausende russischer Flüchtlinge sind seit dem Beginn des Bürgerkriegs in Russland in die Stadt geströmt. Reiche Russen heizen mit verschwenderischer Geste den Immobilienmarkt an, doch die meisten vegetieren in Lagern auf Gallipoli oder vor den Toren der Stadt, wenn sie nicht auf dem Schwarzmarkt in Pera oder in den Etablissements um den Taksimplatz ihren kleinen Halbweltgeschäften mit den Soldaten der alliierten Mächte nachgehen. Vieles in Konstantinopel, beobachtet

der Reporter des *Toronto Star*, Ernest Hemingway, hat die unverwechselbare und fast unwirkliche halbseidene Mischung von Glanz und Schatten, die Besatzungszeiten oft mit sich bringen. Wie eine Operetteninszenierung wirkt es, als der Oberkommandierende der alliierten Armeen im Orient, General Franchet d'Esperey, am 8. Januar 1918 auf einem Schimmel die *Grand rue de Pera* hinunterparadiert, dabei bewusst Mehmet den Eroberer zitierend, als hätte er die Stadt nach fünfhundert Jahren Türkenherrschaft gerade wieder für das Abendland einkassiert.

»Talaat und Enver haben das Reich Osmans verspielt«, ist die Ansicht vieler Türken in diesen Tagen. Mit der Aufhebung der Zensur nach dem Waffenstillstand macht sich diese Meinung auch in der türkischen Presse Luft. Oppositionelle kehren aus dem Exil oder der Verbannung zurück. Plötzlich wird deutlich, dass es trotz drastischer Gleichschaltungsmaßnahmen und diverser politischer Morde wie dem an Prinz Yussuf Izzedin 1916 dem Komitee nie gelungen war, seine Gegner völlig zum Schweigen zu bringen. Ehemalige Komiteemitglieder wie Damad Ferid Pascha, der Stiefbruder des Sultans, haben sich während des Kriegs desillusioniert von ihrer politischen Vergangenheit abgewandt und spielen nun eine Rolle als Wortführer der neu entstandenen osmanischen Liberalen, die eine klare Zäsur und eine deutliche Abrechnung mit der Vergangenheit verlangen. »Vor vier oder fünf Jahren ist ein historisch einmaliges Verbrechen begangen worden, ein Verbrechen, das die Welt schaudern lässt«³⁵⁹, schreibt die liberale Tageszeitung *Sabah* im Januar 1919, und ein Leitartikler von *Alemdar* fordert: »Lasst uns beweisen, dass wir genügend, nationale Energie besitzen, um mit der Kraft des Gesetzes gegen die Köpfe dieser Banditen vorzugehen, die die Gerechtigkeit mit Füßen getreten und unsere Ehre und unser nationales Leben in den Schmutz gezogen haben.«³⁶⁰ Die Abrechnung mit der Vergangenheit, darin ist sich *Alemdar* mit vielen anderen einig, ist die Grundvoraussetzung für einen nationalen Neuanfang nach dem Krieg.

Bereits am 24. Mai 1915 hatten die Alliierten öffentlich erklärt: »Angesichts dieser neuen Verbrechen der Türkei gegen Menschlichkeit und Zivilisation geben die verbündeten Regierungen der Hohen Pforte zu wissen, dass sie für die genannten Verbrechen alle Mitglieder

der Regierung sowie diejenigen ihrer Beamten, welche in derartige Massakers verwickelt sein sollten, persönlich verantwortlich machen werden.«³⁶¹ Die Alliierten sehen in dieser Forderung bis zum Ende eines ihrer Hauptkriegsziele. Am 30. Oktober 1918, dem Tag der Waffenstillstandsverhandlungen, schreibt Viscount Bryce an Theodore Roosevelt: »Enver und Talaat, die beiden Hauptverbrecher, sollten gehängt werden, wenn man sie fassen kann.«³⁶² Jedem war klar, dass die Forderung nach Bestrafung der Hauptkriegsverbrecher zu den elementaren Forderungen der Alliierten bei Friedensverhandlungen zählen würde. Dennoch ist es nicht ohne Bedeutung, dass die erste Initiative dazu vom osmanischen Parlament ausging.

Es war der arabische Abgeordnete Fuad Bey, der am 28. Oktober den Antrag stellte, Ermittlungen gegen die Mitglieder der Kriegskabinette aufzunehmen. Der Antrag wurde am 4. November von den Abgeordneten debattiert.³⁶³ Inzwischen war der Waffenstillstand in Kraft getreten, und die plötzliche Flucht der sieben führenden Funktionäre des Komitees in der Nacht vom 1. auf den 2. November hatte zu erheblicher Unruhe geführt. Vielen galt das als Verrat oder als heimliches Schuldeingeständnis. Tatsächlich war die absehbare Inhaftierung durch die Alliierten wegen Völkermords und anderer Kriegsverbrechen der Hauptgrund für ihre Flucht gewesen. Umgehend beantragt die Regierung Izzet Pascha bei dem deutschen Geschäftsträger in Konstantinopel die sofortige Festnahme und Auslieferung der Flüchtigen, doch das war vermutlich mit Rücksicht auf die Waffenstillstandsbedingungen nicht mehr als ein abgekartetes Spiel, um sich nicht den Vorwurf einzuhandeln, man habe von der Flucht gewusst. Bereits am 3. November sind alle außer Enver, der sich zu seinem Bruder Nuri in den Transkaukasus absetzen will, unter strengstem Inkognito auf dem Weg von Sewastopol nach Berlin. In Konstantinopel allerdings läuft ein Teil der öffentlichen Meinung Sturm. Fuad Beys Antrag führt während der Parlamentsdebatte am 4. November dazu, dass eine parlamentarische Untersuchungskommission eingerichtet wird mit dem Ziel, die Kabinette Said Halim und Talaat Pascha vor den Hohen Gerichtshof zu bringen. Die so genannte Fünfte Kommission des Parlaments beginnt ihre Arbeit mit der Vernehmung von Said Halim am 9. November. Das wich-

tigste Ergebnis der Befragungen ist, dass der Eintritt in den Krieg über die Köpfe des Kabinetts hinweg rechtswidrig von einem kleinen »inneren Zirkel« des Komitees beschlossen wurde.³⁶⁴ Insgesamt jedoch sind die Ergebnisse der Fünften Kommission, was die Aufklärung der Verbrechen an den Armeniern betrifft, eher mager, obwohl Fuad in seinem Antrag die temporären Gesetze über Deportation und Enteignungen als »im völligen Widerspruch zu Geist und Buchstaben unserer Verfassung stehend« bezeichnet hatte und nicht weniger deutlich die Minister »der Mitwirkung an den tragischen Verbrechen« beschuldigte³⁶⁵, die von den Banden der *Teskilati Mahsusa* begangen wurden. Der ehemalige Justizminister Ibrahim gesteht bei den Anhörungen zwar ein, dass es während der armenischen Deportationen zu »scheußlichen Taten« gekommen ist, besteht jedoch darauf, dass dies alles »ohne das Wissen der Regierung«³⁶⁶ geschehen sei. Nichts gewusst zu haben ist die Haltung auch der übrigen Befragten.

Zu einem Beschluss über die Errichtung eines Hohen Gerichtshofs kommt es schon deshalb nicht, weil der Sultan das nach wie vor von komiteetreuen Abgeordneten beherrschte Parlament am 21. Dezember auflöst. »Die Gräueltaten, die an den Armeniern begangen wurden, haben unser Land in ein gigantisches Schlachthaus verwandelt«³⁶⁷, beendet Innenminister Mustafa Arif dort seine Rede, nachdem er den Abgeordneten den entsprechenden Erlass des Sultans mitgeteilt hatte. »Natürlich haben ein paar Armenier unsere Feinde unterstützt und Verbrechen gegen die türkische Nation verübt«, hatte Arif am 13. Dezember in einer Erklärung gesagt. Dem allerdings hätte man mit streng rechtsstaatlichen Mitteln begegnen müssen. »Es ist die Pflicht einer Regierung, nur die Schuldigen zu verfolgen«, so Arif. »Leider setzten unsere Führer im Krieg, vom Geist eines gewissen Bandentums erfüllt, das Deportationsgesetz auf eine Art und Weise um, die die Methoden der blutrünstigsten Banditen übertraf. Sie beschlossen, die Armenier auszulöschen, und das gelang ihnen auch.«³⁶⁸

Schon vor dem Waffenstillstand waren die Deportationsverbrechen am 19. Oktober im Osmanischen Senat zur Sprache gebracht worden. Ausgerechnet Ahmed Riza, der ehemalige positivistische

Führer des Komitees und frühere Mentor von Bahaeddin Schakir und Mehmed Nazim, findet dabei deutliche Worte. »Ahmed Riza Bey brandmarkte die Behandlung der Armenier und Araber unter dem Regime des früheren Kabinetts«, meldet die deutsche Botschaft nach Berlin, »und sprach die Erwartung aus, dass die Hinterbliebenen der Ermordeten aus der Verbannung zurückkehren und entschädigt werden würden.«³⁶⁹ Wörtlich hatte er gesagt, dass die Armenier »grausam ermordet wurden« und Araber, denen man eine Beteiligung am arabischen Aufstand vorgeworfen hatte, »erhängt und vertrieben wurden«. »Kein Mensch soll mehr im Exil leiden und darben«, schließt Riza seine Rede.³⁷⁰ Als er zwei Tage später für diese Äußerungen mit dem Argument kritisiert wird, er wolle damit einseitig nur die Türken zu Tätern machen, antwortet Riza mit derselben Klarheit, die Schuld treffe im Kern den osmanischen Staat, der die genannten Verbrechen ausschließlich aus »politischen« Gründen begangen habe. Ahmed Riza war kurz zuvor von Sultan Vahidettin zum Präsidenten des Senats ernannt worden und hatte in seiner Antrittsrede am 19. Oktober die Überzeugung zum Ausdruck gebracht, »dass mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Herrschers ein Zeitalter der Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit für das Land angebrochen«³⁷¹ sei. Deutlich wollte er mit solcher Wortwahl auch zu verstehen geben, dass dies in seinen Augen während der diktatorischen Alleinherrschaft des Komitees nicht der Fall gewesen war. Riza, der in den Jahren vor der Revolution 1908 als der unumstrittene Führer des Komitees im Pariser Exil galt, hatte sich schon in der Zeit, als Schakir und Nazim seine konservativ-moderne Bewegung in eine aktivistische nationalistische Kampfpartei umformten, mehr und mehr in Distanz zu dieser Art von Radikalismus begeben. Schakir hatte er frühzeitig eine fast krankhafte Armenierfeindlichkeit attestiert, doch erst die Vernichtungspolitik während des Kriegs führte zum Bruch mit dem von ihm nicht unwesentlich weltanschaulich und politisch geprägten Komitee. Am 25. September 1915 ist Ahmed Riza aus dem Komitee für Einheit und Fortschritt ausgeschlossen worden. Offensichtlich deshalb, vermutet damals ein österreichischer Diplomat, weil »Ahmed Riza die Regierung ganz offen wegen der rücksichtslosen Verfolgung der Armeni-

er getadelt hatte«. ³⁷² 1918 war es Rizas Rede im Senat, mit der die öffentliche Auseinandersetzung über die Verbrechen des Komitees eröffnet wurde.

Durch einen Antrag des griechischen Abgeordneten Emanuel Emanuelidi wird in den Parlamentsdebatten auch die Frage nach der kollektiven Verantwortung der türkischen Muslime aufgeworfen, die in seinen Augen in einer durch das islamische Recht begründeten Mentalität zu suchen ist, nach der Nichtmuslime grundsätzlich als Menschen zweiter Klasse betrachtet werden. ³⁷³ Kaum zweifelhaft ist, dass viele Türken und Kurden während der Massaker und Plünderungen tatsächlich den Versuchungen des *Djihad* zu einer gewissermaßen religiös sanktionierten Gesetzlosigkeit erlegen sind. Doch letztlich setzt sich eine gemäßigt-konservative Richtung durch, der unter anderem Senator Reschid Akif seine Stimme verleiht, indem er eine »hinterlistige Clique« für die Verbrechen verantwortlich macht, »die nicht erst seit vier, sondern seit zehn Jahren die islamische Welt und die gesamte Menschheit auf dieser Erde mit Füßen getreten hat«. ³⁷⁴ Senator Mahmud Pascha sagt im Osmanischen Senat am 2. Dezember 1918:

»Die Gräueltaten und Verbrechen waren zumeist von einigen der aktiven Mitglieder des Kabinetts beschlossen und organisiert worden, das zu dieser Zeit an der Macht war; sie wurden mit allen möglichen Mitteln und durch die Banden der Spezialorganisation *Teskilati Mahsusa* ausgeführt. Selbstverständlich ruht die Verantwortung für all diese Vorkommnisse und Handlungen auf den Schultern der ehemaligen Minister. Durch ihre Fehler in der Regierung und ihren Machtmissbrauch begingen sie schreckliches Unrecht und verursachten die schlimmen Folgen, die der Staat jetzt zu bewältigen hat.« ³⁷⁵

Mahmud Pascha, der Vizepräsident des Senats, weiß, wovon er redet. Als General war er an der Niederschlagung der »Konterrevolution« von 1909 beteiligt. Das Komitee verdankt ihm viel. Vor dem Krieg war er Marineminister, bei Kriegsbeginn Minister für öffentliche Arbeiten. Jetzt plädiert er energisch für die Einrichtung von Kriegsverbrechertribunalen gegen seine früheren Kabinettskollegen und die politische Köpfe des Komitees. »Das ganze Unternehmen«,

so Mahmud Pascha, »wurde in erster Linie und mit Entschiedenheit von Talaat Pascha und einigen anderen Mitgliedern des Zentralkomitees beschlossen und vorangetrieben.«

Unabhängig von der Fünften Kommission des Parlaments, an dessen ehrliche Absichten Sultan Vahidettin nicht so recht glauben wollte, ist am 23. November der ehemalige Wali von Angora (Ankara), Mazhar Bey, von der Regierung beauftragt worden, eine Kommission zu gründen, die in Sachen Kriegsverbrechen, einschließlich des Völkermords an den Armeniern, ermitteln soll. Hassan Mazhar war mit Bedacht ausgewählt worden, denn er hatte sich als Wali in Ankara 1915 den Deportationsbefehlen widersetzt. Die erpresserische Art und Weise, wie ihm der 28-jährige politische Kommissar Atif Bey damals die Anweisung Talaats aufnötigen wollte, dass »die Armenier während der Deportationen abgeschlachtet werden sollten«³⁷⁶, war ihm in lebhafter Erinnerung geblieben und hatte ihm tiefe Einblicke in den Politikstil des Komitees gewährt. Von der Nachkriegsregierung mit weitreichenden Kompetenzen für seine Kommission ausgestattet, ist Hassan Mazhar befugt, ohne Rücksicht auf Dienstgrad oder Amt Personen vorzuladen, Haussuchungen durchzuführen, Beweismittel zu beschlagnahmen, Verdächtige zu verhaften und in Untersuchungshaft zu überführen. Die Kommission arbeitet sehr effektiv. 130 umfangreiche und personenbezogene Dossiers führen zur Aufnahme von strafrechtlichen Verfolgungen.³⁷⁷

Im Januar 1919 waren die ersten Verhaftungen vorgenommen worden, teils aufgrund einer der Regierung von den Briten vorgelegten Liste, die zeitweise die Namen von mehreren hundert Personen enthält, doch erst im März herrscht Klarheit über die Art und Weise des Verfahrens. Die Angeklagten werden vor das Kriegsgericht und nicht, wie die Fünfte Kommission es vorgesehen hatte, vor den Hohen Gerichtshof bestellt. Wegen des andauernden Kriegsrechts waren ordentliche Gerichte ohnehin nicht zuständig, doch die Wahl des Kriegsgerichts hatte noch einen anderen Hintergrund. Vor dem Hohen Gerichtshof wären sie als politische Amtsträger und nicht in erster Linie als Personen angeklagt worden, was in der Konsequenz bedeuten konnte, dass auch Staatsorgane, politische Ämter oder Organisationen im Zweifelsfall selbst unter das Strafrecht fallen würden.

Um das zu vermeiden, hat das Kriegsgericht die Variante gewählt, sie nicht als Amtsträger, sondern als Mitglieder einer politischen Geheimorganisation, des Komitees für Einheit und Fortschritt, persönlich anzuklagen.³⁷⁸ Dennoch war die Einrichtung dieses Gerichtshofs, vor dem, so der Vorsitzende des Kriegsgerichts Nazim Pascha, »im Namen der allgemeinen Menschenrechte«³⁷⁹ Mitglieder einer verbrecherischen politischen Organisation im Besitz der Staatsgewalt von einem Gericht ihres eigenen Landes zur Rechenschaft gezogen werden sollten, etwas Ungewöhnliches. »Zum ersten Mal in der Geschichte«, so der Historiker Vahakn N. Dadrian, »wurde vorsätzlicher Massenmord, in internationalem Recht als Verbrechen ausgewiesen, nach einem inländischen Strafgesetzbuch abgeurteilt und somit die Gültigkeit des internationalen Rechts an die Stelle des nationalen gesetzt.«³⁸⁰ Die Verbrechen, um die es ging, nannte der Staatsanwalt mit deutlichen Worten während der Eröffnungssitzung des ersten Verfahrens »Verbrechen gegen die Menschheit«.³⁸¹

Als Anfang März Dr. Mehmed Reschid, der Henker von Diyarbakir, Selbstmord begeht, geraten die Verfahren auch in die internationalen Schlagzeilen. Reschid Bey hatte zu den ersten Verhafteten gehört, die Anfang des Jahres ins Gefängnis von Bekiraga gebracht wurden, doch am 25. Januar war er mit Hilfe politischer Sympathisanten wieder aus der Haft geflohen. Wahrscheinlich weil er genau wusste, wie wenig Zweifel an seiner eindeutigen Schuld übrig blieben, wenn er einmal vor Gericht gestellt würde, hat er sich das Leben genommen, um der erneuten Verhaftung zu entkommen. »Selbstmord bedeutet Geständnis«, meldet die *New York Times*. »Reschid Bey, ehemaliger Gouverneur von Diyarbakir, einer der Hauptschuldigen der Planung und Ausführung der armenischen Gemetzel, brachte sich gestern um, nachdem er von der Polizei festgenommen worden war.«³⁸² Am 8. April wird in einem untergeordneten Verfahren das erste Urteil gesprochen. Wegen »verschiedenartiger Massaker, Plünderungen und Beraubungen«³⁸³ wird der Landrat von Yozgat, Kemal Bey, zum Tode verurteilt und am 10. April auf dem Bayezit-Platz gehängt. »Damit«, so der sozialdemokratische *Vorwärts*, »hat die Abrechnung für die ungeheuerlichen Armeniervernichtungen in der Türkei begonnen.«³⁸⁴

Das Hauptverfahren wird am 28. April eröffnet und gegen Talaat, Enver, Djemal, Dr. Nazim und Bahaeddin Schakir in absentia durchgeführt. Sie sind in ihrer Eigenschaft als Amtsträger des Komitees für Einheit und Fortschritt oder als Mitglieder seines Zentralkomitees angeklagt, »durch die Bildung einer vierten bedrohlichen Kraft oberhalb der drei Kräfte« von Legislative, Exekutive und Justiz »die gesetzliche Form der osmanischen Herrschaft«³⁸⁵ zerstört und sich illegitim des Staats bemächtigt zu haben, um »dem Anschein nach mit der Absicht, nationale Bestrebungen zu befriedigen«, in Wirklichkeit »den Weltkrieg auszunutzen«, der ihnen die Gelegenheit gegeben hatte, ihre »heimlichen Ziele in die Tat umzusetzen«.³⁸⁶ Eindeutig ist mit dieser Formulierung in der Anklageschrift die Politik der Vernichtung der osmanischen Armenier gemeint. »Massaker an der Bevölkerung« werden ihnen zur Last gelegt, »Plünderungen von Gütern und Geldern, Verbrennen von Häusern und Leichen, Vergewaltigungen, Folterungen und Quälereien«, um auf diese Weise »die orientalische Frage«, also die Frage der christlichen Minderheiten im osmanischen Reich, gewaltsam zu lösen. Alles das, so die Anklage, sei nachweislich »von einer vereinigten zentralen Kraft organisiert« worden, »welche sich aus den genannten Personen zusammensetzte und deren Durchführung durch die Erteilung mündlicher und geheimer Befehle und Anordnungen gewährleistet und geleitet wurde«.

Eine zentrale Rolle im Verfahren selbst spielt die Aufklärung über die Sonderorganisation *Teskilati Mahsusa*. Nachdem die Angeklagten sich lange darauf zurückgezogen hatten, die *Teskilati Mahsusa* sei nichts als ein dem Kriegsministerium angegliedertes »offizielles Amt« gewesen, muss der Angeklagte Riza Bey während der fünften Sitzung des Gerichts zugeben, dass die *Teskilati Mahsusa* für die »verborgenen Umsiedlungs- und Massakerangelegenheiten« zuständig war. Dem Gericht ist dieses fast beiläufig und in Selbstverteidigung vorgebrachte Geständnis deshalb wichtig, weil es in ihm eine Bestätigung seiner durch verschiedene Zeugenaussagen und Dokumente belegten Anschuldigung sehen kann, dass die *Teskilati Mahsusa* eine auf »kriminelle Operationen und Handlungen« ausgerichtete Geheimorganisation der Partei zur Vernichtung der os-

manischen Armenier gewesen ist, also die eigentliche Sturmtruppe des Völkermords. »Die Ermordung und Vernichtung der Armenier und die Plünderung und der Raub ihrer Güter sind das Ergebnis der Beschlüsse des Zentralkomitees von Einheit und Fortschritt«, hatte General Vehib Pascha in einer schriftlichen Aussage, die dem Gericht vorliegt, festgehalten. »Derjenige, der im Gebiet der Dritten Armee Menschenschlächter heranschaffte, diese leitete und einsetzte, ist Bahaeddin Schakir Bey.« Schakir, das war allgemein bekannt, hatte in Erzurum die operative Leitung der *Teskilati Mahsusa* in seinen Händen. Seine Anweisungen an Nazim Bey, die Massaker bei Mamuret el-Aziz betreffend, werden in der Anklageschrift ausdrücklich in vollem Wortlaut zitiert, auch entsprechend eindeutige Verbindungen zwischen der *Teskilati Mahsusa*, dem Zentralkomitee und dem Innenministerium. »Anhand der Indizien, Beweise und der Gesamtheit der Dokumente« sieht es das Gericht als erwiesen an, dass die Sonderkommandos der *Teskilati Mahsusa* »in der Angelegenheit eingesetzt wurden, die Kolonnen der Umgesiedelten zu ermorden und zu vernichten«. Es widerspricht damit eindeutig jeder Version der Ereignisse, in der die Opfer zu »Kollateralschäden« einer ansonsten auf bloße »Umsiedlung« gerichteten Operation erklärt werden sollen. Das Gericht hat keinen Zweifel, dass es sich bei den Vertreibungen der Jahre 1915-17 um einen geplanten Massenmord gehandelt hat. Extremer Nationalismus, die »sonderbare« Auffassung, »die Nation als Quelle der Freiheit« aufzufassen, ist nach Ansicht des Gerichts das Motiv dieser politischen Verbrechen gewesen.

Die Prozesse haben in der Türkei eine erhebliche Publizität erzeugt. Die Zeitung *Sabah* bezeichnet das Hauptverfahren sogar als den wichtigsten Prozess in der Geschichte des Osmanischen Reichs.³⁸⁷ Mitte März hatten verschiedene Blätter eine Erklärung des neuen Innenministers Djemal publiziert, dass »800000 Armenier tatsächlich ermordet worden waren«³⁸⁸. Er sorgt mit diesen offenen Worten für ein ziemliches Aufsehen, bei dem sich zum ersten Mal auch Gegner der Verfahren wieder lautstark äußern. »Das ziemt sich nicht für einen muslimischen Minister«³⁸⁹, wirft der Schriftsteller und Nationalist Süleiman Nazif Djemal vor. Doch auch Mustafa Kemal

»Atatürk« nennt gegenüber dem amerikanischen General James G. Harbord die Zahl von 800 000 umgekommenen Armeniern, allerdings mit der Einschränkung: »Die Ermordung von Menschen und ähnliche Verbrechen kommen in Amerika, Frankreich und England ebenso vor, doch nur die Türkei wird für das Massaker an 800 000 ihrer Staatsbürger zur Rechenschaft gezogen.«³⁹⁰ Sichtlich waren die Massenmorde für Mustafa Kemal eine unbestreitbare Tatsache, der er aber kaum eine moralische oder rechtspolitische Bedeutung beimisst. Ganz im Gegensatz zu dem kurzzeitigen Konstantinopler Innenminister Djemal, für den die Aufarbeitung der Vergangenheit eine unverzichtbare Bedingung des nationalen Neubeginns bleibt. »Hat die Nation nicht das Recht auf einen Bericht über die Gräueltaten?«, fragt Djemal. »Nur so wird die blutige Vergangenheit ausgelöscht.«³⁹¹

Talaat, Enver, Djemal Pascha und Dr. Nazim werden am 5. Juli 1919 in Absentia zum Tode verurteilt, Bahaeddin Schakir erhält am 13. Januar 1920 in einem getrennten Verfahren dieselbe Höchststrafe. Insgesamt kommt es bei den Verfahren des Kriegserichtshofs zu 17 Todesurteilen, von denen aber nur drei vollstreckt werden können. »Was von uns erwartet werden kann, ist eine Gerechtigkeit im Namen der allgemeinen Menschenrechte«, hatte Staatsanwalt Mustafa Nazim bei der Eröffnung des Hauptverfahrens gesagt. »Die unschuldig Ermordeten werden wieder auferstehen.«³⁹²

In dieser Zeit lebt Talaat unbehelligt in der Hardenbergstraße in Berlin und ist damit befasst, aus der Ferne die Fäden des türkischen Untergrunds zusammenzuhalten. »Keineswegs gewillt, die Niederlage als etwas Endgültiges hinzunehmen«, wird »die Hardenbergstraße«, während gegen Talaat in absentia wegen vorsätzlichen Massenmordes verhandelt wird, zu einer Schaltstelle des revanchistischen jungtürkischen Exils und seiner klandestinen Netze. Aus der Hardenbergstraße gibt Talaat Anweisungen an die Werwolforganisation *Karakol* in der Türkei. Am 10. April 1919 organisiert *Karakol* anlässlich der Hinrichtung des als Kriegsverbrecher verurteilten Mehmed Kemal Bey eine Großkundgebung zu seinem Begräbnis, die in Konstantinopel und Anatolien einen nachhaltigen Stimmungsumschwung gegen die »Siegerjustiz« einleitet. *Karakol* hatte über seine

Untergrundkanäle um die tausend »Einladungen« zum Begräbnis Kemals an Vertrauensleute versandt.³⁹³ Auf diesen Demonstrationen, die zwei Tage andauern, wird Kemal Bey von alten Anhängern des Komitees und neuen Anhängern der Nationalbewegung Mustafa Kemals öffentlich als »großer Märtyrer der Türken« gefeiert.

Der Wind beginnt sich zu drehen. Noch größer sind die Demonstrationen auf dem Sultan-Ahmed-Platz am 23. Mai nach der griechischen Besetzung Smyrnas. *Karakol* hatte seine Leute auch in den Gefängnissen, in denen verhaftete Kriegsverbrecher einsitzen. Sie gewähren ihren Gefangenen Freigang, sie sorgen dafür, dass der Schlächter von Diyarbakir, Mehmed Reschid, fliehen konnte. *Karakol* schleust gesuchte Kriegsverbrecher nach Anatolien, *Karakol* spielt auch durch Waffenschmuggel eine große Rolle beim Aufbau von Mustafa Kemal »Atatürks« Nationalbewegung. 1920 weist Talaat Pascha *Karakol* an, in Zukunft die Führungsrolle Mustafa Kemals, den er anfangs lange Zeit glaubte für seine eigenen Zwecke funktionalisieren zu können, umstandslos zu akzeptieren.³⁹⁴ Spätestens seit dem Vertrag von Sevres am 10. August 1920, in dem Armenien weite Teile Ostanatoliens zugesprochen werden, hat jedoch für Talaat die Stunde der Einheitsfront aller Irredentisten geschlagen. Auch die Haltung Mustafa Kemals zu den Prozessen des Kriegsgerichtshofs nimmt in dieser Zeit deutlich an Schärfe zu. Für den Fall, dass dort noch irgendein Todesurteil vollstreckt werden sollte, lässt er das britische Hochkommissariat in Konstantinopel wissen, sei »entschlossen beabsichtigt, die in unseren Händen befindlichen englischen Gefangenen sofort allesamt hinzurichten«.³⁹⁵ Das ist eine terroristische Sprache in der besten Tradition des Komitees, dem Mustafa Kemal schließlich selbst seit 1907 angehört hatte. Am 11. August 1920 beschließt die Nationalregierung in Ankara, die Kriegsgerichte, die sich »mit Verfahren wegen der Deportation« befassen, aufzulösen, ein Beschluss, der allerdings erst nach der Einnahme Konstantinopels durch die Nationalregierung im November 1922 wirksam werden kann. Der hoffnungsvolle Versuch einer Aufarbeitung der Vergangenheit ist damit beendet.

Enver Paschas Ende

Enver Pascha ist in Moskau, als Mehmed Talaat am 15. März 1921 in Berlin durch den Pistolenschuss Soghomon Tehlirjans auf der Berliner Hardenbergstraße ermordet wird. Unübersehbar hatte es in der letzten Zeit immer öfter Differenzen zwischen diesen beiden einst mächtigsten Männern des Komitees gegeben. »Seine Zeit ist gekommen«, ist Envers emotionslos und lakonisch vorgetragener Kommentar, als er beim Abendessen in einem Gästehaus der Sowjetregierung die Nachricht vom Attentat auf den ehemaligen Großwesir in der Zeitung liest.³⁹⁶ Er selbst war seit Februar in der sowjetischen Hauptstadt, um von dort aus seine Rückkehr nach Anatolien vorzubereiten. Anders als Talaat war für den nun 40-jährigen Enver das Ende seiner großen Ambitionen noch lange nicht gekommen. Den Sowjets gegenüber hatte er sich nach dem Krieg als politische Alternative zu Mustafa Kemal »Atatürk« aufzubauen versucht. Nach wie vor verfügte er über eine große Anhängerschaft in der Armee, die in Anatolien weitgehend die von den Alliierten verlangte Demobilisierung verweigert hatte, und über ein Netz von *Fedaii* der *Teskilati Mahsusa*, die ihm seit Jahren persönlich verpflichtet und ergeben waren. Im März 1921 hatte die Sowjetregierung jedoch für ihn unerwartet einen Freundschaftsvertrag mit Mustafa Kemals Nationalregierung in Ankara unterzeichnet. Enver verlässt Moskau am 30. Juli gemeinsam mit einem seiner wichtigsten *Teskilati Mahsusa*-Agenten, um in Batum am Schwarzen Meer mit dem aus Berlin angereisten Dr. Nazim und einer Reihe seiner Anhänger aus Anatolien die Machtübernahme in Ankara zu beraten. Auf einem Kongress in Batum am 5. und 6. September geht er dabei sogar so weit, das Komitee, dessen Netze während der ersten Nachkriegsjahre im Untergrund funktionsfähig geblieben waren, unter dem Namen »Partei

für Einheit und Fortschritt« offiziell neu zu gründen.³⁹⁷ Doch nur eine Woche später ist Mustafa Kemals Position nach einem großen Sieg über die in Anatolien vorrückende griechische Armee von niemandem mehr in Frage zu stellen. Die Sowjetregierung sieht in ihm nun den unumstrittenen Führer der Türkei. Auch Envers Zeit war gekommen.

Envers Verbindungen nach Moskau gehen auf einen abenteuerlichen Gefangenen austausch zurück. Enver und Talaat waren mit dem festen Willen, über ihre Untergrundnetze in der Türkei den Krieg von Berlin aus fortzusetzen, auf der Suche nach Verbündeten gegen die Besatzungsmächte, insbesondere gegen das Britische Empire, als sich ihnen die Gelegenheit bietet, Karl Radek, einen Repräsentanten der Sowjetregierung, im Moabiter Gefängnis aufzusuchen. Talaat hatte den dort seit dem Ende des Spartakusaufstands Inhaftierten während der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk kennen gelernt. Die beiden Türken sind sogar die ersten einer Reihe von hochrangigen Besuchern, die Radek damals in Moabit empfängt.³⁹⁸ Radeks Netze wirken, auch aus dem Moabiter Gefängnis heraus. Am 28. März 1920 sind Enver und Bahaeddin Schakir an Bord des Junkers-Flugzeugs »Annelise« auf dem Weg nach Moskau, um dort einen Austausch deutscher Geiseln gegen Radek auszuhandeln und mit der Sowjetführung erste Kontakte aufzunehmen. Den Flug hatte Professor Friedrich Sarre aus Babelsberg vermittelt, der familiär mit Hans Humann, dem ehemaligen deutschen Marineattaché in Konstantinopel, verbunden ist. Ihm gelingt es, Hugo Junkers aus Dessau, der an russischen Standorten für seine durch den Versailler Vertrag in Frage gestellte Flugzeugproduktion interessiert ist, von der Mission zu überzeugen. Oberleutnant Hans Hesse, der Pilot, ist ein Mann, der während des Kriegs als Jagdflieger in der Türkei im Einsatz war und seine orientalischen Passagiere kennt. Um 12 Uhr 15 hebt das Flugzeug bei klarem Wetter und günstigem Wind in Berlin-Johannisthal ab, doch der Flug endet in einer Katastrophe. Die Maschine ist überladen, der Kühler verliert Wasser, und der Vergaser hatte sich über Ostpreußen festgefressen. Nach mehreren Zwischenlandungen endet das Unternehmen mit einer Notlandung bei Kaunas in Litauen. Dort werden die Insassen von der britischen Mi-

litärmission festgesetzt und verhört, doch bevor die Identität Envers und Schakirs aufgedeckt wird, können beide mit Hilfe eines Piloten des deutschen Baltikumkorps zurück nach Deutschland fliehen.³⁹⁹

Erst im zweiten Anlauf kommt Enver nach Moskau, wo er noch im späten Frühjahr 1920 Verbindung mit Trotzki aufnimmt. Enver wohnte damals in Berlin zeitweilig bei Hannah von Wangenheim, der Frau des ehemaligen deutschen Botschafters in Konstantinopel, die kurz vor ihm auch den Putschisten Wolfgang Kapp beherbergt hatte. »Nachdem Kapp fort war«, berichtet Harry Graf Kessler, »ist Enver bei Hannah in Kapps Zimmer eingezogen und hat dort mit ›seinen Bolschewisten‹ konspiriert, bis er nach Rußland fortflog.«⁴⁰⁰ In Moskau geht es um Waffenlieferungen für den nationalen Widerstand in Anatolien, die über deutsche Mittelsmänner abgewickelt werden sollen. »Ich habe hier mit dem Stellvertreter des Oberbefehlshabers Trotzki gesprochen«, so Enver im August 1920 an General von Seeckt. »Sie haben mir jede mögliche Hilfe für unsere Armee in Anatolien zugesagt, doch da sie selbst großen Mangel an Gewehren und Munition haben, können sie uns nicht viel überlassen. So haben sie mir vorgeschlagen, dieses Kriegsmaterial auf unsere Rechnung in Deutschland zu kaufen und es über Russland liefern zu lassen.«⁴⁰¹ Im gleichen Atemzug geht es um Möglichkeiten für die Reichswehr, die Bestimmungen des Versailler Vertrags mit Hilfe der Sowjets zu unterlaufen. Und es geht um Polen – bis zu einer Blaupause des Überfalls auf den Sender Gleiwitz.

Im August 1920, nach der sowjetischen Niederlage bei Warschau, bedrängt Enver General von Seeckt im Namen Trotzkis, einen Zwischenfall im polnischen Korridor zu inszenieren, der Deutschland einen Anlass bieten könnte, in Polen einzumarschieren. Im Gegenzug wollten die Sowjets die deutschen Grenzen von 1914 respektieren.⁴⁰² Daraus wird allerdings nichts, weil General Tuchatschewski und die Rote Armee zu dieser Zeit schon viel zu weit zurückgeschlagen sind. Das sprichwörtliche »Wunder an der Weichsel«, bei dem sich das Kriegsglück zu Gunsten der Polen wendete, hatte eine mögliche neue Teilung Polens verhindert.

Aber Enver ging es ohnehin nicht vorrangig um Polen. Während sich Talaat in Berlin zunehmend Mustafa Kemals Linie nähert,

verfolgt Enver weit abenteuerlichere Pläne. Talaat sucht von Berlin aus einen politischen Ausgleich mit den Briten zugunsten der anatolischen Nationalbewegung, während Enver immer mehr der Obsession anheimfällt, gemeinsam mit den Bolschewiken dem britischen Imperialismus in Asien einen Todesstoß versetzen zu wollen. Noch einmal irrlichtert die Idee »Turan« in seinem Kopf und führt ihn auch aus diesem Grund nach Moskau. »1920 erreichte er schließlich Moskau, wohin ihm Ahmed Djemal Pascha und andere prominente Türken wie Nuri Pascha und Halil Pascha vorausgegangen waren«, so der Historiker Charles Warren Hostler. »Offiziell kam Enver als Freund der Sowjetunion und als Feind Großbritanniens, das die Kommunisten bekämpfte und das türkische Reich vernichtet hatte. Inoffiziell jedoch plante er die Wiedererrichtung des Königreichs Timur und betrachtete sich selbst als Herrscher eines Imperiums, das Chinesisch-Turkestan, Russisch-Turkestan, Kasachstan und Afghanistan umfasste. Wie Alexander der Große wollte er durch den Khaiberpass nach Indien marschieren und dem britischen Empire den Todesstoß versetzen. Enver war der Überzeugung, dass der Erfolg seines Reichs davon abhing, dass er das Zentrum der türkischen Welt, die Türkei, beherrschte und Mustafa Kemal Pascha gestürzt würde.«⁴⁰³ Doch Enver bleibt bis ans Ende seiner Tage in Mittelasien.

Nachdem er dem indischen Kommunisten Roy seine Pläne eines zentralasiatischen Reichs auf Kosten der Sowjets enthüllt und dieser Lenin und Tschitscherin von Envers Verrat Mitteilung gemacht hatte⁴⁰⁴, trennt er sich von den Sowjets. Auch ist ihm nach dem Kongress in Batum klar geworden, dass jede Hoffnung auf eine Rückkehr in die Türkei nach Mustafa Kemals großem Sieg über die Griechen vorerst aussichtslos geworden ist, es sei denn, es gelingt ihm noch einmal ein ganz großes Spiel. Anfang Oktober 1921 kommt Enver Pascha in Buchara an, ursprünglich mit dem Einverständnis Lenins dorthin gesandt, um die mittelasiatischen Muslime für ein Bündnis mit der bolschewistischen Sache zu gewinnen. Doch in Buchara nimmt er stattdessen Kontakt zur turkmenischen Nationalbewegung auf, um sich selbst an die Spitze ihres Kampfs gegen die Moskauer Zentralregierung zu setzen. Er war ein »großer Idealist«, ein Träumer ohne

jede Kenntnis der Geographie und anderer Gegebenheiten dieser Region, wie ein Führer der turkmenischen Nationalbewegung dort etwas irritiert bemerkt. Ohne Zweifel sei er erst in Buchara selbst auf die Idee gekommen, »nicht nur gegen die Bolschewiken Stellung zu beziehen, sondern sie tatsächlich anzugreifen«. ⁴⁰⁵ Doch schon nach kurzer Zeit hat sein Charisma gesiegt. Enver nennt sich nun »Oberbefehlshaber der Armeen von Buchara, Khiva und Turkestan«, er hat eine kämpfende Truppe um sich geschart, gibt wie gewohnt seine Anweisungen und nimmt im Frühjahr 1922 mit seinen Truppen Duschanbe ein. Er kontrolliert jetzt fast das gesamte Gebiet des ehemaligen Emirats von Buchara, was in etwa dem Gebiet des heutigen Tadschikistan entspricht, und ist für kurze Zeit Führer eines unabhängigen »turanischen« Staats in Mittelasien. Doch im Juni 1922 muss er seine erste Niederlage hinnehmen, als ihm eine Übermacht der Roten Armee unter General Kakurin empfindlich zusetzt und ihn zwingt, im Bergland des Pamir Zuflucht zu suchen. Mittlerweile hatte ihm auch der afghanische König Amanullah, der ihn lange Zeit mit Waffen und Ausrüstung unterstützt hatte, seinen Beistand entzogen.

Am 4. August 1922 wird der von sowjetischen Kundschaftern fieberhaft Gesuchte mit fünfundzwanzig Reitern in der Nähe des Dorfs Obtar in Belcivan von einer ganzen Division der Roten Armee umstellt. Die Dorfbewohner feiern gerade das heilige muslimische Bayram-Fest, als eine Vorhut von dreihundert Rotgardisten auf sie zukommt. Obwohl die Sache völlig aussichtslos ist, ordnet Enver sofort eine Reiterattacke seiner Krummschwerter auf die Maschinengewehre der Bolschewiken an, als wolle er damit bewusst ein letztes Opfer für die heilige Sache »Turan« zelebrieren. Er selbst, der mit seinem Grauschimmel »Derwisch« allen voranreitet, wird als Erster tödlich getroffen. Am 22. Juli 1922 hatte er seiner Frau in Berlin einen letzten Brief geschrieben: »Die Rote Armee setzt uns fürchterlich zu, Duschanbe ist schon an sie gefallen. Zusammen mit den Wildblumen, die ich dir jeden Tag von hier schicke, sende ich dir mit diesem Brief den abgebrochenen Zweig von einer Ulme, unter der ich geschlafen habe. Auf diesen Baum habe ich deinen Namen eingeritzt. Dein geliebter Enver.« ⁴⁰⁶ Der ewige Krieger Enver Pascha

konnte, was schon Henry Morgenthau bemerkt hatte, zu manchen Zeiten ungeheuer sentimental und fast poetisch werden. Nach seinem Tod übergibt die sowjetische Vertretung in Berlin Envers Frau den kleinen Koran, den er immer bei sich trug und der bei seiner Leiche gefunden wurde.⁴⁰⁷

Nemesis

Die unschuldig Ermordeten sind nicht wieder auferstanden, wie Staatsanwalt Mustafa Nazim es gefordert hatte. Spätestens seit Mitte 1920, als Mustafa Kemal die Engländer mit Geislerschießungen für den Fall weiterer Todesurteile des Kriegsgeschichtshofs zu erpressen versuchte, war klar geworden, dass der Aufarbeitung der Vergangenheit und der Bestrafung der Täter bald ein Ende gesetzt werden würde. Es ist diese Zeit der enttäuschten Hoffnungen, in denen sich der Gedanke einer systematischen Selbstjustiz gewisser armenische Kreise bemächtigt. Dabei hat die Person Soghomon Tehlirjan eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Er war nach den Wirren des Kriegs Ende Dezember 1918 von Tblissi nach Konstantinopel gefahren, um dort vielleicht etwas über das Schicksal seiner Familie in Erfahrung bringen zu können. Die Stadt ist voll mit solchen Verzweifelten, die sich vor dem Gebäude und in den Redaktionsräumen der armenischen Zeitung *Azadamart* drängeln und eine Suchanzeige aufgeben oder nur unter den dort Versammelten ein bekanntes Gesicht entdecken wollen. Doch Tehlirjans Suche bleibt vergeblich. Schon in Tblissi, wo er sich vorher aufgehalten hatte, war einem alten Bekannten aus Erzincan aufgefallen, dass sich in seinem Verhalten etwas auffällig verändert hatte.⁴⁰⁸ Er zeigte sprunghafte Anwendungen von Kramp fzuständen wie bei einer Epilepsie, er schien hin- und hergerissen zu sein zwischen dem Wunsch nach einem friedlichen Neuanfang und einem unruhigen Drang zur Rache, der sich bei ihm immer mehr festsetzte.

Am 24. April 1919 besucht er in Konstantinopel eine Messe zum Gedenken an den vierten Jahrestag der ersten großen Massenverhaftungen von armenischen Intellektuellen und politischen Führern der Stadt, mit denen das große Verbrechen seinen Anfang nahm.

Einige wenige Überlebende von damals waren auch zugegen, unter ihnen Melkon Giulistanian, der den Versammelten noch einmal die Samstagnacht in Erinnerung rief, als sie plötzlich aus ihren Betten gerissen, teilweise noch in ihrer Nachtkleidung verhaftet und in das Zentralgefängnis von Sirkedji verschleppt wurden. Giulistanian erzählte auch von Talaats mit Hilfe des armenischen Kollaborateurs Harutiun Mugerditchian zusammengestellter »schwarzer Liste«, nach der Polizeichef Bedri Bey vorging, als er sich seine Opfer der Reihe nach aussuchte. Tehlirjan war Tage zuvor auf das Haus aufmerksam gemacht worden, in dem Mugerditchian lebte. Am Abend dieses Sonntags erschießt er ihn mitten im Kreis seiner Abendgäste durch ein hell erleuchtetes Fenster mit einem einzigen gezielten Schuss.

Wenige Tage zuvor war es anlässlich der Vollstreckung des Todesurteils gegen den Henker von Yozgat, Kemal Bey, zu großen öffentlichen Massendemonstrationen gegen den Kriegsgerichtshof des Sultans und die Verfolgung von gesuchten Kriegsverbrechern gekommen, doch die Hauptschuldigen hatten sich ohnehin rechtzeitig ins Ausland abgesetzt. Tehlirjans kalte Hinrichtung von Mugerditchian lässt in dieser Situation die Frage nach einer systematischen Verfolgung der flüchtigen Schuldigen, über die immer wieder geredet worden war, plötzlich in armenischen Kreisen zu einer ernsthaften Angelegenheit werden. Im Juli werden Talaat, Enver, Djemal und Dr. Nazim vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, doch es dauert noch mehr als ein Jahr, bis Tehlirjan, mittlerweile in Paris, plötzlich die Aufforderung erhält, sich in die Vereinigten Staaten zu begeben, um dort weitere Anweisungen für die Verfolgung und Ermordung Talaat Paschas in Berlin zu erhalten.

In Boston erfährt Tehlirjan schnell, dass die treibende Kraft, die hinter seiner »Berufung« steht, Armen Garo ist. Der frühere osmanische Parlamentsabgeordnete von Erzurum, mit dessen Ablehnung als Sekretär des norwegischen Reforminspektors Hoff Talaat die ersten Signale seiner auf Ausschaltung gerichteten Armenierpolitik gegeben hatte und der während des Kriegs armenische Freiwilligenbataillone auf russischer Seite kommandierte, war nun Vertreter der armenischen Republik und Repräsentant der Daschnaken in den

Vereinigten Staaten. Tehlirjan war Garo von einer gemeinsamen Bekannten, Yeranuhi Danielian, regelrecht empfohlen worden. Er hatte sie unter den nach Überlebenden Suchenden in den Räumen der Zeitung *Azadamart* kennen gelernt, sie hatte ihn auf das Haus von Mugerditchian aufmerksam gemacht, und sie war nach dem Anschlag auf den Kollaborateur zu der Überzeugung gekommen, dass Tehlirjan für die Operation »Nemesis«, die nun in Boston generalstabsmäßig vorbereitet wurde, ein geeigneter Mann war.

»Nemesis« rekrutiert auch andere Rächer. Den ehemaligen Großwesir Said Halim trifft es am 6. Dezember 1921 in Rom, nachdem »Nemesis« den *Avenger* Arshavir Shiragian im Juni an den Tiber beordert hatte. »Unsere Organisation«, so Shiragian in seinen Memoiren, »bestrafte Individuen, die in absentia des Massenmords für schuldig befunden und verurteilt worden waren.« Said Halim war vor dem Kriegsgerichtshof wegen Beihilfe zum Mord angeklagt.⁴⁰⁹ Shiragian hätte ihn beinahe am designierten Tag, dem 6. Dezember, am Ausgang seiner Residenz in der Nähe der Villa Borghese verpasst, als ihm plötzlich an einer anderen Stelle zufällig eine Kutsche über den Weg fährt, in der er Said Halim sitzen sieht. In einer abenteuerlichen Aktion springt er kurz entschlossen auf das Trittbrett, hält sich dort an einem Messinggriff fest und zielt auf den Kopf Said Halims, der gerade noch entsetzt seinen Attentäter wahrnehmen kann, bevor der den tödlichen Schuss abgibt. Die Pferde sind von dem lauten Knall aufgeschreckt worden und drehen durch, sodass Shiragian in einem geeigneten Augenblick von der schlingernd davonrasenden Kutsche abspringen kann. »Das hier ist ein politisches Attentat!«, ruft er den Passanten zu, von denen einige auf dem Weg sind, ihn zu ergreifen. »Ihr habt damit nichts zu tun.« Ähnlich hatte auch Tehlirjan in Berlin reagiert, als man ihn auf der Fasanenstraße fasste. Doch Arshavir Shiragian weiß sich seiner Verfolger durch einige Pistolenschüsse in die Luft zu entledigen. Er entkommt, nur um in Berlin seinen nächsten Auftrag auszuführen: die Hinrichtung Bahaeddin Schakirs und Djemal Azmis, des ehemaligen Walis von Trapezunt.

Dr. Bahaeddin Schakir ist seit dem Tod Talaat Paschas der unbestrittene Führer des jungtürkischen Exils in Berlin. Er unterhält

dort, wie das Auswärtige Amt feststellen kann, nach wie vor »einen recht lebhaften Verkehr« mit Mustafa Kemals Nationalbewegung in Ankara, »der sich durch besondere Kurierere vollzieht«.410 Shakir war im Harput-Verfahren des Kriegsgerichtshofs am 13.1.1920 wegen Mord und Anstiftung zum Mord zum Tode verurteilt worden411 und er Rache Tehlirjans nur deshalb entkommen, weil der die strikte Weisung aus Boston erhalten hatte, sich im März 1921 ganz auf die Nummer 1 der »Nemesis«-Liste, den ehemaligen Großwesir Talaat Pascha zu konzentrieren. Am Ostermontag, dem 17. April 1922, zieht sich Arsahvir Shiragian sein kragenloses weißes Hemd an, das er auch am Tag der Ermordung Said Halims getragen hatte und das ihm seitdem als eine Art Talisman dient, um Schakir in der Uhlandstraße aufzulauern. Bei ihm ist Aram Yerganian, ein anderer Agent von »Nemesis«, der zuvor in Tblissi den für die Massaker in Baku 1918 verantwortlich gemachten Fathali Khan Khoiski erschossen hatte. Als sich gegen Mitternacht die Haustür in der Uhlandstraße 80 öffnet, sehen die beiden Bahaeddin Schakir Arm in Arm mit Djemal Azmi auf die Straße treten, hinter ihnen die Witwe Talaat Paschas, Hayriye Hanim, und Schakirs Frau. Djemal Azmi, der vom Kriegsgericht in Konstantinopel am 5. Juli 1919 unter anderem wegen der Ertränkungen auf dem Schwarzen Meer vor Trapezunt zum Tode verurteilt worden war, unterhielt einen Tabakwarenladen in der Uhlandstraße 47, der als verdeckte Anlaufadresse und Treffpunkt in Berlin diente.

Sie befinden sich kurz vor dem Kurfürstendamm, als Hayriye Hanim sekundenschnell die Gefahr erkennt. Neben ihr war Arshavir Shiragian aufgetaucht, in dessen rechter Hand sie eine Pistole sehen konnte. Sofort stürzt sie sich auf ihn, doch die zarte Frau wird von ihm zurückgestoßen und fällt laut schreiend auf das Pflaster. In diesem Augenblick dreht sich Djemal Azmi um und wird von Shiragians gezieltem Schuss unter dem linken Auge getroffen. Bahaeddin Schakir, von dem Knall aufgeschreckt, versucht seine Pistole aus der Tasche zu ziehen, als er durch einen zweiten Schuss Shiragians eine Streifwunde an der Wange erhält. In diesem Augenblick greift Aram Yerganian in das Geschehen ein und trifft Schakir direkt in die Brust. Ein paar Schüsse in die Straßenlaternen lassen das Licht

ausgehen und die beiden Attentäter in der Dunkelheit entkommen. Diesmal aber weiß die Berliner Polizei, anders als bei dem Attentat auf Talaat Pascha, dass es sich um Racheakte einer »geheimen Mordorganisation« gehandelt hat, die von Boston aus geplant und organisiert worden sind. Die deutsche Botschaft in Washington hatte sie vorgewarnt. Fünfzehn Armenier werden verhaftet, doch unter ihnen ist keiner des Netzwerks »Nemesis«, das sich unerkannt aus Berlin zurückziehen kann.

Am 21. Juli 1922 wird abends um zehn Uhr Djemal Pascha auf der Straße Peters des Großen im Tblissiser Stadtteil Ssololaki erschossen. »Djemal Pascha ging mit Nusrat Bey Arm in Arm, Ssurai Bey einige Schritte vor ihnen, allein«, berichtet der deutsche Gesandte in Georgien. »An der Ecke der Shukowsky-Straße tauchten plötzlich zwei Individuen auf (es könnten auch mehr gewesen sein) und feuerten, offenbar aus selbsttätigen Revolvern, ein über das andere Mal auf die beiden nichts Böses ahnenden Djemal Pascha und Nusrat Bey, die noch kaum in die Lage gekommen zu sein schienen, sich irgendwie zur Wehr zu setzen, denn beim Niederfallen haben sie nicht einmal die Arme aus der Verschränkung gelöst.«⁴¹² Djemal hatte erst im April am Begräbnis für Schakir und Azmi teilgenommen und war von Berlin nach Tblissi gereist, um die bolschewistische Regierung in Fragen des Transkaukasus zu beraten. Auch dieses letzte Attentat geht auf das Konto von »Nemesis«.

Dr. Mehmed Nazim war zehn Tage nach dem Anschlag auf Bahadeddin Schakir in die Türkei zurückgekehrt, nachdem er akzeptiert hatte, sich in das neue kemalistische Regime zu integrieren. Noch einmal versucht er dort, wie mit Enver in Batum, das Komitee als »Partei für Einheit und Fortschritt« wieder auferstehen zu lassen, und bietet diesmal Mustafa Kemal die Führung der erneuerten Bewegung an. Doch der sieht keinen Anlass, sich einem politischen Körper unterzuordnen, der nicht ganz auf seine eigene Person bezogen ist. In einem kemalistischen Schauprozess in Ankara wird Mehmed Nazim 1926 verurteilt und hingerichtet – wegen einer angeblichen Verschwörung gegen »Atatürk«, nicht etwa wegen Verbrechen gegen die Menschheit. Präsident dieser kemalistischen »Unabhängigkeitsgerichte« ist der ehemalige Offizier der Sonderkommandos

Teskilati Mahsusa, Kel Ali, ein alter Freund und Kampfgefährte Dr. Nazims aus jungtürkischen Terrorzeiten. Neben Mehmed Nazim trifft es den ehemaligen Parteisekretär von Trapezunt, Yenibahce-li Naiil, den Schakir-Vertrauten Filbeli Hilmi und den ehemaligen Sicherheitschef im Innenministerium Talaats, Ismail Djanbolat, sowie den Chef von *Karakol*, Kara Kemal, der allerdings Selbstmord begeht, bevor das Urteil vollstreckt werden kann.⁴¹³ Mustafa Kemal unterzeichnete diese Urteile persönlich an dem Tag, als sie verkündet wurden.

Doch daraus den Schluss zu ziehen, er habe damit seine Nationalbewegung von alten Kadern des Komitees »gesäubert«, ist falsch. Sükrü Kaya, der von Talaats Ministerium des Inneren entsandte Verschickungskommissar von Aleppo, der von Konsul Rößler mit den Worten zitiert wird: »Das Endresultat muss die Ausrottung der armenischen Rasse sein«⁴¹⁴, brachte es nach dem Krieg sogar zu hoher Prominenz. Er war bis 1938 Innenminister der türkischen Republik und Generalsekretär der von Mustafa Kemal gegründeten Republikanischen Volkspartei. Mehmed Nazims Schwager Dr. Tevfik Rüstü Aras, während des Völkermords als Mitglied des Hohen Gesundheitsrats mit der organisierten Beseitigung von Leichen ermordeter Armenier befasst, war bis 1938 Außenminister. Mustafa Abdülhalik, der ehemalige Wali von Bitlis und Aleppo, brachte es hintereinander zum Finanz-, Erziehungs- und Verteidigungsminister sowie zum Parlamentspräsidenten; Arif Fevzi, der ehemalige *Teskilati-Mahsusa*-Kommissar und Mitarbeiter des Schlächters von Diyarbakir, Mehmed Reschid, war kurzzeitig Minister für öffentliche Angelegenheiten, und der Parteiabgeordnete für Anteb, Ali Cenani Bey, wurde Handelsminister.⁴¹⁵ Nichts war von den ersten Nachkriegsimpulsen einer Aufarbeitung der Vergangenheit übrig geblieben.

Envers Rückkehr

Davon kann auch heute nicht die Rede sein. 1996 erhielt der ehemalige Kriegsminister des Osmanischen Reichs, Enver Pascha, auf dem Freiheitshügel in Istanbul, dem »türkischen Pantheon«, ein posthumes Staatsbegräbnis. Initiator der Rehabilitation Envers war der damalige islamistische Bürgermeister von Istanbul und spätere Ministerpräsident, Recep Tayyip Erdogan.⁴¹⁶ Enver hatten treue Anhänger 1922 an einem geheimen Ort in Tadschikistan beigesetzt. Bis nach dem Zerfall der Sowjetunion, stellte sich Anfang der 90er Jahre plötzlich heraus, hat es immer jemanden gegeben, der sein Grab wie ein Heiligtum pflegte. »Es war offensichtlich, dass die Tadschiken Enver Paschas Körper sehr gut versteckt und geschützt haben«, bemerkte Envers Enkel, der türkische Rüstungsindustrielle und peruanische Honorarkonsul Osman Mayatepek, als er zum ersten Mal Tadschikistan besuchte. »Es war faszinierend, dass alle Gebeine und das Skelett nach 74 Jahren noch so gut intakt waren.« Doch die letzte Sicherheit über seine Identität war erst erreicht, nachdem Mayatepek den Zahnersatz der Leiche erfolgreich auf seine deutsche Herkunft hatte überprüfen lassen.⁴¹⁷ »Enver Pascha ist mit allen seinen Fehlern und Verdiensten ein wichtiges Symbol unserer jüngeren Geschichte«, so der damalige türkische Präsident Süleyman Demirel während der Feierlichkeiten in Istanbul. Staatsminister Abdullah Gül bezeichnete aus islamistischer Sicht Enver sogar als einen »Märtyrer«, der im Kampf um die Einheit von Muslimen und Türken gefallen sei.⁴¹⁸

Envers Rückkehr war für die einen Anlass zur Feier eines verloren geglaubten Nationalhelden, für andere jedoch Grund zu kritischen Fragen an die türkische Geschichte. »Das Komitee für Einheit und Fortschritt festigte seine Macht im ganzen Reich, indem es die Ap-

parate des autoritären Staats benutzte, die es unter Abdul Hamids Herrschaft bekämpft hatte«, so die Tageszeitung *Turkish Daily News* in bemerkenswert deutlichen Worten, »und deren Erfahrungen in geheimdienstlichen Aktivitäten für sich einsetzte. Zusätzlich zum Netzwerk der Geheimpolizei, das sie von Abdul Hamid erbten, bildeten sie die Sonderkommandos *Teskilati Mahsusa* mit dem Ziel und der Aufgabe, »Anatolien zu türkifizieren« und die »Auslandstürken« zu befreien, ein Begriff, der immer noch für die Turkvölker des Kaukasus und Zentralasiens benutzt wird. Der bemerkenswerteste »Erfolg« der Sonderkommandos sollte ihre herausragende Rolle bei der Durchführung des berüchtigten »Deportationsgesetzes« von 1915 sein. Das bedeutete praktisch die Auslöschung der gesamten armenischen Bevölkerung Anatoliens.«⁴¹⁹ Auch wenn es nach wie vor offizielle Politik ist, den Völkermord von 1915 schlichtweg zu leugnen, hat sich in den letzten Jahren eine Öffentlichkeit in der Türkei herauszubilden begonnen, die mit dem Anschluss an die europäische Wertegemeinschaft auch ein Umdenken des eigenen Geschichtsbildes fordert und darin eine wichtige Voraussetzung für eine weitere Demokratisierung des Landes sieht. Die Türken, so spitzte der türkische Journalist Murat Beige die Frage nach den Hypothesen der Vergangenheit einmal zu, »leben in einem paranoiden Staat. Wir haben die ethnischen Säuberungen erfunden.«⁴²⁰ Zwischen der Herrschaft des Komitees für Einheit und Fortschritt und der modernen türkischen Republik, so *Turkish Daily News*, gebe es nach wie vor einige bemerkenswerte und problematische Kontinuitäten, beispielsweise auch »die einer autoritären Staatsstruktur mit ihren quasi geheimdienstlichen Kerninstitutionen.«⁴²¹ Der Autor zielt damit vor allem auf die oft undurchsichtige Rolle von Armee und Polizei. Die offizielle Ideologie der modernen Türkei, zu Zeiten von Enver und Talaat Pascha zum ersten Mal formuliert und in politische Praxis überführt, bemerkte der türkische Historiker M. Sükrü Hanioglu schon 1995, »übt auch heute noch ihren Einfluss auf das intellektuelle und politische Leben der Türkei aus.«⁴²² Der Freiheits Hügel in Istanbul, auf dem Enver 1909 eine Begräbnisfeier für die im Kampf gegen die »Konterrevolution« Gefallenen zelebrierte, ist ein Denkmal dieser Genealogie.

Enver Pascha liegt heute neben Talaat auf diesem Freiheitshügel, auf den der Großwesir erst 1943 durch die Vermittlung des reichsdeutschen Botschafters Franz von Papen überführt und mit »beeindruckenden öffentlichen Ehren«⁴²³ sowie mit großer Prominenz in einem Staatsakt beigesetzt wurde, nachdem die türkische Regierung 1921 dem in Berlin ermordeten und in absentia nach dem Krieg als Kriegsverbrecher zum Tode Verurteilten eine Bestattung auf türkischem Boden verweigert hatte.

»Es ist zu bezweifeln, ob Atatürk Erfolg gehabt hätte, wenn die Jungtürken ihre historische Rolle nicht ausgespielt hätten, das Unmögliche zu versuchen«, meint der an beiden Begräbnissen, in Berlin 1921 und Istanbul 1943, beteiligte Ernst Jäckh. »Auf dem Höhepunkt seiner Karriere gab Atatürk offen zu, dass seine Leistung in einem beträchtlichen Ausmaß auf Talaats Schultern ruhte.«⁴²⁴ Das sollte mit dem Staatsakt von 1943 gewürdigt werden. Enver Paschas Rückkehr 1996 schließt sich diesem Eingeständnis an.

Nachwort

Wie die weitere Auseinandersetzung mit dem Thema in der Türkei ausgeht, bleibt abzuwarten.

»Türken und Armenier haben eine lange gemeinsame Geschichte«, schrieb der türkische Journalist Gul Demir, nachdem er im Sommer 2002 den in Cannes ausgezeichneten Film »Ararat« des kanadisch-armenischen Regisseurs Atom Egoyan gesehen hatte, der vor dem Hintergrund des Völkermords spielt. »Die Armenier lebten in Ostanatolien über Tausende von Jahren, bis zum 24. April 1915.«

Demir berichtete dabei auch von den Erzählungen seines Großvaters aus Erzincan, der in dieser Zeit armenische Kinder gerettet und die gewaltsamen Vertreibungen der Armenier aus seiner Stadt miterlebt hatte, mit denen er nicht einverstanden war.⁴²⁵ Offensichtlich hat das Familiengedächtnis bei vielen Türken Erinnerungen aufbewahrt, die die offizielle Propaganda über Jahrzehnte vergeblich zu tilgen versuchte. Die europäische Option der Türkei hat da in den letzten Jahren einige Türen geöffnet. Im Frühjahr 2003 fanden in einigen türkischen Fernsehkanälen im Vorfeld des 24. April Diskussionen zum Thema statt, an denen auch Vertreter der armenischen Gemeinschaft teilnahmen.

Andererseits jedoch verbreiten die offiziellen Verlautbarungen, insbesondere des türkischen Außenministeriums, nach wie vor eine konsequente Strategie der Leugnung, die in Tonfall, Sprache und Argumentationsniveau oft an die sowjetische Gulag-Leugnung vor der Perestroika erinnert. Für einige Unruhe sorgte im Frühjahr 2003 ein Ministerialerlass des türkischen Bildungsministers, in dem sämtliche türkischen Schulen der Sekundarstufe aufgefordert wurden, einen Aufsatzwettbewerb zum Thema »Die Rebellion der Armenier im Ersten Weltkrieg und ihre Taten« durchführen zu lassen. Ziel der

Initiative war es, so der Wortlaut des Erlasses, »eine Jugend heranzuziehen und eine Öffentlichkeit zu schaffen, die angesichts der verschiedensten Bedrohungen gegen die Einheit und Gesamtheit der Türkei die historischen Realitäten überzeugend vertreten kann«. ⁴²⁶ Lange werden sich solche Methoden staatlicher Indokration nicht mit europäischen Optionen und Wünschen vereinbaren lassen. Zur Sache hatte sich der türkische Historiker Halil Berktaş schon vorher in einem Interview zu Wort gemeldet. Zwischen zehn- und zwanzigtausend Türken, so Berktaş, seien der armenischen »Rebellion« zum Opfer gefallen: »Doch die Frage ist nicht, ob sie nur verhältnismäßig wenige töteten und die Osmanen viele. Die Sache ist vielmehr so, dass die Aktivitäten armenischer Guerillabanden generell nur in lokalem Maßstab stattfanden und isolierte kleine Aktionen darstellten.« ⁴²⁷ Von einer allgemeinen, die Existenz des Osmanischen Reichs bedrohenden »Rebellion der Armenier im Ersten Weltkrieg« kann also, laut Berktaş, aus der wissenschaftlichen Sicht des Historikers keine Rede sein.

Mittlerweile steht auch der Paragraph 305 des Strafgesetzbuchs, nach dem die Anerkennung des Völkermords an den Armeniern als staatsfeindliche Propaganda geahndet werden kann, zur Diskussion. Er hatte in der EU für erhebliche Kritik gesorgt. ⁴²⁸

Die europäische Option der Türkei hat aber auch im Land selbst eine gewisse Eigendynamik entwickelt, sodass sich eine neue und selbstbewusste Freiheit der Debatte nicht so ohne weiteres wieder zurückdrehen lässt. Im Frühjahr 2004 sorgte die Nachricht, dass eine der Adoptivtöchter Atatürks ein armenisches Waisenkind war, das seine Eltern während des Völkermords verloren hatte, für erregte Diskussionen. Die 2001 verstorbene Sahiba Gökçen galt bis dahin als eine türkische Ikone wie aus dem Bilderbuch. Sie war die erste türkische Kampfpilotin überhaupt und galt als das Musterbeispiel einer emanzipierten »türkischen« Frau, die zugleich, würdige Nachfolgerin der turkstämmigen Amazonen aus der asiatischen Steppe, eine begeisterte Kriegerin war. Nur, stellte sich jetzt heraus, war sie keine Türkin.

Die Militärs warnten sogleich davor, mit einer Debatte über ihre Herkunft die Werte und Gefühle der Nation lächerlich zu machen

und damit den sozialen Frieden und die nationale Einheit zu gefährden. Doch da machte sich plötzlich ein Einwand von unerwarteter Stelle bemerkbar. Wenn die Türken nicht einmal über dieses Thema offen sprechen könnten, so der Chefredakteur des Massenblatts *Hürriyet*, wie würden sie dann jemals über die »Ereignisse von 1915« diskutieren können, während deren 1,5 Millionen Menschen getötet wurden?⁴²⁹ »Ich behaupte, die Fortsetzung der Leugnungs politik der Türkei widerspricht ihren nationalen Interessen«, resümiert der Journalist Murat Beige. »Der Grund für diese Behauptung ist sehr einfach: weil sie falsch ist. Jede Politik, die auf falschen Prämissen beruht, ist dazu verdammt, über kurz oder lang in sich zusammenzufallen.«⁴³⁰

Die genaue Anzahl der Opfer dieses ersten großen Völkermords des 20. Jahrhunderts lässt sich nur annäherungsweise schätzen. 1913 lebten im Osmanischen Reich auf dem Gebiet der heutigen Türkei 1 834 900 Armenier⁴³¹, zur Zeit der Gründung der Türkischen Republik 1923 waren es noch 300 000.⁴³² Etwa 300 000 sind während des Kriegs, teils mit Hilfe oppositioneller alevitisch-schiitischer Kurden, über die Grenze nach Russland geflohen, andere wurden nach dem Krieg durch die Kemalisten vertrieben. Je nachdem, ob man die Opfer der Massaker zur Zeit des Sultans Abdul Hamid II, die Opfer der Kaukaskampagne Nuri Paschas 1918, die außerhalb der Grenzen der Türkei stattfanden, und die noch einmal erheblichen Opfer der kemalistischen Feldzüge und Vertreibungen nach dem Krieg zusammenzählt oder sich auf den »Kern« des organisierten Verbrechens 1915-1917 konzentriert, schwanken die Opferzahlen zwischen 800 000 und 1,4 Millionen.

So sehr man aber über Zahlen streiten mag, das Ergebnis, die vollständige Vernichtung des armenischen Einflusses in Anatolien, ist jedoch eindeutig. Heute leben nur noch 60 000 Armenier in der Türkei, vorwiegend in Istanbul. Ebenso eindeutig ist, dass der Völkermord an den Armeniern ohne die schützende Hand des Deutschen Reiches während des Waffenbündnisses mit der Türkei im Ersten Weltkrieg kaum möglich gewesen wäre.

Danksagung

Während der Arbeit an diesem Buch war mir besonders Professor Dr. Hermann Goltz, der Leiter des Seminars für Konfessionskunde der Orthodoxen Kirchen an der Theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und des Dr.-Johannes-Lepsius-Archivs, eine große Hilfe. Er stellte mir den umfangreichen Bestand seines Archivs wie selbstverständlich zur Verfügung, gab mir viele zweckdienliche Hinweise und war stets ein anregender Gesprächspartner. Auch Dr. Hacik Gazer, Honorarprofessor in Halle und Dresden, und Pfarrer Dr. Axel Meissner in Schkeuditz sowie Meline Pehlivanian und Annette Schaefgen in Berlin bin ich für wichtige Hinweise dankbar. Dr. Maria Keipert vom Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes war bei der Suche nach Material eine stets hilfreiche und kompetente Navigatorin. Zaven Khatchaturian in Los Angeles versorgte mich problemlos mit wichtiger Literatur. Beate Ziegs in Berlin stellte mir unveröffentlichte autobiographische Schriften von Raphael Lemkin zur Verfügung. Meine Frau Elke schließlich fungierte als kritische Dauerinstanz und einfühlsame Übersetzerin der umfangreichen englischsprachigen Zitate.

Anmerkungen

- ¹ Raphael Lemkin, *Totally Unofficial. The Flight*. Unveröffentlichte autobiographische Fragmente, S. 18/19. New York Public Library, Rare Books Division: Raphael Lemkin Papers, Reel 2
- ² Hier und im Folgenden: Wegner, *Prozess Talaat Pascha*
- ³ Hier und im Folgenden: Jäckh, *Rising Crescent*
- ⁴ Schwörbel an AA, 6.5.1921. PA-AA R 78551
- ⁵ Alemdar, 24.4.1921, LA 92-1064
- ⁶ Waldburg an AA, 4.11.1918. PA-AA R 13805
- ⁷ Sazonov, *Fateful Years*, S. 133
- ⁸ Halide Edib, *Memoirs of Halide Edib*. Nach: Dadrian, *Turkish Scources*, S. 113
- ⁹ von Blücher, *Deutschlands Weg*, S. 134
- ¹⁰ Hindenburg, *Aus meinem Leben*, S. 166
- ¹¹ McClure, *Obstacles*, S. 16, 443
- ¹² WickhamSteed, *Thirty Years*, S. 377
- ¹³ Gooch, *Recent Revelations*, S. 130
- ¹⁴ Gooch, *Under Six Reigns*, S. 134
- ¹⁵ Wolff-Metternich an Bethmann-Hollweg, 7.12.1915. PA-AA R 14089
- ¹⁶ Troeltsch, *Fehlgeburt*, S. 128
- ¹⁷ Zürcher, *Unionist Factor*, passim; Bilge Criss, *Istanbul*, S. 106
- ¹⁸ Dadrian, *History*, S. 364
- ¹⁹ Hofmann, *New Aspects*, S. 44-45
- ²⁰ AA an Preußisches Justizministerium, 26.5.1921. PA-AA R 78551
- ²¹ AA an Johannes Lepsius, 28.6.1919. PA-AA R14106
- ²² Lepsius an Benediktsen, 9.4.1921, LA 146-1601
- ²³ Hier und im Folgenden: Derogy, *Resistance*
- ²⁴ Why Talaat's Assassin was acquitted, *NYT Current History*, July 1921
- ²⁵ Lepsius an Rößler, 13.4.1921. PA-AA/NL/Rößler/Bd. 1
- ²⁶ Rößler an Lepsius, 25.4.1921. PA-AA/NL/Rößler/Bd. 1
- ²⁷ Rößler an AA, 30.5.1921. PA-AA/NL/Rößler/Bd. 2
- ²⁸ Haniel an RA von Gordon, 1.6.1921, Anlage. PA-AA/NL/Rößler/Bd. 2
- ²⁹ Wegner, *Prozess Talaat Pascha*, Vorwort, S. VII
- ³⁰ Kempner, *Vor sechzig Jahren*, S. 167

- ³⁸ Das Blutbad von Arapgir, 29.12.1895. CO, Jg. 1897, S. 9
- ³⁹ Das Blutbad in Urfa. CO, Jg. 1897, S. 248
- ⁴⁰ Das Autodafe in der Kathedrale zu Urfa. In: Jahrbuch der Deutschen Orient-Mission, Jg. 1903, S. 157
- ⁴¹ Ebenda, S. 159
- ⁴² Wegner, Sturm auf das Frauenbad. In: Kreuzweg, S. 180
- ⁴³ Dadrian, History, S. 159
- ⁴⁴ Ebenda, S. 173
- ⁴⁵ Johannes Lepsius, Orient-Chronik, Konstantinopel. In: CO, Jg. 1897, S.95
- ⁴⁶ Seton-Watson, Disraeli, Gladstone, S. 354
- ⁴⁷ Johannes Lepsius, Die Zukunft der Türkei, CO, 14. Jg. (1913), S. 52
- ⁴⁸ Frankfurter Zeitung, 27.11.1895, 2. Morgenblatt
- ⁴⁹ Kieser, Friede, S. 199
- ⁵⁰ Ebenda, S. 217
- ⁵¹ Das Blutbad von Arapgir, S. 8
- ⁵² Cambon an Berthelot, 18.1.1896. CO Jg. 1897, S. 361
- ⁵³ Gladstone an Lepsius, 25.7.1897, LA 157-1710
- ⁵⁴ Hier und im Folgenden: Seton-Watson, Disraeli, Gladstone
- ⁵⁵ Yale, Near East, S. 122
- ⁵⁶ Bryce, CO, Jg. 1987, S. 553
- ⁵⁷ Norddeutsche Allgemeine Zeitung, 29.9.1917
- ⁵⁸ Grey of Fallodon, Twenty-Five Years, S. 249
- ⁵⁹ James Bryce, Die armenische Frage in den letzten 20 Jahren, CO, Jg. 1897, S. 536
- ⁶⁰ The Times of London, 2.9.1896
- ⁶¹ Saurma an Hohenlohe, 1.9.1896. DGP, Bd. 12/ 1, S. 23
- ⁶² Diplomatische Aktenstücke zur armenischen Frage, CO, Jg. 1897, S. 67
- ⁶³ Saurma an Hohenlohe, 29.7. 1896, Randbemerkung Kaiser Wilhelms II. DGP, Bd. 12/1, S. 18
- ⁶⁴ Aus der Arbeit des armenischen Hilfswerks, Februar 1899, S. 40
- ⁶⁵ Johannes Lepsius, Der Sultan und Herr von Nelidow, CO, Jg. 1897, S. 45
- ⁶⁶ Diplomatische Aktenstücke zur armenischen Frage, CO, Jg. 1897, S. 68

⁶⁷ Ebenda, S. 72

- 68 Rede Hanotaux vom 3.11.1896, CO, Jg. 1897, S. 412
- 69 Gooch, *Modern Europe*, S. 242
- 70 Cambon an Hanotaux, 7.11.1896, CO, Jg. 1897, S. 416
- 71 Johannes Lepsius, *Orient-Chronik*, Konstantinopel, CO, Jg. 1897, S. 479
- 72 Gooch, *Modern Europe*, S. 262
- 73 Mommsen, *Großmachtstellung und Weltpolitik*, S. 194
- 74 Armgaard Karl Graves, *The Secrets of the German War Office*, S. 74
- 75 Hier und im Folgenden: Hanioglu, *Preparation*; Hanioglu, *Young Turks*; Zürcher, *Unionist Factor*; Lewis, *Emergence*; Yale, *Near East*; Anderson, *Eastern Question*; Göcek, *Rise of the Bourgeoisie*
- 76 Yusuf Akchura, *Three Types of Policies*. In: Paksoy, *Central Asian Reader*, S. 106 f.
- 77 Ebenda, S. 108
- 78 Gooch, *Under Six Reigns*, S. 133
- 79 Jäckh, *Rising Crescent*, S. 90
- 80 Gordon, *The Hitler Trial*, S. 180
- 81 Hans-Lukas Kieser, *Rezension S. Hanioglu: Preparation for a Revolution*. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen>
- 82 Gooch, *Under Six Reigns*, S. 134
- 83 Jäckh, *Rising Crescent*, S. 93
- 84 Hier und im Folgenden: Dwight, *Constantinople*
- 85 Jakob Künzler, *Die Morgenröte einer neuen Zeit*. CO, 9. Jg. (1908), S. 173 f.
- 86 Kieser, *Friede*, S. 281,285
- 87 Derogy, *Resistance*, S. 52 ff.
- 88 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 12.5.1919.
- 89 Hier und im Folgenden: Hanioglu, *Preparation*; Hanioglu, *Opposition*; Toynbee, *A Summary*; Yale, *The Near East*; Lewis, *Emergence*
- 90 Djemal Pascha, *Erinnerungen*, S. 328
- 91 Ebenda, S. 328
- 92 Morgenthau, *All in a Life-Time*, S. 196
- 93 Hier und im Folgenden: Christmann an Marschall von Bieberstein, 13.5.1909. LA 1367-13812; Christmann an von Bieberstein, 14.5.1909. LA 1369-13813
- 94 Kieser, *Friede*, S. 414, 438,455
- 95 Djemal Pascha, *Erinnerungen*, S. 333
- 96 Jakob Künzler, *Die Märtyrer von Osmanie*. CO, 12. Jg. (1911), S. 101 f.
- 97 James Martin, *Das Massakre in Antiochien*. CO, 11. Jg. (1910), S. 109 f.
- 98 St. Wan R. Towbridge, *Die Plünderung von Kessab*.CO, 11. Jg. (1910), S. 50
- 99 Künzler, *Märtyrer*.S. 101

- 100 Braude/Lewis, Christians and Jews, S. 421
- 101 Christmann an Marschall von Bieberstein, 14.5.1909. LA 1369-13813
- 102 Ebenda
- 103 Gooch: Under Six Reigns, S. 134
- 104 de Mendelssohn, Age of Churchill, S. 562
- 105 Dadrian, History, S. 182
- 106 Johannes Awetaranian, Die muhammedanische Presse und die Propaganda des Islam. CO, 11. Jg. (1910), S. 60 f.
- 107 Hier und im Folgenden: Kohn, Nationalism
- 108 Hier und im Folgenden: Heyd, Foundations
- 109 Ziya Gökalp, The Ideal of Nationalism. In: Niyazi Berkes (Ed.): Turkish Nationalism and Western Civilisation. Selected Essays of Ziya Gökalp, S.81
- 110 Ziya Gökalp, What is a Nation? In: Berkes, Turkish Nationalism, S. 136
- 111 Johannes Lepsius, Briefe aus der Türkei. CO, 14. Jg. (1913), S. 109
- 112 Johannes Lepsius, Die Zukunft der Türkei. CO, 14. Jg. (1913), S. 78
- 113 Lepsius, Briefe, S. 109-111
- 114 Djemal Pascha, Erinnerungen, S. 8
- 115 Ebenda, S. 34-38
- 116 Lepsius, Briefe, S. 114
- 117 Wangenheim an Bethmann-Hollweg. PA-AA R 14078
- 118 Trotzki, Die Balkankriege, S. 277
- 119 Boghos Nubar an Johannes Lepsius, 22.8.1913, LA 1719(2)
- 120 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 24.2.1913. PA-AA R 14082
- 121 Lepsius, Die Zukunft der Türkei. CO, 14. Jg. (1913), S. 84 f.
- 122 Pallavicini an Leopold Graf Berchtold, 10.6.1913. AGD, Vol. 2, S. 90
- 123 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 24.2.1913. PA-AA R 14078
- 124 Anders an Mutius, 16.2.1914. PA-AA R 14083
- 125 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 27.11.1913. PA-AA R 14082
- 126 Djemal Pascha, Erinnerungen, S. 103
- 127 Extracts from a Letter, dated Athens, 8th/25th Jury, 1915. In: Bryce-Report, Doc.8
- 128 George Horton, American Consul-General in Smyrna, to The Honorable Secretary of State, 4.2.1915. USOD, Vol. II, S. 103
- 129 Akcam, Armenien, S. 40-41
- 130 George Horton to The Honorable Secretary of State, a. a. O.
- 131 Hier und im Folgenden: Djemal Pascha, Erinnerungen; Yale, The Near East; Tuchman, August 1914; Morgenthau, Story; Derogy, Resistance; Kieser, Friede
- 132 Hier und im Folgenden: Ternon, Armenien; Derogy, Resistance; Hani-

- glu, Preparation; Akcam, Armenien; Kieser, Friede; Zürcher, Unionist Factor
- 133 Bryce-Report, Doc. 21
- 134 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 16.4.1915, Anlage 2, Aufzeichnung Liparit Nasariantz, 6.2.1915. PA-AA R 14085
- 135 Bryce-Report, Doc. 21
- 136 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 12.5.1919
- 137 Ebenda
- 138 Cemal Kutay, Birinci dünya harbinde Teskilat-i Mahsusa. In: Dadrian, Turkish Sources, S. 126
- 139 Heyd, Foundations, S. 128 ¹⁴¹¹ Cemal Kutay, a.a.O.
- 141 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 12.5.1919
- 142 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 4.5.1919
- 143 Pallavicini an k.u.k. Ministerium des Äußeren, 20.7.1914. AGD, Vol. 2, S. 166
- 144 Fritz Eckart, Aus Urfa. CO, 16. Jg. (1915), S. 49
- 145 Bericht über Türkisch-Armenien von Dr. Victor Pietschmann, 19.10.1914. LA 90-1049
- 146 3rd Army, Secret, To All Units, 19.9.1914. DOA, Vol. 1. Doc. 1
- 147 3rd Army, Secret, To Provincial Authorities, 19.9.1914. DOA, Vol. 1, Doc. 1
- 148 3rd Army, Secret, To All Units, a. a. O.
- 149 Office of the Acting Supreme Command, Ottoman Army. DOA, Vol. II, Doc. 1903 (99)
- 150 Gökalp, Ideal of Nationalism, a. a. O., S. 81
- 151 Hier und im Folgenden: Morgenthau, Story; Buchan, Great War, Voll; Neulen, Feldgrau; Keegan, Der Erste Weltkrieg; Hindenburg, Aus meinem Leben
- 152 Konfidenten-Bericht k.u.k. Botschaft Konstantinopel an k.u.k. Ministerium des Äußeren, 18.1.1915. AGD, Vol. 2, S. 173
- 153 Bryce-Report, Doc. 53
- 154 Ebenda, Doc. 55
- 155 Ebenda, Doc. 82
- 156 Bergfeld an Bethmann-Hollweg, 18.11.1914. PA-AA R 14085
- 157 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 12.5.1919
- 158 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 30.12.1914. PA-AA R 14085
- 159 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 15.4.1915. PA-AA R 14085
- 160 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 30.12.1914. PA-AA R 14085
- 161 Künzler, Im Lande des Blutes, S. 34
- 162 Bryce-Report, Doc. 56
- 163 Third Regional Commander to Third Army Command Erzurum, 7.10.1914. DOA, Vol. II, Doc. 1895 (91)

- 164 Balakian, *The Burning Tigris*, S. 199
- 165 Bryce-Report, Doc. 55
- 166 Aufzeichnung Mordtmann, 26.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 167 Ebenda
- 168 Aufzeichnung Mordtmann, 26.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 169 Liparit Nasariantz an Botschaft Konstantinopel, 2.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 170 3rd Army, *Secret, To All Units*, 19.9.1914. DOA, Vol. I, Doc. 1
- 171 Max Roloff, *Das Programm des neuen Großwesirs im Lichte der Muhammedanermission*. CO, 11. Jg. (1910), S. 47
- 172 *Hier und im Folgenden: Keegan, Der Erste Weltkrieg; Yale, The Near East; Morgenthau, Story; Ahmad, Turkey; Gottlieb, Studies in Secret Diplomacy; Buchan, The Great War, Vol. II*
- 173 *Der k. u. k. Botschafter in Konstantinopel Pallavicini an Seine Exzellenz Stephan Baron Burian*, 28.1.1915. AGD, Vol. 2, S. 174
- 174 Johannes Awetarianian, *Die muhammedanischen Weissagungen vom Fall Konstantinopels, vom Mahdi und vom Antichrist*. CO, 14. Jg. (1914), S. 34
- 175 Akcam, *Genocide of the Armenians*, S. 10
- 176 Künzler, *Im Lande des Blutes*, S. 38
- 177 Hoffmann an Wangenheim, 7.3.1915. PA-AA/BoKon/168
- 178 Büge an Wangenheim, 13.3.1915. PA-AA/BoKon/168
- 179 Bryce-Report, Doc. 137
- 180 Ebenda
- 181 Johannes Ehmann, *Die Stellung des Walis und der türkischen Regierung in El-Aziz (Mesereh) zu den armenischen Ereignissen während des Weltkrieges*. In: Kieser, *Friede*, S. 425
- 182 Davis, *Slaughterhouse*, S. 48
- 183 Akcam, *Armenien*, S. 64
- 184 Zürcher, *Unionist Factor*, S. 104
- 185 *Kriegsgerichtshof Konstantinopel*, 8.3.1919
- 186 Akcam, *Armenien*, S. 59
- 187 Dadrian, *The Comparative Aspects*, S. 125
- 188 Rößler an AA, 12.4.1915. PA-AA R 14085
- 189 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 17.6.1915. PA-AA R 14086
- 190 *Hier und im Folgenden nach PA-AA R 14085; PA-AA/BoKon/168*
- 191 *Regarding Zeitoun and Other Villages*. USOD, Vol. 1, S. 6
- 192 Jernazian, *Judgement unto Truth*, S. 53
- 193 Bryce-Report; Doc. 137
- 194 *Hier und im Folgenden: Bryce-Report, Doc. 15; Doc. 16; Doc. 17*

- 195 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 2.2.1915. PA-AA R 14085
- 196 Outline of the Events in the District of Urumia. USOD, Vol. II, S. 143
- 197 Anmerkung Mordtmann, 2.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 198 Decoded Message by Mobile Division Commander at Saray Kazim (Ozkalp) to 3rd Army Command, 29.11.1914. DOA, Vol. I, Doc. 9
- 199 Outline of the Events in the District of Urumia. USOD, Vol. II, S. 143
- 200 Liparit Nasariantz an Botschaft Konstantinopel, 2.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 201 Office of the Acting Supreme Command. DOA, Vol. II, Doc. 1903 (99)
- 202 DOA, Vol. I, Doc. 12, 13; Vol. II, Doc. 1904 (100)
- 203 Djevdet to Fourth Army Command, 20.4.1915. DOA, Vol. 1, Doc. 23
- 204 Djevdet to Third Army Command, 10.4.1915. DOA, Voll, Doc. 22
- 205 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 11.8.1914, Anlage Bericht Anders, 25.7.1914 DA 10
- 206 Büge an Bethmann-Hollweg, 1.10.1915, Anlage 12. PA-AA R 14088
- 207 Kieser, Friede, S. 451
- 208 Johannes Lepsius, DA, Einleitung, S. XVII f.
- 209 Coded Message Received from Governor of Sivas, Muammer Bey, 21.4.1915. DOA, Vol. II, Doc. 1911 (107)
- 210 Bruno Eckart, Meine Erlebnisse in Urfa. Der Orient, Jg. 1921, S. 54
- 211 Tyszka an AA, 5.9.1915. PA-AA R 14087
- 212 Balakian, Burning Tigris, S. 213
- 213 The New York Times, 10.10.1915
- 214 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 16.4.1915, Aufzeichnung Nasariantz, 6.2.1915. PA-AA R 14085
- 215 Bryce-Report, Doc. 8
- 216 Aufzeichnung Weber, 28.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 217 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 30.4.1915. PA-AA R 14085
- 218 Konfidenten-Bericht k.u.k. Botschaft Konstantinopel an k.u.k. Ministerium des Äußeren, 5.5.1915. AGD, Vol. 2, S. 185
- 219 K.u.k. Korrespondenzbüro Konstantinopel an k.u.k. Ministerium des Äußeren, 29.4.1915. AGD, Vol. 2, S. 179
- 220 Office of the Supreme Commander, 2.5.1915. DOA, Vol. 1, Doc. 26
- 221 Hoffmann an Wangenheim, 30.4.1915. PA-AA/BoKon/168
- 222 Coded Message from Reshid Bey, 27.4.1915. DOA, Vol. II, Doc. 1912 (108)
- 223 Hans-Lukas Kieser, Dr. Mehmed Reshid. In: Kieser/Schaller, Völker mord, S. 262
- 224 Coded Message from Reshid Bey, a. a. O.

- 225 Scheubner-Richter an Botschaft Konstantinopel, 30.4.1915. PA-AA/
BoKon/168
- 226 Rößler an Botschaft Konstantinopel, 3.5.1915. PA-AA/BoKon/168
- 227 Johannes Ehmann an Wangenheim, 5.5.1915. PA-AA/BoKon/168
- 228 Konsulat Adana an Botschaft Konstantinopel, 26.4.1915, Aufzeichnung
Mordtmann, 7.5.1915. PA-AA/BoKon/168
- 229 Office of the Supreme Commander, 2.5.1915. DOA, Vol. 1, Doc. 26
- 230 Steed, Through Thirty Years, S. 378
- 231 Scheubner-Richter an Wangenheim, 22.5.1915, Antwort Wangenheim.
PA-AA/BoKon/169
- 232 Der Prozess Talaat Pascha, S. 60
- 233 Bryce-Report, Doc. 15
- 234 Hier und im Folgenden: Riggs, Days of Tragedy
- 235 Jernazian, Truth, S. 65
- 236 Bryce-Report, Doc. 82
- 237 Konsulat Adana an Botschaft Konstantinopel, 26.4.1915, Aufzeichnung
Mordtmann, 7.5. PA-AA/BoKon/168
- 238 »Wolffs Telegraphisches Büro«, Konstantinopel 4.6.1915. PA-AA R 14086
- 239 Faiz El-Ghusein, Armenisches Märtyrertum. Der Orient, Jg. 1922, S. 26
- 240 Wangenheim an Bethmann-Hollweg, 15.4.1915. PA-AA R 14085
- 241 Scheubner-Richter an Hohenlohe-Langenburg, 5.8.1914. PA-AA R 14088
- 242 Konfidenten-Bericht k. u. k. Botschaft Konstantinopel an k. u. k.
Ministerium des Äußeren, 10.6.1915. AGD, Vol. 2, S. 189
- 243 Wangenheim an AA, 31.5.1915. PA-AA R 14086
- 244 Rößler an AA, 12.4.1915. PA-AA R 14085
- 245 Jernazian, Truth, S. 56 f.
- 246 Ebenda; Kieser, Friede, S. 425
- 247 Schuchardt an Rosenberg, 22.11.1915, Bericht Didszun. PA-AA R 14089
- 248 Bryce-Report, Doc. 23
- 249 Schuchardt an Rosenberg, 22.11.1915, Bericht Didszun. PA-AA R 14089
- 250 Schuchardt an Rosenberg, 22.11.1915, Bericht Johansson. PA-AA R 14089
- 251 Atkinson, Harpoot Diaries, S. 36 f.
- 252 Hohenlohe-Langenburg an Bethmann-Hollweg, 12.8.1915. PA-AA R
14087
- 253 Hier und im Folgenden nach PA-AA/Bo/Kon/ 96, 168, 169, 170 und PA-
AA R 14086, 14087, 14088, 14089, 14093. Die Vorgänge in Erzurum sind
vorzüglich dokumentiert bei Hilmar Kaiser, »Scene from the Inferno«.
The Armenians of Erzurum and the Genocide. In: Kieser/Schaller,
Völkermord, S. 129-186
- 254 Dadrian, The Complicity, S. 63

- 255 Talaat an Provinzen Erzurum, Wan und Bitlis, 23.5.1915. Kaiser, Inferno, S. 136
- 256 Der stellvertretende Minister für Post und Telefon an Provinzen Adana, Angora, Diyarbakir, Erzurum; Sivas und Wan, 23.5.1915. Kaiser, Inferno, S. 137
- 257 Aufzeichnung Mordtmann, 30.6.1915. PA-AA/BoKon/169
- 258 Paildazo Captanian, 1915, S. 19
- 259 Official Proclamation, Trebizond, June 26, 1915. USOD, Vol. II, S. 15
- 260 Oscar S. Heizer to Ambassador Morgenthau, 28.7.1915. USOD, Vol. II, S.24
- 261 American Consular Service, Samsoun, 10.7.1915. USOD, Vol. II, S. 56
- 262 Lepsius, DA, Einleitung, S. XXIV
- 263 Bryce-Report, Doc. 140
- 264 Jernazian, Truth, S. 55
- 265 Hier und im Folgenden nach PA-AA/Bo/Kon/169, 170 und PA-AA R 14086,14088,14102
- 266 »Es handelt sich vielmehr, wie mir Talaat Bey vor einigen Wochen sagte, darum, die Armenier zu vernichten.« Aufzeichnung Mordtmann, 30.6.1915. PA-AA/Bo/Kon/169
- 267 Dadrian, The Complicity, S. 36
- 268 Bryce-Report, Doc. 74
- 269 Ebenda, Doc. 73
- 270 Oscar S. Heizer to The Honorable Secretary of State, 11.4.1919, USOD, Vol. II, S. 38
- 271 Dadrian, Complicity, S. 60
- 272 Kaiser, Inferno, S. 164 f.
- 273 Akcam, Armenien, S. 67
- 274 »The people were swept away with a methodological thoroughness which one does not expect from the Turks.« The New York Times, 21.8.1915
- 275 Ali Münif an die Provinzen Adana, Aleppo, Erzurum, Bitlis, Van und Diyarbakir, 14.6.1915. Nach: Kaiser, Inferno, S. 151
- 276 Ali Münif, 22. und 24.6.1915, Kaiser, ebenda
- 277 Das Innenministerium an alle Provinzen und Bezirke, 20.7.1915. Kaiser, ebenda
- 278 Das Innenministerium an die Provinzen Adana, Aleppo, Bitlis, Diyarbakir, Erzurum, Harput, Sivas, Trapezunt, Van und an die Bezirke Djanik, Marasch und Urfa, 24.7.1915, Kaiser, ebenda
- 279 Hier und im Folgenden nach PA-AA/Bo/Kon/ 170, 171 und PA-AA R 14086,14088, 14089 sowie Bryce-Report, Doc. 22, 24, 25

- 280 Bruno Eckart, *Meine Erlebnisse in Urfa*. *Der Orient*, Jg. 1921, S. 56
- 281 *Kommunique der osmanischen Regierung*, 29.7.1915. Lepsius, DA, Einleitung, S. LXXXIII
- 282 Walker, *Britische Quellen*, S. 89
- 283 *The Independent*, 27.9.1915
- 284 Hier und im Folgenden: Davis, *Slaughterhouse*; Riggs, *Tragedy*
- 285 Hier und im Folgenden: Hans-Lukas Kieser, *Dr. Mehmed Reschid (1873– 1919): A Political Doctor*. In: Kieser/Schaller, *Völkermord*, S. 245-280
- 286 Atkinson, *Harpoot Diaries*, S. 35
- 287 Hier und im Folgenden nach PA-AA/Bo/Kon/169, 170 und PA-AA R 14086,14087, 14088, 14090
- 288 Faiz El-Ghusein, *Armenisches Märtyrertum*. In: *Der Orient*, Jg. 1921, Nr. 3
- 289 Dadrian, *Turkish Sources*, S. 118 ff.
- 290 *Coded Message from Reshid Bey*, 27.4.1915. DOA, Vol. II, Doc. 1912 (108)
- 291 Hanioglu, *Opposition*, S. 208
- 292 *Ebenda*, S. 108
- 293 Hanioglu, *Opposition*, S. 208
- 294 Dadrian, *History*, S. 236
- 295 *Kriegsgerichtshof Konstantinopel*, 28.4.1919
- 296 Hier und im Folgenden: Captanian, 1915
- 297 Leslie A. Davis to Henry Morgenthau, 30.12.1915. USOD, Vol. III, S. 28
- 298 Hier und im Folgenden nach PA-AA/Bo/Kon/97,98,170 und PA-AA R 14087, 14088, 14089,14093, 14095 sowie Bryce-Report Doc. 1, 98, 102, 103,104,108,109,110,111,112,115,118,139, 141 und Davis, *Slaughterhouse* sowie Riggs, *Tragedy*
- 299 Kaiser, *Inferno*, S. 156 ff.; Jakob Künzler, *Deportierte aus dem Norden*. *Der Orient*, Jg. 1921, Nr. 7, S. 87
- 300 Kaiser, *Inferno*, S. 164
- 301 Künzler, *Deportierte aus dem Norden*, a. a. O., S. 87
- 302 *Kriegsgerichtshof Konstantinopel*, 28.4.1919
- 303 Johannes Ehmann, *Die Stellung des Walis und der türkischen Regierung in El-Aziz (Mesereh) zu den armenischen Ereignissen während des Weltkrieges*. In: Kieser, *Friede*, S. 425
- 304 *Kriegsgerichtshof Konstantinopel*, 28. April 1919
- 305 Akcam, *Armenien*, S. 169
- 306 *Kriegsgerichtshof Konstantinopel*, 8.5.1919
- 307 Künzler, *Im Lande des Blutes*, S. 45
- 308 Hier und im Folgenden: Jibal Mousa: *The Defense of the Mountain and the Rescue of its Defenders by the French Fleet*. *Narrative of an Eye-*

- Witness, the Rev. Dikran Andreasian; Bryce-Report, Doc. 130 und 131;
PA-AA R 14087
- ³⁰⁹ Commander of the Fourth Army and Secretary of the Navy Cemal to the
Acting Supreme Commander. DOA, Vol. 1, Doc. 36
- ³¹⁰ Commander of the Fourth Army and Secretary of the Navy Cemal to the
Acting Supreme Commander. DOA, Vol. 1, Doc. 36
- ³¹¹ Ebenda
- ³¹² Hier und im Folgenden: Jernazian, Truth; Künzler, Im Land des Blutes;
Kieser, Friede
- ³¹³ Hier und im Folgenden aus PA-AA R 14086, 14087, 14088, 14090,
14091,14092,14093 sowie Johannes Lepsius, Mein Besuch in Konstan
tinopel Juli/Aug. 1915. Der Orient, Jg. 1919, Nr. 1/3, und Johannes Lep
sius, Zum goldnen Hörn. CO, 16. Jg. (1915)
- ³¹⁴ Jungk, WerfeLS. 211
- ³¹⁵ Der k. u.k. Botschafter in Konstantinopel Pallavicini an Seine Exzellenz
Stephan Baron Burian, 8.7.1915. AGD, Vol. 2, S. 200
- ³¹⁶ Lepsius an den bulgarischen Außenminister, 16.8.1915, LA 147-1713
- ³¹⁷ Lepsius an Hans Spiegelhauer, 1.8.1915, LA 15160
- ³¹⁸ Konfidenten-Bericht k.u.k. Botschaft Konstantinopel an k.u.k. Minis
terium des Äußeren, 27.8.1915. AGD, Vol. 2, S. 226
- ³¹⁹ Richard Schäfer, Persönliche Erinnerungen an Johannes Lepsius, S. 13
- ³²⁰ Bruno Eckart, Meine Erlebnisse in Urfa, a. a. O., S. 20,146
- ³²¹ Jernazian, Truth, S. 93 f.
- ³²² Faiz El-Ghusein, Armenisches Märtyrertum. Der Orient, Jg. 1921, Nr. 3,
S.44
- ³²³ Jernazian, Truth, S. 94 f.
- ³²⁴ Pomiankowski an den k.u.k. Chef des Generalstabes. AGD, Vol. 2, S.375
- ³²⁵ Konfidentenbericht an k.u.k. Ministerium des Äußeren, 27.2.1917. AGD,
Vol. 2, S. 374
- ³²⁶ Pallavicini an Stephan Baron Burian, 31.8.1915. AGD, Vol. 2, S. 229
- ³²⁷ Trauttmannsdorff an Stephan Baron Burian, 30.9.1915. AGD, Vol. 2, S. 244
- ³²⁸ Caglar Keyder, State and Class in Turkey. A Study in Capitalist Develop
ment. Nach: Christian Gerlach, Nationsbildung im Krieg. In: Kieser/
Schaller, Völkermord, S. 388
- ³²⁹ Regulation Related to Settlement and Board and Lodging and Other
Affairs of Armenians Relocated to Other Places because of War Condi
tions and Emergency Political Requirements, 30.5.1915. DOA, Vol. II,
Doc. 1916(112)
- ³³⁰ Oberstleutnant Stange an Deutsche Militärmission, 23.8.1915. PA-
AA/BoKon/170

- 331 K.u.k. Konsular-Agentie Bursa an k.u.k. Botschaft Konstantinopel,
23.8.1915. AGD, Vol. 2, S. 217
- 332 Kwiatkowski an Stephan Baron Burian, 4.9.1915. AGD, Vol. 2, S. 236
- 333 MorningPost, 7.12.1918
- 334 Gerlach, Nationsbildung, S. 368
- 335 Atkinson, Harpoot Diaries, 1908-1917, S. 39
- 336 Kieser, Friede, S. 344
- 337 To the Office of the Prime Minister, 4.12.1916. DOA, Vol. L, Doc. 41
- 338 Armin T. Wegner, Der Weg ohne Heimkehr. In: Wegner, Das Zelt. Auf
zeichnungen, Briefe, Erzählungen aus der Türkei, S. 83 f.
- 339 Ebenda, S. 84 ff.
- 340 Ebenda, S. 133 f.
- 341 Ebenda, S. 137
- 342 Rößler an Bethmann-Hollweg, 9.2.1916, Anlage; Bericht Wilhelm Litten
6.2.1915. PA-AA R 14090. Nach dem Krieg gedruckt unter dem Titel
»Der Weg des Grauens«. Der Orient, Jg. 1920, Nr. 10/12
- 343 Hier und im Folgenden nach PA-AA R 14087, 14089, 14090, 14091, 14092,
14093, 14094 und Bo/Kon 172
- 344 Mrs Jesse B. Jackson to Department of State, 13.10.1916. USOD, Vol. I, S. 119
- 345 August Bernau to Jesse B. Jackson, 10.9.1916. USOD, Vol. I, S. 130
- 346 Rößler an Bethmann-Hollweg, 3.1.1916, Anlage 2. PA-AA R 14090
- 347 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 28.4.1919
- 348 Radowitz an Bethmann-Hollweg, 9.10.1916, Anlage Taswiri Efkiar,
7.10.1916. PA-AAR 14093
- 349 Hier und im Folgenden nach PA-AA R 14095, 14096, 14098, 14099,
14100, 14102, 14103, 14104 und Bo/Kon 170
- 350 Pallavicini an Graf Czernin, 24.3.1917. AGD, Vol. 2, S. 377
- 351 Trauttmansdorff an Graf Czernin, 15.9.1917. AGD, Vol. 2, S. 379
- 352 Captanian, 1915, S. 128
- 353 K.u.k. Militärbevollmächtigter in Konstantinopel an k.u.k. Chef des
Generalstabs, 28.3.1918. AGD, Vol. 2, S. 416
- 354 K. u. k. Korrespondenzbüro Konstantinopel an k. u. k. Ministerium des
Äußeren, 16.3.1918. AGD, Vol. 2, S. 413
- 355 K. u. k. Korrespondenzbüro Konstantinopel an k. u. k. Ministerium des
Äußeren, 23.3.1918. AGD, Vol. 2, S. 415
- 356 Criss, Istanbul, S. 4
- 357 Zürcher, Unionist Factor, S. 70
- 358 Zürcher, Unionist Factor, S. 81
- 359 Sabah, 28.1.1919. Dadrian, Turkish Sources, S. 109
- 360 Alemdar, 18.7.1919. Dadrian, Turkish Sources, S. 109f.

- 361 Neue Zürcher Zeitung, 25.5.1915
- 362 Bryce an Roosevelt, 30.10.1918. In: James Bryce, Viscount Bryce of Dechmont, O. M. Vol. 2, S. 196
- 363 Akcam, Armenien, S. 88; Dadrian, History, S. 319
- 364 Akcam, Armenien, S. 89 f.
- 365 Dadrian, History, S. 319
- 366 Dadrian, History, S. 320
- 367 Osmanische Deputiertenkammer, 21.12.1918. Dadrian, Turkish Sources, S. 110
- 368 Vakit, 13.12.1918. Dadrian, Turkish Sources, S. 110
- 369 Kaiserlich Deutsche Botschaft an Max von Baden, 22.10.1918, PA-AA 13805
- 370 Osmanischer Senat, 19.10.1919. Vahakn N. Dadrian, The Complicity, S. 91
- 371 Kaiserlich Deutsche Botschaft an Max von Baden, 22.10.1918, PA-AA 13805
- 372 Konfidenten-Bericht der k.u.k. Botschaft an k.u.k. Ministerium des Äußeren, 26.9.1915. AGD, Vol. 2, S. 242
- 373 Akcam, Armenien, S. 86
- 374 Osmanischer Senat, 21.11.1918. Dadrian, The Complicity, S. 81
- 375 Osmanischer Senat, 2.12.1918. Dadrian, The Complicity, S. 78
- 376 Vahakn N. Dadrian, A Textual Analysis of the Key Indictment of the Turkish Military Tribunal Investigating the Armenian Genocide. Journal of Political and Military Sociology, Vol. 22, No. 1, Summer 1994, S. 130
- 377 Dadrian, History, S. 320 f.
- 378 Akcam, Armenien.S. 153 ff.
- 379 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 27.4.1919
- 380 Dadrian, History, S. 318
- 381 Akcam, Armenien, S. 168
- 382 The New York Times, 11.3.1919
- 383 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 8.4.1919
- 384 Vorwärts, 15.4.1919
- 385 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 5.7.1919
- 386 Hier und im Folgenden: Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 27.4.1919, 14.5.1919,5.7.1919
- 387 Sabah, 19.4.1919. Akcam, Armenien, S. 104
- 388 Alemdar, 13.3.1919; Vakit, Ikdam, 15.3.1919. Dadrian, Turkish Sources, S. 110
- 389 Dadrian, The Documentation, S. 95
- 390 Dadrian, *ibid.*, S. 96
- 391 Takvimi Vekayi, No. 3909, 21.7.1920. Dadrian, Turkish Sources, S. 110
- 392 Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 28.4.1919
- 393 Criss, Istanbul, S. 108

- 394 Criss, Istanbul, S. 106
- 395 Akcam, Armenien, S. 116
- 396 Louise Bryant, *Mirrors of Moscow*, S. 159
- 397 Zürcher, *Unionist Factor*, S. 128 f.
- 398 Lionel Kochan, *Russia and the Weimar Republic*, S. 17
- 399 Der Moskau-Flug der F 13 »Annelise«. *Deutsches Museum Archiv, Junkers-Archiv*
- 400 Harry Graf Kessler, *Tagebücher 1918-1937*, S. 222
- 401 Thierry Wolton, *Rot-Braun*, S. 80
- 402 Wheeler-Bennett, *The Nemesis of Power*, S. 126
- 403 Charles Warren Hostler, *Turkism and the Soviets*, S. 153 f.
- 404 David N. Druhe, *Soviet Russia and Indian Communism*, S. 31
- 405 H.B. Paksoy, »Basmachi«: *Turkistan National Liberation Movements 1916-1930. Modern Encyclopedia of Religions in Russia and the Soviet Union*, Vol. 4, S. 15 ff.
- 406 Enver Pasha and the Basmachi. *Tadjikistan after the Bolshevik Revolution, 1917-1922*. [http://greatgame.no.sapo.pt/historia/Enver Pasha](http://greatgame.no.sapo.pt/historia/Enver%20Pasha)
- 407 Blücher, *Rapallo*, S. 137
- 408 Hier und im Folgenden: *Derogy, Resistance; Alexander, Vengeance*
- 409 *Kriegsgerichtshof Konstantinopel, 27.4.1919*
- 410 Weissmann an AA, 21.5.1921. PA-AA R 78551
- 411 Akcam, Armenien, S. 151
- 412 Deutsche Gesandtschaft für Georgien an AA, 1.8.1922. PA-AA R78551
- 413 Zürcher, *Unionist Factor*, S. 135, 153 ff.
- 414 Rößler an Bethmann-Hollweg, 3.1.1916, Anlage 2. PA-AA R 14090
- 415 Akcam, Armenien, S. 134 ff.
- 416 *Turkish Daily News*, 3.8.1996
- 417 Yasemin Dobra-Manco: *Pan-Turkic Leader Fought for Liberation. Turkish Daily News*, 5.10.1999
- 418 *Turkish Daily News*, 5.8.1996
- 419 Zafer F. Yoruk: *Great Liberator of the Empire or the Man Primarily Responsible for the Ottoman's Catastrophic Collapse? Turkish Daily News*, 7.8.1996
- 420 Tanju Cataltepe, *Crisis of Modernity in Turkey. Anadolu*, Volume 4, No. 1, Spring 1994
- 421 Yoruk, *Great Liberator*, TDN, a. a. O.
- 422 Hanioglu, *Opposition*, S. 3
- 423 Jäckh, *Rising Crescent*, S. 95
- 424 Jäckh, *Rising Crescent*, S. 90

- ⁴²⁵ Gul Demir, Armenians and Turkey: Shared History. Turkish Daily News, 18.9.2002
- ⁴²⁶ Gabriel Goltz: Die Armenische Minderheit in der Türkei - zu den Entwicklungen seit den EU-Anpassungsreformen 2002 und 2003. Orient, Jg. 44 (2003), H. 3, S. 428
- ⁴²⁷ Radikal, 9.10.2000
- ⁴²⁸ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.11.2004
- ⁴²⁹ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.2.2004
- ⁴³⁰ Radikal, 23.5. 2004
- ⁴³¹ Goltz, a.a.O., S. 418
- ⁴³² Demir, Armenians and Turkey, a. a. O.

Osmanische Begriffe und Titel

<i>Agha:</i>	Großgrundbesitzer
<i>Bey, Effendi:</i>	Herr
<i>Kaimakam:</i>	Landrat
<i>Kapitulationen:</i>	Verträge, durch die Ausländer teilweise der osmanischen Gerichtsbarkeit und Steuerhoheit entzogen waren
<i>Mutassarif:</i>	Gouverneur eines Verwaltungsbezirks
<i>Pascha:</i>	höchster osmanischer Titel
<i>Pforte:</i>	auch Hohe Pforte, osmanische Zentralregierung
<i>Scheich ul-Islam:</i>	oberster islamischer Richter und ranghöchster islamischer Geistlicher
<i>Walt:</i>	Provinzgouverneur
<i>Wilajet:</i>	Provinz

Literaturverzeichnis

Archive, Dokumentensammlungen, Zeitschriften

- AGD The Armenian Genocide. Documentation. München, 1988
- Bryce-Report Bryce, James, and Arnold Toynbee: The Treatment of the Armenians in the Ottoman Empire 1915-1916. Documents Presented to Viscount Grey of Falloden by Viscount Bryce. London, 1916
- CO Der Christliche Orient. Herausgeber: Dr. Johannes Lepsius, Jahrgänge 1897-1925
- DA Deutschland und Armenien 1914-1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Johannes Lepsius. Bremen 1986
- DGP Lepsius, Mendelssohn-Bartholdy, Thimme: Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914. Sammlung diplomatischer Akten des Auswärtigen Amts. Berlin, 1923
- DOA Documents on Ottoman Armenians, Vol. I, II. Prime Ministry. Directorate General of Press and Information, Ankara, o. J.
- Kriegsgerichtshof Konstantinopel Prozessprotokolle in Akcam, Armenien, S. 166-366
- LA Lepsius-Archiv Halle (Saale)
- PA-AA Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin
- USOD Safarian, Ära (Ed.): United States Official Documents on the Armenian Genocide, Vol. I, II, III. Watertown, 1993

Bücher und Aufsätze

- Ahmad, Feroz: The Young Turks. The Committee of Union and Progress in Turkish Politics 1908-1914. Oxford, 1969
- Ahmad, Feroz: Turkey. A Quest for Identity. Oxford, 2003
- Akcam, Taner: Armenien und der Völkermord. Die Istanbul Prozesse und die türkische Nationalbewegung. Hamburg, 1996
- Akcam, Taner: Die Türkei und der Völkermord an den Armeniern. In: Le Monde diplomatique (deutsch), 13.7.2001
- Akcam, Taner: The Genocide of the Armenians and the Silence of the Turks. Vortragsmanuskript Historie Conference, Chicago, March 2000

- Alexander, Edward: *A Crime of Vengeance. An Armenian Struggle for Justice*. Lincoln, 2000
- Anderson, MS.: *The Eastern Question 1774-1923. A Study in International Relations*. London, Melbourne, Toronto, 1966
- Astourian, Stephan H.: *Modern Turkish Identity and the Armenian Genocide*. In: Richard G. Hovannisian (Ed.): *Remembrance and Denial. The Case of the Armenian Genocide*. Detroit, 1999
- Atkinson, Tracy: *The Germans, the Turks und the Devil Made a Triple Alliance. Harpoot Diaries 1908-1917*. Princeton, 2000
- Balakian, Peter: *The Burning Tigris. The Armenian Genocide and America's Response*. New York, 2003
- Böer, Ingeborg et al.: *Türken in Berlin 1871–1945. Eine Metropole in den Erinnerungen osmanischer und türkischer Zeitzeugen*. Berlin, 2002
- Bryant, Louise: *Mirrors of Moscow*. New York 1923
- Bryce, James: *Viscount Bryce of Dechmont, O.M., Volume II*. New York, 1927
- Bryce, James: *William Ewart Gladstone: His Characteristics as Man and Statesman*. New York, 1898
- Buchan, John: *A History of the Great War, 4 Volumes*. Boston, 1922
- Captanian, Pailadzo: 1915. *Der Völkermord an den Armeniern. Eine Zeugin berichtet*. Leipzig, 1993
- Cohen, Amnon and Amy Singer (Ed.): *Aspects of Ottoman History: Papers from CIEPO IX, Jerusalem*. Jerusalem, 1994
- Criss, Nur Bilge: *Istanbul under Allied Occupation 1918-1923*. Leiden, Boston, Köln, 1999
- Dabag, Mihran und Kristin Platt (Hg.): *Genozid und Moderne*. Opladen, 1998
- Dadrian, Vahakn N.: *Documentation of the Armenian Genocide in German and Austrian Sources*. In: Israel Charny (Ed.): *The Widening Circle of Genocide. Genocide: A Critical Bibliographic Review, Volume 3*. New Brunswick, 1994
- Dadrian, Vahakn N.: *Documentation of the Armenian Genocide in Turkish Sources*. London, New York, 1991
- Dadrian, Vahakn N.: *The Armenian Genocide in Official Turkish Records. Collected Essays by Vahakn N. Dadrian*. *Journal of Political and Military Sociology*, Volume 22, No. 1, Summer 1994
- Dadrian, Vahakn N.: *The Armenian Genocide: Prof. Vahakn Dadrian's Lecture at Harvard*. Harvard University, April 24, 2001
- Dadrian, Vahakn N.: *The Comparative Aspects of the Armenian and Jewish Cases of Genocide: A Sociohistorical Perspective*. In: Alan S. Rosenbaum (Ed.): *Is the Holocaust Unique? Perspectives on Comparative Genocide*. Boulder, 1996

- Dadrian, Vahakn N.: The Historical and Legal Interconnections Between the Armenian Genocide and the Jewish Holocaust: From Impunity to Retributive Justice. In: *The Yale Journal of International Law*, Summer 1998, Volume 23, Number 2
- Dadrian, Vahakn N.: *The History of the Armenian Genocide. Ethnic Conflict from the Balkans to Anatolia and the Caucasus*. New York, Oxford, 2003
- Dadrian, Vahakn N.: The Naim-Andonian Documents of the World War One Destruction of the Ottoman Armenians. In: *International Journal of Middle East Studies* 18.3.1986
- Dadrian, Vahakn N.: The Role of the Special Organization in the Armenian Genocide during the First World War. In: P. Panayi (Ed.): *Minorities in Wartime*. Oxford, 1993
- Dadrian, Vahakn N.: The Role of the Turkish Physicians in the World War I Destruction of Ottoman Armenians. In: *Holocaust and Genocide Studies* 1.2.1986
- Dadrian, Vahakn N.: *Warrant for Genocide. The Key Elements of Turkish-Armenian Conflict*. New Brunswick (USA), London (UK), 2003
- Dadrian, Vahakn N.: The Complicity of the Party, the Government, and the Military. Select Parliamentary and Judicial Documents. In: *International Journal of Middle East Studies*, Volume 23, November 1991, No. 4
- Dadrian, Vahakn: The Documentation of the World War I Armenian Massacres in the Proceedings of the Turkish Military Tribunal. In: *International Journal of Middle East Studies*, Volume 23, November 1991, No.4
- Davis, L: *The Slaughterhouse Province*. New Rochelle, New York, 1989
- de Mendelssohn, Peter: *The Age of Churchill*. New York, 1961
- de Nogales y Mendes, Rafael: *Vier Jahre unter dem Halbmond*. Berlin, 1925
- Derogy, Jacques: *Resistance and Revenge. The Armenian Assassination of the Turkish Leaders Responsible for the 1915 Massacres and Deportations*. New Brunswick (USA) and London (UK), 1990
- Diner, Dan: *Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung*. Frankfurt/Main, 2000
- Dinkel, Christoph: German Officers and the Armenian Genocide. In: *Armenian Review*, 44,1/173
- Djemat Pascha, Achmed: *Erinnerungen eines türkischen Staatsmannes*, München, 1922
- Druhe, David N.: *Soviet Russia and Indian Communism 1917-1947. With an Epilogue Covering the Situation Today*. New York, 1959
- Dwight, H.G.: *Constantinople Old and New*. New York, 1915
- Erzberger, M(atthias): *Erlebnisse im Ersten Weltkrieg*. Stuttgart und Berlin, 1920

- Gencer, Mustafa: Bildungspolitik, Modernisierung und kulturelle Interaktion. Deutsch-türkische Beziehungen (1908-1918). Münster, Hamburg, London, o.J.
- Generalfeldmarschall von Hindenburg: Aus meinem Leben. Leipzig, 1920
- Göcek, Fatma Müge: Rise of the Bourgeoisie, Demise of the Empire. Ottoman Westernization and Social Change. New York and Oxford, 1996
- Gökalp, Ziya: Turkish Nationalism and Western Civilisation. Selected Essays Translated and Edited with an Introduction by Niyazi Berkes. London, 1959
- Goldschmidt, Arthur Jr.: A Concise History of the Middle East. Boulder, 1999
- Goltz, Hermann (Hg.): Akten des Internationalen Dr.-Johannes-Lepsius-Symposiums 1986 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle/Saale, 1987
- Goltz, Hermann und Axel Meissner (Hg.): Deutschland, Armenien und die Türkei 1895-1925. Teil 1: Dokumente und Zeitschriften aus dem Dr.-Johannes-Lepsius-Archiv an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. München, 1999; Teil 3: Thematisches Lexikon. München 2004
- Goltz, Hermann: Die »Armenischen Reformen« im Osmanischen Reich, Johannes Lepsius und die Gründung der Deutsch-Armenischen Gesellschaft. In: Fünfundsechzig Jahre Deutsch-Armenische Gesellschaft. Mainz, 1989
- Gooch, G.P.: History of Modern Europe 1878-1919. New York, 1923
- Gooch, G.P.: Recent Revelations of European Diplomacy. London, 1927
- Gooch, G.P.: Under Six Reigns. London, 1959
- Gordon, Harold J. (Ed.): The Hitler Trial before the Peoples Court in Munich. Arlington, 1976
- Gottlieb, W.W.: Studies in Secret Diplomacy during the First World War. London, 1957
- Graber, G.S.: Caravans to Oblivion. The Armenian Genocide 1915. New York, 1996
- Graf Kessler, Harry: Tagebücher 1918-1937. Frankfurt/M., 1979
- Graves, Armgaard Karl: The Secrets of the German War Office. New York, 1914
- Grey of Fallodon, Viscount: Twenty-Five Years, 1892-1916. New York, 1925
- Gust, Wolfgang und Sigrid (Hg.): Revidierte Ausgabe der von Johannes Lepsius unter dem Titel »Deutschland und Armenien 1914-1918« herausgegebenen Sammlung diplomatischer Aktenstücke, www.armenocide.de, 1999
- Gust, Wolfgang: Der Völkermord an den Armeniern. Die Tragödie des ältesten Christenvolkes der Welt. München, 1993
- Hanioglu, M. Sükrü: Preparation for a Revolution. The Young Turks 1902-1908. Oxford and New York, 2001

- Hanioglu, M. Sükrü: *The Young Turks in Opposition*. Oxford and New York, 1995
- Harden, Maximilian: *Teilirian*. In: *Die Zukunft*, XXIX. Jahrgang, Nr. 36, 1921
- Heyd, Uriel: *Foundations of Turkish Nationalism. The Life and Teachings of Ziya Gökalp*. London, 1950
- Hofmann, Tessa (Hg.): *Das Verbrechen des Schweigens. Die Verhandlungen des türkischen Völkermords an den Armeniern vor dem Ständigen Tribunal der Völker*. Göttingen und Wien, 1984
- Hofmann, Tessa: *New Aspects of the Talat Pasha Court Case*. In: *Armenian Review*. Winter 1989, Volume 42, No. 4/168
- Hörne, John and Alan Kramer: *German Atrocities, 1914. A History of Denial*. New Haven and London, 2001
- Hostler, Charles Warren: *Turkism and the Soviets. The Turks of the World and their Political Objectives*. London, 1957
- Hovannisian, Richard G. (Ed.): *The Armenian Genocide in Perspective*. New Brunswick (USA), London (UK), 2003
- Hovannisian, Richard G.: *Armenia on the Road to Independence – 1918*. Berkeley and Los Angeles, 1967
- Hovannisian, Richard G.: *Etiology and Sequelae of the Armenian Genocide*. In: George J. Andreopoulos (Ed.): *Genocide: Conceptual and Historical Dimensions*. Philadelphia, 1994
- Jeackh, Ernest (Ernst Jäckh): *The Rising Crescent. Turkey Yesterday, Today, and Tomorrow*. New York, Toronto, 1944
- Jernazian, Ephraim K.: *Judgement unto Truth, Witnessing the Armenian Genocide*. New Brunswick (USA) and London (UK), 1990
- Jungk, Peter Stephan: *Franz Werfel. Eine Lebensgeschichte*. Frankfurt/M., 2001
- Keegan, John: *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*. Reinbek, 2001
- Kempner, Robert M.W.: *Vor sechzig Jahren vor einem deutschen Schwurgericht: Der Völkermord an den Armeniern*. In: *Recht und Politik* 3/80
- Kieser, Hans-Lukas und Dominik W. Schaller (Hg.): *Der Völkermord an den Armeniern und die Shoah/The Armenian Genocide and the Shoah*. Zürich, 2002
- Kieser, Hans-Lukas: *Der verpasste Friede. Mission, Ethnie und Staat in den Ostprovinzen der Türkei 1839-1938*. Zürich, 2000
- Kochan, Lionel: *Russia and the Weimar Republic*. Cambridge, 1954
- Kohn, Hans: *A History of Nationalism in the East*. London: Harcourt, 1929
- Künzler, Jakob: *Im Land des Blutes und der Tränen. Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges (1914-1918)*. Zürich, 1999
- Lepsius, Johannes: *Armenien und Europa: Eine Anklageschrift*. Berlin, 1897

- Lepsius, Johannes: Der Todesgang des armenischen Volkes – Bericht über das Schicksal des armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges. Potsdam, 1919
- Lewis, Bernard: *The Emergence of Modern Turkey*, Third Edition. New York, Oxford, 2002
- Lord Vansittart: *The Mist Procession. The Autobiography of Lord Vansittart*. London, 1958
- Matthew, H.C.G. (Ed.): *The Gladstone Diaries, Volume 13*. Oxford, 1968
- Mazower, Mark: *Der Balkan*. Berlin, 2003
- Mazower, Mark: *Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jhd.* Berlin, 2000
- McClure, S.S.: *Obstacles to Peace*. Boston and New York, 1917
- Meißner, Axel: *Martin Rades »Christliche Welt« und Armenien. Bausteine für eine internationale politische Ethik des Protestantismus*. Phil. Diss. (masch.), Halle (Saale), 2001
- Mommsen, Wolfgang J.: *Großmachtstellung und Weltpolitik 1870-1914. Die Außenpolitik des Deutschen Reichs*. Frankfurt/M., Berlin, 1993
- Morgenthau, Henry: *All in a Life-Time*. Garden City, NY, 1922
- Morgenthau, Henry: *Ambassador Morgenthau's Story*. Garden City, NY, 1918
- Naimark, Norman M.: *Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert*. München, 2004
- Naumann, Friedrich: *Asia*. Berlin-Schöneberg, 1911
- Neulen, Hans Werner: *Feldgrau in Jerusalem. Das Levantekorps des Kaiserlichen Deutschland*. München, 1991
- Nickisch, Reinhard M. G.: *Armin T. Wegner. Ein Dichter gegen die Macht*. Wuppertal, 1982
- Niepage, Martin: *Ein Wort an die berufenen Vertreter des deutschen Volkes – Eindrücke eines deutschen Oberlehrers aus der Türkei*. Berlin, 1916
- Niepage, Martin: *Eindrücke eines deutschen Oberlehrers aus der Türkei*. Potsdam, 1919
- Ötkem, Kerem: *Creating the Turk's Homeland: Modernization, Nationalism and Geography in Southeast Turkey in the late 19th and 20th Century*. Paper
- Paksoy, H.B. (Ed.): *Central Asian Reader. A Rediscovery of History*. London, 1994
- Paksoy, H. B.: »Basmachi«: *The Turkestan Liberation Movement 1916– 1930s*. In: *Modern Encyclopedia of Religions in Russia and the Soviet Union*, Vol.4., 1991
- Pehlivanian, Meline (Hg.): *Armeni syn die menschen genant ... Eine Begegnung mit dem historischen Armenien*. Berlin, 2001
- Riggs, Henry H.: *Days of Tragedy in Armenia. Personal Experiences in Harpoot, 1915-1917*. Ann Arbor, 1997

- Sazonov, Serge: *Fateful Years 1909-1916. The Reminiscences of Serge Sazonov*, New York, 1928
- Schäfer, Richard: *Persönliche Erinnerungen an Johannes Lepsius*. Potsdam, 1935
- Seton-Watson, R.W.: *Disraeli, Gladstone and The Eastern Question*. London, 1962
- Steed, Henry Wickham: *Through Thirty Years. A Personal Narrative*. Garden City, New York, 1924
- Ternon, Yves: *Der verbrecherische Staat*. Hamburg, 1996
- Ternon, Yves: *Tabu Armenien. Geschichte eines Völkermords*. Frankfurt/ M., Berlin, 1988
- Toynbee, Arnold J.: *A Summary of Armenian History up to and including the Year 1915*. In: *The Treatment of the Armenians in the Ottoman Empire: Documents Presented to Viscount Grey of Fallodon, Secretary of State for Foreign Affairs*. London, 1916
- Troeltsch, Ernst: *Die Fehlgeburt einer Republik. Spektator in Berlin 1918 bis 1922*. Frankfurt/M., 1994
- Trotzki, Leo: *Die Balkankriege 1912-13*. Essen, 1995
- Tuchman, Barbara: *August 1914*. Frankfurt/M., 1990
- Usher, Clarence D: *An American Physician in Turkey*. London, 2002
- Vierbücher, Heinrich: *Was die kaiserliche Regierung den deutschen Untertanen verschwiegen hat: Armenien 1915*. Bremen, 2004
- von Blücher, Wipert: *Deutschlands Weg nach Rapallo*. Wiesbaden, 1951
- von Sanders, Liman: *Fünf Jahre Türkei*. Berlin, 1920
- Walker, Christopher J.: *Armenia. The Survival of a Nation*. New York, 1980
- Walker, Christopher J: *Britische Quellen über die Armenier-Massaker 1915/16*. In: Hofmann (Hg.), *Das Verbrechen des Schweigens*, S. 86-91
- Wegner, Armin T. (Hg.): *Der Prozess Talaat Pascha*. Berlin, 1921
- Wegner, Armin T: *Am Kreuzweg der Welten. Lyrik. Prosa. Briefe. Autobiographisches*. Berlin, 1982
- Wegner, Armin T.: *Armin T. Wegner e gli Armeni in Anatolia, 1915. Immagini e testimonianze*. Milano, 1996
- Wegner, Armin T.: *Das Zelt. Aufzeichnungen, Briefe, Erzählungen aus der Türkei*. Berlin, 1926
- Wernicke-Rothmayer, Johanna: *Armin T. Wegner. Gesellschaftserfahrung und literarisches Werk*. Frankfurt/M., 1982
- Wheeler-Bennett, John W: *The Nemesis of Power: The German Army in Politics, 1918-1945*. London, 1954
- Winkler, Heinrich August: *Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie*. München, 1993

- Wolton, Thierry: Rot-Braun. Hamburg, 2000
- Yale, William: The Near East. A Modern History. Ann Arbor, 1958
- Yeòr, Bat: The Decline of Eastern Christianity under Islam. From Jihad to Dhimmitude, Seventh-Twentieth Century. Madison, 1996
- Zürcher, Erik Jan: The Unionist Factor. The Role of the Committee of Union and Progress in the Turkish National Movement 1905-1926. Leiden, 1984